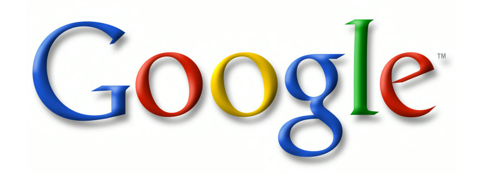


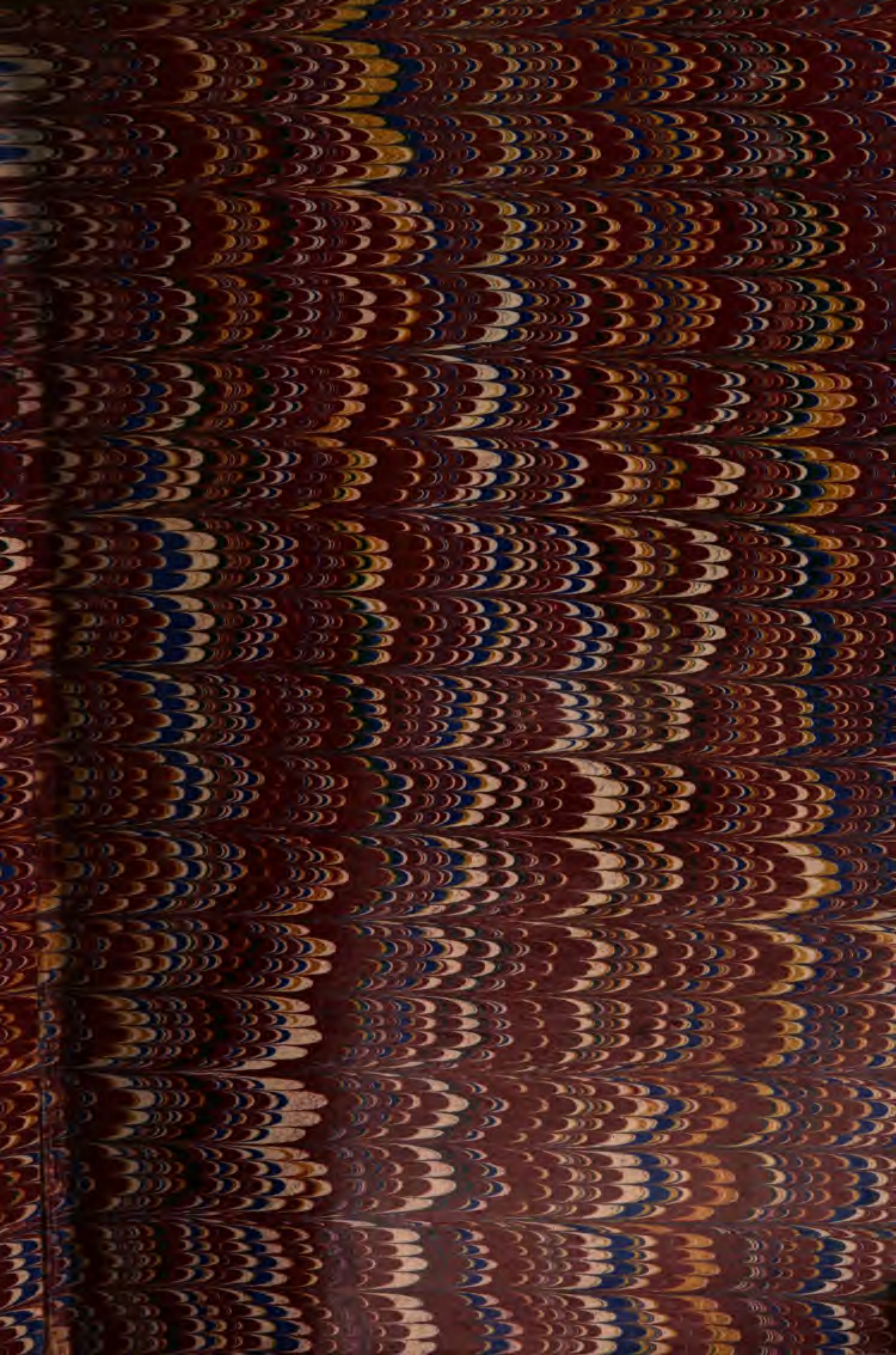
Im Vorzimmer des Kaisers fand er den dienstthuenden Adjutanten, General Favé, einen kleinen, beweglichen Mann mit leicht ergrauendem kurzen Haar und lebhaften Augen — und den Marquis de Moustier, welcher nach dem Rücktritt von Drouyn de Lhuys in Folge der deutschen Katastrophe das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte.

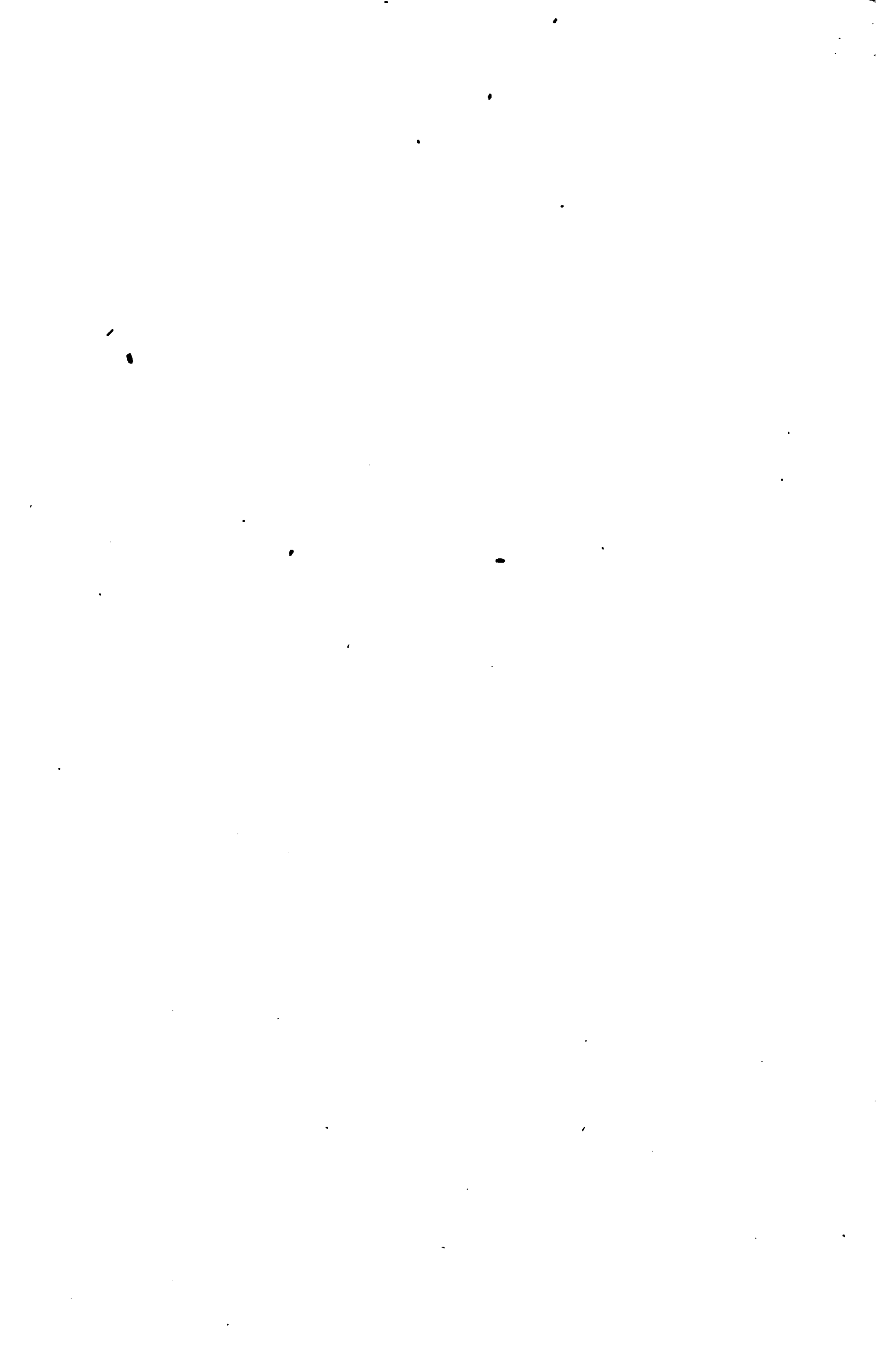
Der Marquis war soeben angekommen, hatte ein Portefeuille auf den Tisch gestellt und unterhielt sich mit dem General. Beide Herren trugen den schwarzen Ueberrock — nach der für den Morgenempfang am französischen Hofe herrschenden Sitte.

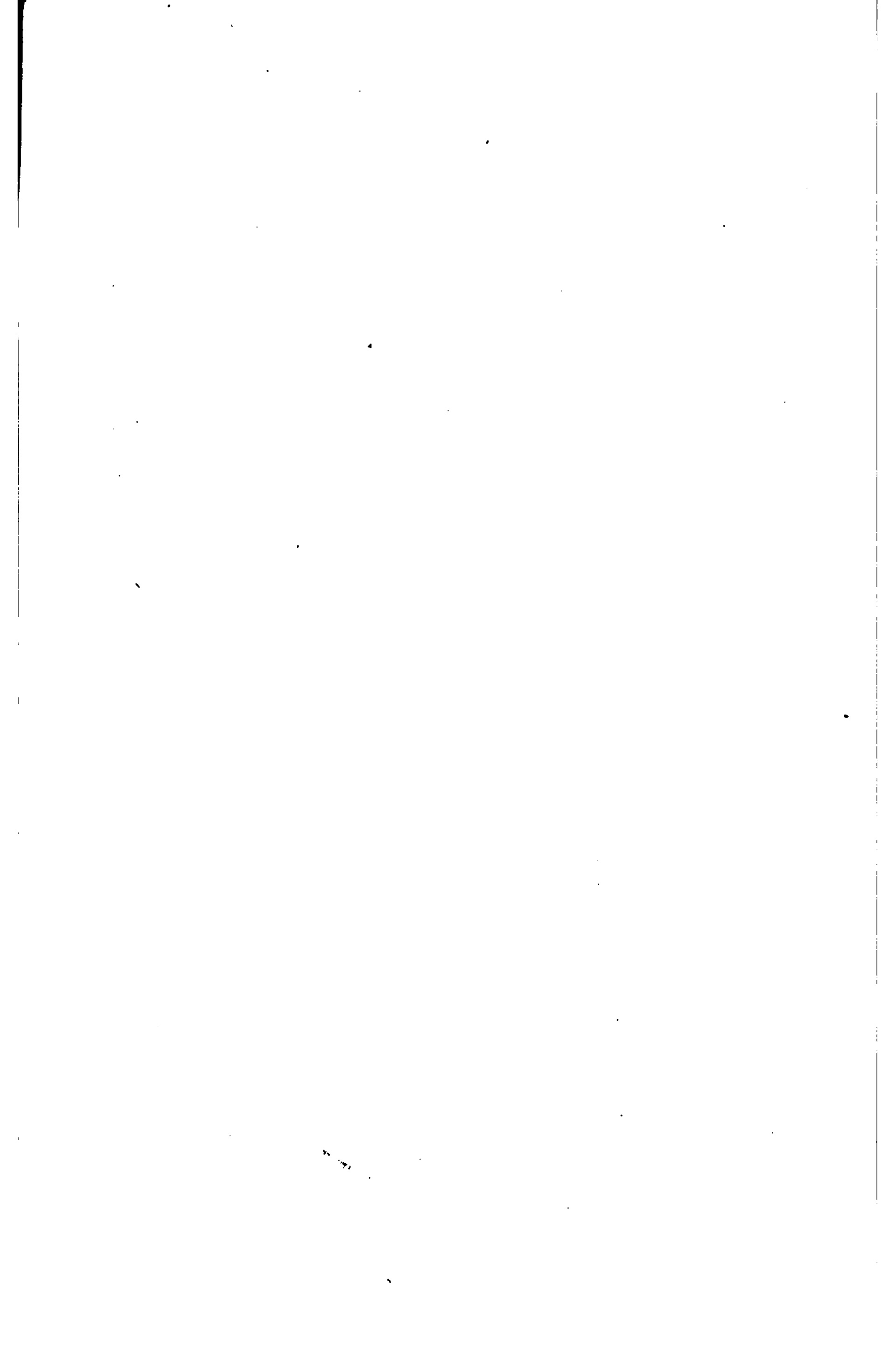
Herr von Moustier, einer jener altfranzösischen Edelleute, welche sich mit dem Kaiser ralliirt hatten, war damals ein Mann hoch in den Fünfzigen. Seine mittelgroße, früher so schlanke Gestalt hatte durch ein leichtes Embonpoint etwas von ihrer Eleganz eingebüßt, das vornehme blasse Gesicht, umrahmt von kurzem schwarzen Haar, mit einem kleinen schwarzen Schnurrbart auf der Oberlippe, trug die Spuren tiefer Kränklichkeit, zeigte aber dabei doch ein jugendlich leichtes Mienenspiel.

Der Doktor Conneau begrüßte den Marquis mit respektvoller Artigkeit und reichte dem General Favé freundlich die Hand.


47 b. 21
DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA
Taylor Institution.







Um Szepter und Kronen.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Zweite Abtheilung.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

1873.

Europäische
Minen und Gegenminen.

Folge von „Um Szepter und Kronen".

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Erster Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1873.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 5 APR. 1943 ·
OF OXFORD

Erstes Kapitel.

Es war Mitte März 1867.

Ein leichtes Halbdunkel herrschte in dem Wohnzimmer des kaiserlichen Prinzen von Frankreich im alten Palaste der Tuilerieen. Die schweren grünen Vorhänge waren bis fast zur Mitte der Fenster zusammengezogen und die durch graue Wolken verhüllte Morgensonne sendete nur wenig Licht in das Innere des Zimmers, welches ein helles, prasselndes Kaminfeuer mit behaglicher Wärme erfüllte.

Auf dem großen Tisch in der Mitte lagen aufgeschlagene Bücher und Landkarten, auf einem Seitentisch standen kleine, statuettenartige Figuren von Papiermaché, die verschiedenen Truppentheile der französischen Armee darstellend, man sah daneben einen Zeichentisch und eine kleine Staffelei mit Geräthschaften zum Malen, einen kleinen elektrischen Apparat und rings umher eine Menge jener tausend Kleinigkeiten, welche theils zum Spiel,

theils zum Unterricht des zarten Knaben dienten, den man den kaiserlichen Prinzen von Frankreich nannte, und auf welchen die Augen von ganz Europa theils mit theilnehmender Sorge, theils mit gespanntem Interesse, theils mit erbittertem Hasse ruhten.

Eine Chaiselongue stand in der Nähe des Kamins neben einem Tisch, bedeckt mit Bilderwerken, und auf derselben lag der junge elfjährige Prinz in einen weiten, weichen Schlafrock von schwarzer Seide gehüllt. Das blasse, magere Gesicht, von jener durchsichtigen weißen Klarheit, welche langes körperliches Leiden hervorbringt, ruhte leicht zurückgelehnt auf einem weißen, spitzenumsäumten Kissen, die großen dunklen Augen blickten mit fieberhaftem Glanz aus dem perlmutterschimmernden Weiß hervor, und um den jugendlich frischen Mund mit der stolz aufgeworfenen Lippe zuckte es in erregtem Nervenspiel.

Die eine seiner feinen, schlanken und weißen Hände ruhte auf einem, auf seinen Knieen aufgeschlagenen farbenreichen Bilderwerk, die Kostüme Frankreichs zu den verschiedenen historischen Epochen darstellend — das aufgeschlagene Blatt zeigte Ludwig XVI. im Krönungsornat und verschiedene Herren und Damen in glänzenden Hoftrachten jener Zeit.

Die andere Hand des Prinzen hielt der vor der

Chaiselongue stehende Leibarzt des Kaisers, Dr. Conneau, in der seinen — aufmerksam auf den Sekundenzeiger seiner Uhr blickend und den Pulsschlag zählend.

Die ernsten und intelligenten Züge des alten Freundes und Arztes Napoleon's III. waren nicht ganz frei von nachdenklicher Besorgniß, und länger, als sonst nöthig, hielt er schon die Hand des kranken Knaben in der seinen, immer und immer wieder den Pulsschlag verfolgend und von Zeit zu Zeit in fast unmerklicher Bewegung den Kopf schüttelnd.

Auf der andern Seite stand der Gouverneur des Prinzen, General Frossard, eine ernste militärische Erscheinung, fest und soldatisch in seiner Haltung, Freundlichkeit gemischt mit energischer Willenskraft bildete den Ausdruck seiner Züge. Der forschende Blick seines Auges ruhte auf dem Arzte, der jetzt langsam die Hand des Prinzen herabsinken ließ und lange prüfend in dessen Gesicht blickte.

„Sobald das Wetter schöner wird," sagte endlich Dr. Conneau, „muß der Prinz nach Saint Cloud, der fortwährende Aufenthalt in reiner und sonniger Luft ist jetzt erste Bedingung der weiteren Genesung."

Die Augen des jungen Prinzen erweiterten sich, ein glückliches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Ich danke Ihnen herzlich für diese Verordnung,"

rief er mit seiner, trotz des jugendlichen Alters sonoren und wohllautenden, durch die Leiden der Krankheit etwas gedämpften Stimme, — „o es treibt mich mit aller Gewalt hinaus aus diesen Mauern, hinaus in die weite freie Luft zu den Blumen und Bäumen, die ich hier nur aus den Fenstern sehen kann! — Glauben Sie mir," fuhr er nach einer kurzen Pause, während welcher sein Blick träumerisch auf dem kolorirten Kupferblatt vor ihm ruhte, — „glauben Sie mir, — hier in diesen Mauern werde ich niemals gesund, sie bringen mir Unglück, sie drücken und beängstigen mich, — o — ich bitte, lassen Sie mich gleich, — gleich heute hinaus gehen!"

„Das Wetter ist noch zu rauh, mein Prinz," sagte Dr. Conneau freundlich, indem er mit der Hand leicht und sanft über das glänzende, dunkelblonde Haar des kaiserlichen Kindes strich. — „Sie müssen noch einige Zeit warten, die Uebersiedelung könnte Ihnen schaden!"

Ein Zug von Unmuth und Verdruß legte sich um die Lippen des Prinzen, seine reine Stirn faltete sich über den Augenbrauen und seine Augen verhüllten sich in leichtem Thränenschimmer.

„Die Uebersiedelung kann mir nicht so viel schaden," rief er heftig, indem er die Fingerspitzen gegen einander preßte, „als der Aufenthalt hier in diesen Tuilerieen, die mich erdrücken. Ich will fort!"

„Prinz,“ sagte der General Frossard mit kurzem und strengem Ton, „um das Wort: ich will — brauchen zu lernen, muß man zunächst zu gehorchen verstehen, zu gehorchen den Eltern und Lehrern — und vor Allem der Nothwendigkeit. Regen Sie sich nicht auf und warten Sie ruhig den Augenblick ab, wo der Doktor Ihre Uebersiedelung anordnen wird.“

Der Prinz senkte die Augen, ein langer Seufzer drang aus seinen Lippen und wie unwillkürlich deutete er mit der Hand auf das Kostümbild, das auf seinen Knieen lag.

„Ich sage Ihnen aber,“ sprach er nach einigen Augenblicken, indem der gereizte und eigenwillige Ausdruck von seinem Gesicht verschwand und eine tiefe Traurigkeit sich über seine Züge legte, — „ich sage Ihnen aber, daß ich hier nicht gesund werden kann! — Denken Sie, lieber Doktor,“ fuhr er fort, — „ich lag hier vorher und besah diese Bilder der alten Trachten und erinnerte mich dabei alles dessen, was ich gelernt habe aus der Geschichte Frankreichs — und bei jedem neuen Bilde sah ich neues Blut und Unglück, welches dieser Louvre und diese Tuilerieen, die jetzt mit ihm vereint sind, über ihre Bewohner gebracht haben, immer neue Ströme von Blut, immer neues Entsetzen, — ich wurde recht traurig und hier bei diesem Bilde des armen Königs Ludwig schlief ich ein.“

Die Augen des Prinzen richteten sich weit und glänzend mit fieberhaftem Schimmer nach oben.

„Da träumte ich weiter,“ fuhr er fort, indem seine Stimme fast zum Flüsterton herabsank, — „und ich sah den armen kleinen Dauphin, wie er bleich und traurig die Hand gegen mich erhob — und dann sah ich den schönen König von Rom, er stieg langsam hinab in eine einsame Gruft und grüßte mich mit der Hand und blickte mich an so tief und wehmüthig, daß es mir hier“ — er legte die Hand auf sein Herz — „weh that — und dann sah ich aus allen Mauern dieses Schlosses die hellen Flammen hervorbrechen, und draußen der Hof wurde ein Meer von Blut und in dieß Meer sanken die Trümmer des brennenden Schlosses hinein. — Und ich wollte fliehen, voll Angst und Entsetzen, — aber die Wellen des Blutmeeres rollten mir nach und wollten mich verschlingen, — da wachte ich auf — aber ich sehe noch das entsetzliche Bild vor mir! O lieber Doktor, lassen Sie mich fort von hier, aus diesen fürchterlichen Tuilerieen, ich kann hier nicht schlafen, — aus Furcht, wieder so schrecklich zu träumen!“

Und der Prinz faltete bittend die Hände und richtete seinen Blick mit flehendem Ausdruck auf den Arzt.

Dr. Conneau blickte ernst und sorgenvoll in die aufgeregten Züge des Knaben.

„Mein Prinz,“ sagte der General Frossard mit ruhigem, festem Ton, „Sie müssen sich nicht aufregen und keinen Träumereien hingeben, — die Geschichte jedes Landes hat vieles Traurige und viele blutige und entsetzliche Momente, — denken Sie lieber an alles Große und Herrliche, das die Vergangenheit und die Gegenwart dieses schönen Frankreichs in so reichem Maße bietet!“

„Es wäre besser,“ sagte Dr. Conneau zum General gewendet, „wenn der Prinz jetzt für einige Zeit jede Beschäftigung mit geschichtlichen Gegenständen aufgäbe, — Ruhe der Nerven ist für ihn nothwendig.“

Der General nahm langsam das Buch von den Knieen des kaiserlichen Prinzen.

„Lassen wir jetzt diese Bilder,“ sprach er mit freundlichem Ernst, — „wir wollen uns einen Augenblick mit der Geometrie beschäftigen und einige kleine Aufgaben lösen.“

Und er nahm aus einer Mappe eine Tafel mit geometrischen Figuren aus der Lehre von den Dreiecken und legte sie vor den Prinzen.

Dieser blickte erheitert zu seinem Gouverneur empor und rief:

„O ja! das ist schön, — es macht mir so viel Freude, wenn ich eine Aufgabe lösen kann, — ich will mir recht viele Mühe geben!“

Die Augen des Prinzen richteten sich weit und glänzend mit fieberhaftem Schimmer nach oben.

„Da träumte ich weiter," fuhr er fort, indem seine Stimme fast zum Flüsterton herabsank, — „und ich sah den armen kleinen Dauphin, wie er bleich und traurig die Hand gegen mich erhob — und dann sah ich den schönen König von Rom, er stieg langsam hinab in eine einsame Gruft und grüßte mich mit der Hand und blickte mich an so tief und wehmüthig, daß es mir hier" — er legte die Hand auf sein Herz — „weh that — und dann sah ich aus allen Mauern dieses Schlosses die hellen Flammen hervorbrechen, und draußen der Hof wurde ein Meer von Blut und in dieß Meer sanken die Trümmer des brennenden Schlosses hinein. — Und ich wollte fliehen, voll Angst und Entsetzen, — aber die Wellen des Blutmeeres rollten mir nach und wollten mich verschlingen, — da wachte ich auf — aber ich sehe noch das entsetzliche Bild vor mir! O lieber Doktor, lassen Sie mich fort von hier, aus diesen fürchterlichen Tuilerieen, ich kann hier nicht schlafen, — aus Furcht, wieder so schrecklich zu träumen!"

Und der Prinz faltete bittend die Hände und richtete seinen Blick mit flehendem Ausdruck auf den Arzt.

Dr. Conneau blickte ernst und sorgenvoll in die aufgeregten Züge des Knaben.

„Mein Prinz," sagte der General Frossard mit ruhigem, festem Ton, „Sie müssen sich nicht aufregen und keinen Träumereien hingeben, — die Geschichte jedes Landes hat vieles Traurige und viele blutige und entsetzliche Momente, — denken Sie lieber an alles Große und Herrliche, das die Vergangenheit und die Gegenwart dieses schönen Frankreichs in so reichem Maße bietet!"

„Es wäre besser," sagte Dr. Conneau zum General gewendet, „wenn der Prinz jetzt für einige Zeit jede Beschäftigung mit geschichtlichen Gegenständen aufgäbe, — Ruhe der Nerven ist für ihn nothwendig."

Der General nahm langsam das Buch von den Knieen des kaiserlichen Prinzen.

„Lassen wir jetzt diese Bilder," sprach er mit freundlichem Ernst, — „wir wollen uns einen Augenblick mit der Geometrie beschäftigen und einige kleine Aufgaben lösen."

Und er nahm aus einer Mappe eine Tafel mit geometrischen Figuren aus der Lehre von den Dreiecken und legte sie vor den Prinzen.

Dieser blickte erheitert zu seinem Gouverneur empor und rief:

„O ja! das ist schön, — es macht mir so viel Freude, wenn ich eine Aufgabe lösen kann, — ich will mir recht viele Mühe geben!"

„Herr Minister,“ sagte er mit leichter Verbeugung, „ich bitte Sie, mir den Vorrang lassen zu wollen, ich werde Sie nicht lange zurückhalten, — ich möchte aber Seine Majestät nicht lange auf Nachrichten über das Befinden des kaiserlichen Prinzen warten lassen.“

Der Marquis von Moustier drückte durch eine verbindliche Neigung des Hauptes sein Einverständniß aus und fragte:

„Und wie geht es dem Prinzen? — Sein Befinden,“ fuhr er fort, — „ist nicht nur eine medizinische, sondern auch eine sehr politische Frage, — und ich muß mich daher doppelt dafür interessiren.“

„Der Prinz ist auf dem besten Wege zur vollständigsten Genesung, die Schmerzen in der Hüfte vermindern sich, und in Kurzem wird er, wie ich hoffe, vollständig gesund sein,“ — erwiederte der Arzt mit zuversichtlicher Stimme, indeß eine nicht ganz verschwindende Wolke auf seiner Stirne nicht durchaus mit dem Inhalt und Ton seiner Worte harmonirte.

„Das freut mich unendlich,“ sagte der Minister, — „Sie wissen, daß manche europäischen Kabinette und auch manche Parteien im Lande die Krankheit des Erben der Krone mit einer nicht sehr wohlwollenden Aufmerksamkeit verfolgen.“

„Es ist eine Folge des Scharlachfiebers,“ sagte

der Arzt ruhig, „welches das ganze Nervensystem des Kindes lebhaft erschüttert hat, — wie das ja oft bei dieser Krankheit vorkommt. Es sind weiter keine ernsten Symptome vorhanden — und die Feinde des Kaisers und Frankreichs haben keinen Grund zu boshaften Hoffnungen."

Die Thüre des kaiserlichen Kabinets öffnete sich, — Napoleon III. erschien selbst in derselben und warf einen Blick in das Vorzimmer.

Mit leichter Neigung des Kopfes und freundlichem Lächeln erwiederte er die tiefen Verbeugungen des Ministers und des Leibarztes.

Der Kaiser war seit der Katastrophe des vergangenen Jahres sichtlich älter und leidender geworden. Der Winter hatte seine Gesundheit auf die Probe gestellt und ihn mit rheumatischen Leiden heimgesucht, deren schmerzhafte Affektionen sein überaus empfindliches und leicht erregbares Nervensystem angegriffen hatten. Die Spuren dieser nicht gefährlichen, aber schmerzhaften und peinlichen Leiden zeigten sich auf seinem Gesicht und in seiner Haltung, — und wie er dastand, leicht gebückt, den Kopf etwas zur Seite geneigt, da hatte das sanfte und verbindliche Lächeln, mit welchem er die Herren begrüßte, etwas Melancholisches, Schwermüthiges, das bei einem Manne auf

dieser Höhe der Herrschaft und Macht traurig berühren mußte.

Dr. Conneau näherte sich dem Kaiser und sprach:

„Ich komme vom kaiserlichen Prinzen, — der Herr Marquis von Moustier will ein wenig Geduld haben," fügte er mit einer Verbeugung gegen den Minister der auswärtigen Angelegenheiten hinzu.

Der Kaiser nickte dem Marquis lächelnd zu und sagte:

„Auf sogleich, mein lieber Minister!" —

Dann wendete er sich in sein Kabinet zurück.

Dr. Conneau folgte ihm.

Als die Thüre sich hinter ihnen geschlossen, verließ der lächelnde Ausdruck vollständig das Gesicht des Kaisers. Er setzte sich in einen tiefen Lehnstuhl, welcher neben seinem Schreibtisch stand, und stützte beide Arme auf die Seitenlehnen.

Der von Schleiern umhüllte Blick seines Auges trat wie ein Stern aus den Wolken einer Sommernacht leuchtend hervor und richtete sich auf den langjährigen Freund, welcher ruhig vor ihm stehen blieb.

Aber dieser Blick war traurig, angstvoll bekümmert. Dieses wunderbar belebte Auge, welches da plötzlich in dem sonst so undurchdringlichen, ewig gleichen Antlitz des Imperators erschien, und aus den Zügen des Kai=

sers die fühlende, in reichem Leben bewegte Seele des Menschen hervorblicken ließ, dieß Auge strahlte einen Strom weichen, elektrischen Lichtes aus, die großen, weiten Pupillen schienen in wechselndem Farbenspiel zu schimmern und zu zittern und richteten sich mit dem Ausdruck banger Frage auf das ruhige Gesicht des Arztes, der mit inniger Theilnahme zu dem vor ihm sitzenden Kaiser herabsah.

„Wie geht es meinem Sohne, Conneau?“ fragte Napoleon.

„Sire,“ erwiederte der Leibarzt mit ernster Stimme, — „ich habe die beste und begründete Hoffnung auf die baldige und vollständige Genesung, — aber ich kann es Eurer Majestät nicht verhehlen, — der Prinz ist noch sehr ernstlich krank!“

Das Auge des Kaisers trat noch leuchtender und brennender hervor und schien in der Seele des Arztes lesen zu wollen.

„Ist Gefahr für sein Leben da?“ fragte er mit fast tonloser Stimme.

„Ich würde kindisch und lächerlich handeln und wäre nicht der Freund Eurer Majestät,“ sagte Dr. Conneau, „wenn ich Ihnen in diesem Augenblick auch nur ein Atom meiner Gedanken vorenthielte. — Nach der schweren Krankheit, die der Prinz durchgemacht hat,“

fuhr er mit ernster und fester Stimme fort, „ist eine Art von Anämie, eine Verdünnung der Blutsubstanz eingetreten, verbunden mit einer sensitiven Reizbarkeit der Nerven, welche wie eine zu starke Flamme die ohnehin schwache und sich nicht genügend wieder ersetzende Lebenskraft verzehrt. Alles kommt darauf an, ob die geheimnißvolle Arbeit der Natur aus dem unerschöpflichen Quell ihres Reichthums die rasch sich verzehrenden Kräfte wieder ergänzen und die regelmäßige Oekonomie des Organismus wieder herstellen wird. Mein Arzneischatz besitzt dafür kein Mittel, — auch wäre es hochgefährlich, mit scharfen und differenten Präparaten in die stille Entwickelung dieser zarten Natur einzugreifen. Entwickelt diese Natur die Kraft, um die Krisis, welche wesentlich eine Stagnation ist, zu überwinden, so kann der Prinz in kurzer Zeit vielleicht zu voller Jugendkraft erblühen und eine feste und kräftige Gesundheit erlangen, — aber," fuhr er fort und sein klares, offenes Auge senkte sich vor dem brennenden Strahl des kaiserlichen Blickes, — „wenn die Natur die Hülfe versagt, so kann eben so schnell die an beiden Enden entzündete Kerze sich verzehren."

„Und was muß geschehen, um der Natur ihre Arbeit zu erleichtern?" fragte der Kaiser, indem er die Hände faltete und sich weit zu dem Arzte hin vorbeugte.

„Absolute Ruhe, Fernhaltung jeder Aufregung und frische Luft," erwiederte der Arzt, — „der Prinz muß nach Saint Cloud, sobald das Wetter wärmer und beständiger wird, — und ich wollte Eure Majestät bitten, die nöthigen Befehle dazu zu geben."

„Fahren Sie sogleich hinaus, lieber Conneau," rief Napoleon, „und ordnen Sie Alles an, wie es am Besten ist, thun Sie Alles, was nöthig ist, und" — er streckte die Hände wie flehend dem Freunde entgegen, — „erhalten Sie mir meinen Sohn, — erhalten Sie den kaiserlichen Prinzen!"

Voll tiefen Mitgefühls und mit dem Ausdruck inniger, liebevoller Theilnahme blickte Dr. Conneau auf den Kaiser. Er trat einen Schritt näher zu ihm hin und sprach mit weicher, leicht zitternder Stimme:

„Was meine Kunst vermag, Sire, wird geschehen, — und," fügte er hinzu, — „wo meine Kunst nicht ausreicht, wird mein Gebet den großen Arzt dort oben um seine Hülfe anflehen!"

Der Kaiser senkte den Blick und sah einige Augenblicke starr vor sich hin.

„Dringt das Gebet des Menschen zu jenem geheimnißvollen Wesen empor, das die Schicksale der Menschen und Völker lenkt?" fragte er in fast flüsterndem Ton. — „O mein lieber Freund," rief er dann, indem

er sich lebhaft emporrichtete und den Kopf langsam gegen die Lehne seines Fauteuils zurücksinken ließ, „wie schwer ruht die Hand des Schicksals auf mir! — Dieses Kind," sagte er mit weicher Stimme, — „ich liebe es — es ist so rein, so gut — wie ich einst war — vor langen, langen Jahren" — fügte er träumerisch hinzu, — „es ist der Sonnenstrahl meines Lebens — aber es ist mehr — es ist die Zukunft meiner Dynastie, dieser Dynastie, die mein Oheim mit so viel Blut und Schlachtendonner gegründet, — die ich mit so viel Geduld, so viel mühsamer Arbeit, so viel unermüdlicher Zähigkeit wieder errichtet habe! Wenn das Verhängniß mir dieses Kind nimmt, wird das Herz des Vaters brechen, — das stolze Gebäude des Kaisers zusammensinken! — O," fuhr er fort, — wie zu sich selber sprechend, — „jeder Vater kann am Bette seines kranken Kindes sitzen, seine Athemzüge bewachen — ich aber muß all' diese Sorge, all' diesen Kummer in mich verschließen, mit lächelndem Angesicht muß ich meinen Sohn besuchen, — verleugnen muß ich die Sorge, die mein Herz bedrückt, denn Niemand, Niemand, Conneau, darf es ahnen, daß der Wurm am Herzen meines Kaiserthums frißt, — o Conneau, Conneau," rief er mit unendlich schmerzlichem Ausdruck, seinen Blick auf den Arzt richtend, — „es ist recht schwer, Kaiser zu sein!"

„Alles Große ist schwer, Sire," sagte Dr. Conneau, — „jedenfalls war es schwerer, Kaiser zu werden, als es zu sein."

„Wer weiß?" sagte Napoleon träumerisch.

„Aber warum wollen Eure Majestät so trüben Gedanken folgen?" sprach Dr. Conneau, „Sie waren so stolz und kühn in den Tagen des Unglücks, des Kampfes, — haben Sie das Vertrauen auf Ihren Stern verloren, der so glänzend zum Zenith heraufgestiegen ist?"

Napoleon senkte einen langen Blick in die Augen seines Freundes.

„Oft will es mir scheinen," sprach er düster, „als ob dieser Stern seine Mittagshöhe überschritten habe und sich niedersenken wolle zum Abend — zur Nacht, wenn dieß junge Leben erlischt, das den neuen Morgen nach meines Tages Ende heraufführen soll. — Die Geschichte meines Hauses lehrt mich," fuhr er mit dumpfem Tone fort, „daß das Schicksal Wege hat, welche von Austerlitz nach St. Helena führen!"

„Sire, welch' finsterer Geist umschwebt Sie!" rief Dr. Conneau, — „ist denn nicht jener Märtyrerfelsen von St. Helena der Grundstein des so glänzend wieder erstandenen Kaiserthrones geworden? — Sire, — wenn die Welt hören könnte, welche Gedanken den mächtigen Herrscher des großen Frankreichs erfüllen —"

„Sie wird es nicht,“ rief der Kaiser sich stolz aufrichtend, indem seine Züge den gewohnten ruhigen Ausdruck wieder annahmen, — „diese Gedanken bleiben hier in der Brust des Freundes! — Conneau,“ sagte er sanft und ein unendlich anmuthiges, fast kindlich freundliches Lächeln erhellte seine vorher so düstern Züge, — „ich habe doch einen Vorzug vor meinem Oheim, — er lernte seine wahren Freunde erst in den späten Tagen des Unglücks kennen — ich habe sie vorher erprobt und weiß auf dem Thron, wer in der Verbannung an meiner Seite war.“

Und er reichte dem Leibarzt die Hand.

Dieser blickte mit feuchtem Auge zum Kaiser hin und sprach:

„Ich bitte Gott, daß das Glück Eurer Majestät eben so treu bleibe, wie das Herz Ihrer Freunde.“

„Und nun gehen Sie, Conneau,“ sagte Napoleon nach einer augenblicklichen Pause, — „eilen Sie, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um das Leben des Prinzen zu retten, — ich will arbeiten, um seinen künftigen Thron zu befestigen. — Noch Eins,“ rief er dem der Thüre zuschreitenden Arzte zu, indem er einen Schritt zu ihm hintrat, — „Niemand darf wissen, daß dem Prinzen irgend eine Gefahr droht, — schon deßhalb muß er fort, um aller Beobachtung zu entgehen, —

Niemand, Conneau! — auch die Kaiserin nicht, — sie würde ihren Kummer, ihre Sorge nicht verbergen können, — auch mein Vetter Napoleon nicht," fügte er hinzu, indem sein scharfer Blick sich tief in das Auge des Arztes tauchte.

„Seien Sie unbesorgt, Sire," sagte dieser, — „ich weiß die Geheimnisse des Kaisers zu bewahren!"

Und den nochmaligen herzlichen Händedruck des Kaisers erwiedernd, schritt er der Thüre zu und verließ das Kabinet.

Napoleon blieb allein.

Er ging einige Male langsam im Zimmer auf und nieder.

„Will das Schicksal sich wirklich gegen mich wenden?" sprach er nachdenklich, — „sollte es wirklich so viel schwerer sein, sich auf der Höhe zu erhalten, als dieselbe zu erklimmen? — Und ist es die Hand des Schicksals," fuhr er fort, „die sich gegen mich erhebt, — habe ich nicht schwere Fehler gemacht? — Mexiko! — durfte ich mich in diese Unternehmung einlassen, ohne Englands sicher zu sein? — Die deutsche Katastrophe? — habe ich sie nicht herankommen lassen, da es noch Zeit war, sie zu beschwören? — Italien? war es richtig, vom Frieden von Zürich abzugehen und den Einheitsstaat erstehen zu lassen, der sich gegen mich erhebt und

Rom verlangt, das ich ihm nicht geben kann, ohne die Kirche zu meinem Todfeind zu machen, — ohne für immer den Einfluß Frankreichs auf der Halbinsel aufzugeben! — Und sind jene Carbonari zufrieden? — Bin ich sicher, daß nicht ein zweiter Orsini gegen mich die Hand erhebt? — Ja," sprach er, sinnend vor sich hinblickend, — „es waren große Fehler, die ich begangen habe und ihre bösen Folgen stehen gegen mich auf! — Doch," rief er nach einem augenblicklichen Nachdenken, indem ein Schimmer von Heiterkeit und Zuversicht über sein Gesicht flog, — „es ist gut, daß diese peinliche Lage eine Folge meiner Fehler ist, — menschliche Fehler kann menschlicher Wille und menschliche Klugheit verbessern und wieder gut machen, — aber des ewigen Fatums Hand ist unabänderlich und unerbittlich. — Wenn mein Sohn mir entrissen würde," sprach er dann wieder düster, indem der Schimmer einer Thräne die Wimpern seines Auges befeuchtete, — „das wäre allerdings die Hand des Schicksals, — aber für jetzt droht diese Hand nur, — darum will ich so gut als möglich meine Fehler zu verbessern suchen, um das Schicksal zu versöhnen. — Dieser deutschen Frage gegenüber muß Etwas geschehen, um der Welt und Frankreich insbesondere zu zeigen, daß meine Macht unvermindert dasteht und daß so mächtige Veränderungen in den Ver=

hältnissen Europas sich nicht vollziehen dürfen, ohne daß auch Frankreich in entsprechender Weise sich verstärkt, um das Gleichgewicht gegen die neue Macht zu erhalten."

Er setzte sich in seinen Fauteuil und zündete an der daneben auf dem Tische stehenden brennenden Kerze eine jener großen, aus den feinsten Blättern gewundenen Regalia-Cigarren an, welche für ihn eigens in der Havannah hergestellt wurden.

Während sein Blick sinnend den leichten blauen Ringelwolken folgte, welche das Zimmer mit ihrem strengen aromatischen Duft erfüllten, sprach er leise vor sich hin:

„Man räth mir zu großen Kombinationen und Koalitionen, um dieß Werk von 1866 wieder zu zerstören. — Ist es das Interesse Frankreichs, das Interesse meiner Dynastie, ein so gefahrvolles Spiel zu unternehmen und in die nach den großen Gesetzen des nationalen Völkerlebens sich vollziehenden Ereignisse einzugreifen? — Wem würde ich nützen, — wer würde es mir danken? — Nein," sagte er lauter, — „lassen wir jene Ereignisse ihren Entwicklungsgang gehen, — die Stellung und das Prestige Frankreichs wird auch neben dem geeinten Deutschland in der Welt bestehen können, wenn ich nur auch in meine Wagschale die nöthigen Gewichte zu legen verstehe. — Dieß Luxemburg ist das

erste, — das französische Belgien, — ein neutralisirter Rheinstaat," flüsterte er, — „bei den weiteren Schritten zur Vereinigung Deutschlands werde ich vorsichtiger sein und mir meine Kompensationen vorher sichern! — Aber wird man in Berlin diese Erwerbung Luxemburgs zugestehen? — Man wird nicht so thöricht sein, um dieser Frage willen mit mir zu brechen!" rief er aufstehend, „man hat wahrlich dort genug erreicht, um mir Etwas wenigstens zu gewähren, — dazu jetzt, wo meine Armee in ihrer verstärkten Organisation erheblich vorgeschritten ist."

Er ergriff einen Brief, der auf dem Tisch neben ihm lag, und blickte einige Augenblicke aufmerksam auf die eleganten, festen Schriftzüge, welche das stark glänzende Papier trug.

„Die Königin Sophie ist der geistreichste Politiker unserer Tage," sagte er dann, — „wie sie die feinsten Nüancen eines Gedankens versteht und erfaßt mit aller Feinheit der Frau und aller Klarheit des Mannes! — Sie glaubt nicht, daß die Frage so glatt sich löse, und befürchtet einen Konflikt —"

Er sann einen Augenblick nach und bewegte dann leicht eine kleine, neben ihm stehende Glocke.

„Ich lasse den Marquis de Moustier bitten," befahl er dem eintretenden Kammerdiener.

Der Minister trat ein. Napoleon erhob sich und begrüßte ihn mit leichtem Kopfneigen. Dann deutete er auf einen ihm gegenüberstehenden Sessel und ließ sich wieder bequem in seinen Fauteuil sinken, während der Marquis sein Portefeuille öffnete und mehrere Papiere aus demselben hervorzog.

„Sie sehen heiter aus, mein lieber Minister," sagte der Kaiser lächelnd, indem er die Spitze seines langen Schnurrbartes leicht durch die Finger gleiten ließ, — „bringen Sie mir gute Nachrichten?"

„Sire," sagte der Marquis, indem er den Blick über ein Papier gleiten ließ, das er aus seinem Portefeuille genommen, — „die Negoziation im Haag geht vortrefflich — Baudin berichtet, daß die Regierung dort entschlossen sei, um jeden Preis die Trennung Limburgs und Luxemburgs von Deutschland zu erreichen und sich von der steten Drohung zu befreien, welche die bewaffnete Hand Preußens in der Festung Luxemburg für sie bildet. Alle Unterhandlungen in Berlin, um, nach der Auflösung des deutschen Bundes, jenes Band mit Deutschland zu lösen, — sind vergeblich gewesen und der König ist vollkommen bereit, das Großherzogthum an Frankreich abzutreten. Es müsse dann aber — was ich schon Ende des vorigen Monats in Aussicht gestellt habe — die ganze Negoziation mit Preußen hier übernommen

werden. — Der Gesandte fügt hinzu," fuhr der Marquis fort, „daß die Bevölkerung im Großherzogthum der Annexion an Frankreich durchaus geneigt sei und mit Freuden den Augenblick begrüßen werde, wo es ihr vergönnt sein möchte, einen Theil der großen französischen Nation zu bilden."

Ein zufriedenes Lächeln umspielte die Lippen des Kaisers. Indem er leicht die Spitze seines Schnurrbarts drehte, fragte er:

„Hat man über den Preis des Verkaufs gesprochen?"

„Nicht eingehend," erwiederte der Minister, — „es ist das besondern Verhandlungen vorbehalten."

„Die Frage ist auch gleichgültig," sagte der Kaiser, — „man darf darauf kein besonderes Gewicht legen. Jedenfalls wird man in Holland wissen, daß der wesentlichste und wichtigste Theil des Preises in der Zukunft liegt. — Das vlämische Sprachgebiet —"

„Man ist vollkommen von der gegenwärtigen und zukünftigen Bedeutung der Frage unterrichtet," sprach der Marquis schnell, indem er in den Bericht blickte, den er in der Hand hielt, „und der Gesandte ist erstaunt, ein so eingehendes Verständniß gefunden zu haben."

Mit leichtem Lächeln neigte der Kaiser das Haupt.

„Die allgemeine Volksabstimmung hat man als Bedingung gestellt," fuhr der Minister fort.

„Das versteht sich von selbst," sagte der Kaiser, indem er einen langen Zug aus seiner Cigarre that und eine große blaue Rauchwolke vor sich in die Luft blies. — „Doch nun, mein lieber Marquis," fuhr er fort, und ein forschender Blick fuhr blitzschnell zu seinem Minister herüber, — „wie glauben Sie, daß man die Sache in Berlin aufnehmen wird? — fürchten Sie, daß wir dort Schwierigkeiten haben werden?"

Der Marquis de Moustier zuckte leicht die Achseln und antwortete, indem er einen andern Bericht aus seiner Mappe hervorzog:

„Benedetti hat natürlich über den Gegenstand selbst nicht mit dem Grafen Bismarck gesprochen, indeß berichtet er, daß der preußische Ministerpräsident in jeder Weise den Wunsch betont, mit Frankreich auf dem besten und freundschaftlichsten Fuße zu stehen, und er zweifelt nicht, daß die preußische Regierung mit Freuden die Gelegenheit ergreifen werde, um den Wunsch der Erhaltung guter Beziehungen durch diese für sie in der That nicht bedeutungsvolle Konnivenz zu manifestiren."

„Ich hoffe, daß Benedetti sich nicht täuscht," sagte der Kaiser mit einem leichten Seufzer. — „Mein lieber Minister," fuhr er nach einigen Sekunden fort, indem er sich leicht zu dem Marquis hinüberneigte, — „Sie wissen, wie sehr man sich von Wien aus bemüht, uns

nach jener Seite hinüberzuziehen, — durch die Bildung eines Südbundes unter Oesterreichs Führung dem Werke Preußens ein unübersteigliches Bollwerk entgegenzusetzen —"

Der Marquis neigte leicht das Haupt.

„Aber ich muß Ihnen sagen," fuhr der Kaiser fort, — „ich will diesen Weg nicht gehen, die wahre Macht in Europa liegt in den Händen von Preußen und Rußland — und dieser Allianz will ich mich anschließen, denn in ihr liegt das Leben und die Zukunft. — Ich hatte schon früher einen ähnlichen Gedanken, ich dachte an die Wiederaufrichtung jener mächtigen schiedsrichterlichen Gewalt in Europa, welche Metternich unter dem Namen der heiligen Allianz geschaffen hatte, — sie würde noch mächtiger, noch gewaltiger geworden sein, wenn Frankreich in ihr die Stelle Oesterreichs eingenommen hätte. Friedrich Wilhelm IV. verstand mich, — aber sein reicher Geist verdunkelte sich — und er starb, — jener große Gedanke blieb unausgeführt, — vielleicht läßt er sich heute wieder anbahnen. — Wenn man mir die Konzession von Luxemburg macht und mir bewilligt, was Frankreich noch bedarf, um seine Zukunft sicher und groß zu gestalten, — dann, mein lieber Marquis, sollen meine Ideen eine festere Gestalt gewinnen."

Der Marquis verneigte sich.

„Ich kenne," sagte er, „diesen Gedanken Eurer Majestät und habe ja damals auch daran gearbeitet, seine Ausführung vorzubereiten, — leider," fuhr er fort, indem er den Blick senkte, „war es mir nicht vergönnt, meine Thätigkeit in jener Richtung fortzusetzen —"

Der Kaiser reichte ihm die Hand hinüber, welche der Minister ehrerbietig ergriff.

„Sie waren damals das Opfer Ihres Diensteifers," sagte Napoleon verbindlich, — „eines Diensteifers, für den ich Ihnen stets dankbar bin und bleiben werde."

„Und wenn," rief der Marquis, „diese Konzession verweigert werden sollte, — das heißt, wenn man zunächst Schwierigkeiten machen sollte, so wird ein festes und energisches Auftreten genügen, um die Zustimmung zu erreichen; — England wird uns keine Schwierigkeiten machen und in Berlin wird man vor wirklich ernstem Auftreten zurückweichen. Die Aufregung des Krieges und das Hochgefühl des Sieges sind dort verraucht, die Schwierigkeiten der innern Verhältnisse des Nordbundes machen sich mächtig fühlbar, und schwerlich wird man um dieses Gegenstandes willen einen ernsten Konflikt mit kriegerischer Eventualität sich zuspitzen lassen. — Ich kenne," fuhr er mit leichtem Lächeln

fort, „Berlin, — und weiß, wie schwer man sich dort entschließt.“

Der Kaiser blickte ihn einen Augenblick nachdenklich an.

„Sie haben das alte Berlin gekannt,“ sagte er dann, — „ich fürchte, man ist dort jetzt schneller von Entschluß, — und sieht auch sehr klar die letzten Konsequenzen eines ersten Schrittes. — Indeß,“ rief er und richtete den Kopf empor, — „es muß gehandelt werden, — instruiren Sie also Baudin, daß er so bald als möglich den Luxemburger Vertrag zum Abschluß bringt — und daß er vor Allem bis zur definitiven Abmachung die äußerste Diskretion bewahrt, — wir müssen mit einem fait accompli hervortreten.“

Der Marquis verneigte sich und stand auf, indem er seine Papiere in die Mappe verschloß.

Der Kaiser erhob sich und trat einen Schritt zu seinem Minister.

„Halten Sie aber zugleich den Faden der Negoziation mit Oesterreich fest,“ sagte er, — „wir müssen den Weg offen halten, um, wenn auf der einen Seite unsern Planen Schwierigkeiten entgegentreten, das andere Gewicht in die Wagschale werfen zu können!“

„Seien Eure Majestät unbesorgt,“ erwiederte der Marquis, — „der Herzog von Gramont wird seine

Konversationen mit Herrn von Beust fortsetzen — sie verstehen Beide so vortrefflich zu sprechen," fügte er mit kaum merkbarem Lächeln hinzu, — „und wir werden seinerzeit daraus machen, was wir wollen, — die Basis für ein politisches Gebäude, — oder das lehrreiche Material für unsere Archive."

„Auf Wiedersehen, lieber Marquis," rief Napoleon, indem er freundlich lächelnd mit der Hand grüßte, und sich tief verneigend verließ der Minister das Kabinet.

„Ich muß eine spezielle Instruktion an Benedetti aufsetzen lassen," sagte der Kaiser, „damit er die ganze Bedeutung der Frage versteht und dafür das Terrain vorbereitet."

Und er wendete sich langsam nach der Seite des Zimmers, wo eine dunkle Portière den Ausgang verdeckte, welcher zu seinem geheimen Sekretär Pietri hinabführte.

Das Gemach blieb leer.

Nach einigen Minuten öffneten sich die Flügel der Eingangsthür und der Kammerdiener des Kaisers rief:

„Ihre Majestät die Kaiserin!"

Die Kaiserin Eugenie trat rasch in das Kabinet, hinter ihr schloß sich geräuschlos die Thüre.

Die schlanke, geschmeidig elastische Gestalt der Kaiserin ließ in ihrer jugendlich anmuthigen Haltung die

einundvierzig Lebensjahre nicht vermuthen, welche über ihr Haupt hingezogen waren.

Trugen die Züge ihres Gesichts, von dem wunderbar schönen, in dunklem Goldblond schimmernden Haare umrahmt, auch nicht mehr den Ausdruck der früheren Jugend, so hatte doch auch das Alter noch keines seiner unerbittlichen Zeichen auf dieses nach der Antike geschnittene Antlitz gezeichnet, dessen reine und edle Schönheitslinien über dem Einfluß der Zeit zu stehen schienen.

Mit unnachahmlicher Grazie trug die Kaiserin den schönen Kopf auf dem langen, schlanken Hals; ihre großen Augen von schwer bestimmbarer Farbe, nicht strahlend von scharfem Geisteslicht, aber in schimmerndem Schmelz eine lebhafte Empfänglichkeit reflektirend, erleuchteten belebend die an den Marmor erinnernden Züge.

Die Kaiserin trug ein dunkles Seidenkleid, dessen reiche, schwere Falten, der Mode der Zeit gemäß, in weiter Ausdehnung über jene schwellenden tulles d'illusion hinabflossen, welche man in den untern Kreisen der Gesellschaft durch die häßlichen und geschmacklosen Crinolines nachahmte, — eine Brosche von einem großen Smaragd, mit Perlen umrahmt, bildete ihren einzigen Schmuck.

Sie blieb erstaunt stehen, als sie das Zimmer leer sah, — der Blick ihres großen Auges suchte den Kaiser.

Indem dieser Blick die dunkle Portière streifte, welche zu dem Kabinet Pietri's führte, erschien ein Ausdruck des Verständnisses auf ihren Zügen, und zu dem Tisch in der Mitte hinschreitend, setzte sie sich langsam in den Fauteuil, welchen der Kaiser vor Kurzem verlassen hatte.

Ihr Blick lief über den Tisch hin, wie um etwas zu suchen, womit sie sich die Zeit vertreiben könne, während sie ihren Gemahl erwartete.

Da fiel ihr Auge auf den Brief, welchen der Kaiser dorthin aus der Hand gelegt hatte, und ihr Blick haftete auf den Schriftzügen mit einem leichten Ausdruck von unmuthigem Verdruß.

Sie streckte die schöne Hand aus und indem sie das Blatt mit den Spitzen ihrer zarten, rosigen Finger ergriff, begann sie zu lesen.

„Welche Freundschaftsversicherungen!“ rief sie mit kaum merklich zitternder Stimme.

Plötzlich aber öffnete sich ihr Auge weiter und ihre Züge nahmen den Ausdruck höchster Spannung an. Mit fliegendem Blick las sie den Brief zu Ende, warf ihn dann auf den Tisch zurück und erhob sich, um mit raschen Schritten einige Male im Zimmer auf und nieder zu gehen.

„Das also ist im Werk!“ — rief sie dann, indem

sie wieder stehen blieb und die weißen Finger fest auf die Lehne des Fauteuils drückte, — „ich habe es gefürchtet, daß der Geist des Kaisers sich nicht frei machen kann von dem Gedanken, mit diesem Deutschland, dieser Schöpfung des preußischen Ehrgeizes, Frieden zu machen und den Gedanken an Revanche, an Rache aufzugeben. — Mit dieser armseligen Kompensation, diesem nichtsbedeutenden Großherzogthum Luxemburg soll Frankreich sich abkaufen lassen, um ruhig zuzusehen, wie Deutschland heranwächst, wie Italien sich immer mehr stärkt zum Verderben und zum Untergang der Kirche?"

Sie that wieder einige Schritte durch das Zimmer.

„Wenn dieß Arrangement ausgeführt wird," rief sie lebhaft, „so ist die Zukunft dahingegeben, — das darf nicht sein, — wir müssen warten und uns stärken, um dann mit der ganzen Macht Frankreichs auftreten zu können und mehr zu erreichen, als dieß Luxemburg."

Sie machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand.

„Aber wie verhindern," sagte sie leise, das Haupt neigend, — „was schon abgemacht zu sein scheint!" —

Ein Geräusch wurde hörbar, Napoleon erschien unter der Portière.

Die Kaiserin wendete anmuthig den Kopf und lächelte ihrem Gemahl entgegen.

Rasch trat der Kaiser zu ihr hin, — ein freundlicher Schimmer belebte sein Gesicht.

Sie reichte ihm die Hand, — mit einer fast jugendlichen Bewegung voll anmuthiger Eleganz drückte er die Lippen darauf.

„Sie haben lange gewartet?“ fragte er.

„Einen Augenblick,“ erwiederte die Kaiserin, — „ich kam, um mit Ihnen zu Louis zu gehen, der arme Kleine muß bald nach Saint Cloud, hat mir Conneau gesagt.“

„Ja,“ sagte der Kaiser, — „er bedarf der frischen Luft und der Ruhe, um vollständig zu genesen. Beides hat er hier nicht, — um so weniger, als die Besuche der Ausstellung schon bald beginnen und uns sehr in Anspruch nehmen werden, — die Souveräne werden fast alle kommen —“

„Also der europäische Horizont zeigt keine Wolken?“ fragte die Kaiserin lächelnd.

„So wenig als die schöne Stirn meiner an jedem Morgen neuverjüngten Gemahlin,“ erwiederte der Kaiser, — dann bewegte er die Glocke.

„Die Frau Admiralin Bruat!“ befahl er dem Kammerdiener.

„Sie wartet bereits im Vorzimmer,“ sagte die Kaiserin.

„Also gehen wir zu unserem Louis," sprach Napoleon und reichte seiner Gemahlin den Arm.

Die Flügelthüren öffneten sich, mit freundlichem Lächeln begrüßte der Kaiser die ihm entgegentretende Gouvernante der Kinder von Frankreich, die Wittwe des Admirals Bruat.

Sie schritt voran; lächelnd mit einander plaudernd begab sich das kaiserliche Paar nach den Gemächern des Prinzen.

Zweites Kapitel.

Vor dem großen Palais am Boulevard des Italiens, dessen weite Parterreräume von dem Grand Café eingenommen werden und in dessen Beletage der weltbekannte Jockeyklub seine glänzenden Salons etablirt hat, hielt um die Mittagsstunde eines sonnigen Märztages in rascher Anfahrt ein kleines blaues Coupé von jener äußersten einfachen Eleganz in dem Bau des Wagens und in dem Geschirr, welche man vorzugsweise in Paris, und in Paris wieder in höchster Vollkommenheit bei den Mitgliedern jenes berühmten Klubs findet, der den Sport auf die Höhe der anmuthigsten Vollendung gebracht hat. Eine einfache dunkle Chiffre, überragt von einer Grafenkrone, befand sich auf dem Schlage, und dem leichten Zügeldruck des in tadelloser dunkelblauen Livrée unbeweglich auf dem Bock sitzenden Kutschers gehorchend, hielt das edle, hochelegante Pferd mit ruhiger Sicherheit vor dem großen Eingangsthore

den schnellen Trab ab und stand bewegungslos da, — nur den schönen Kopf leicht erhebend und aus den weit geöffneten Nüstern den heißen Athem in die frische Märzluft ausstoßend.

Aus dem Coupé stieg ein großer, schlanker Mann, mit der höchsten Eleganz in dunkle Farben gekleidet, große tiefdunkle Augen blickten ruhig, aber mit traurig sinnendem Ausdruck, aus dem edlen, scharfgeschnittenen Gesicht, dessen gleichförmige matte Blässe nur durch einen kleinen schwarzen Schnurrbart auf der Oberlippe unterbrochen wurde. Seine kurzen schwarzen Haare bedeckte, in die Stirne gedrückt, einer jener niedrigen graziösen Hüte aus den Magazinen von Pinaud & Amour, seine Hand, in elegantem dunkelgrauen Handschuh, drückte leicht ein weißes Batisttuch gegen die Lippen, um sich gegen die rauhe Märzluft zu schützen.

Er warf einen prüfenden Blick auf das Pferd und befahl dem Kutscher, nach Hause zu fahren. Dann nahm er aus einem Körbchen, welches eine kleine Bouquetière ihm präsentirte, einen kleinen Strauß duftender Veilchen, legte dafür ein Frankenstück in den Korb und stieg leichten, elastischen Schrittes die breite, mit dichten weichen Teppichen belegte Treppe hinauf. Oben angelangt, wendete er sich zu dem mit mächtigen geschnitzten Büffets und reichen silbernen Aufsätzen ausgestatteten

Frühstückszimmer; die auf dem Korridor wartenden Lakaien des Klubs in ihren eleganten Livréen öffneten die Thüre und ein junger Mann von etwa einundzwanzig Jahren, mit hochblondem, offenen und frischen Gesicht von norddeutschem Typus, welcher allein in dem großen Gemach an einem kleinen, zierlich gedeckten Tische saß, rief dem Eintretenden mit einem lächelnden Blick seiner großen lichtblauen Augen entgegen:

„Guten Morgen, Graf Rivero — Gott sei Dank, daß Sie kommen, um diese langweilige Einsamkeit zu beleben, in welcher ich mich hier wie ein Einsiedler befinde. Ich weiß nicht, wo alle Welt heute noch steckt, — ich bin früh geritten und habe einen ungeheuren Appetit, — ich habe mir da ein sehr gutes kleines Dejeuner komponirt, — wollen Sie meinem Geschmack vertrauen und ein Couvert nehmen?"

„Mit Vergnügen, Herr von Grabenow," erwiederte der Graf, indem er seinen Hut einem Lakaien reichte.

Der Haushofmeister des Klubs war herangetreten und winkte bei der Antwort des Grafen den zum Dienst bereit stehenden Dienern, welche mit jener Geschwindigkeit und Unhörbarkeit, die der Bedienung in den guten Häusern eigenthümlich ist, dem jungen Herrn von Grabenow gegenüber ein Couvert auf den Tisch legten.

„Nehmen Sie inzwischen ein Glas von diesem

Sherry," sagte der junge Mann, indem er dem Grafen, welcher sich ihm gegenübergesetzt hatte, aus dem vor ihm stehenden Karaffon von geschliffenem Krystall ein kleines Glas mit dem goldgelben Weine füllte, — „er ist gut, — und ich glaube, fast der einzige in Paris."

Der Graf nahm mit leichter Verneigung das Glas, trank einige Tropfen und sagte dann mit seiner leisen und doch volltönenden und melodischen Stimme:

„Man sieht Sie so wenig in letzter Zeit, mein lieber Herr von Grabenow — bei Ihrem Alter," fügte er mit einem halb schalkhaften, halb melancholischen Lächeln hinzu, — „ist es überflüssig, zu fragen, welche Geschäfte Sie in Anspruch nehmen."

Ein flüchtiges Roth überflog die Stirne des jungen Mannes und mit einiger Hast erwiederte er: „Ich war nicht ganz wohl, leicht erkältet und mein Arzt hatte mir verordnet, mich sehr zu schonen."

Der Graf nahm eine goldbraune Seezunge, welche man ihm servirte, und sprach, indem er den Saft einer Citrone darauf träufelte, mit scherzhaftem Ton:

„Deßhalb begegnete ich Ihnen auch wohl neulich im Bois de Boulogne in der Nähe der Kaskaden in einem verschlossenen Coupé mit einer — ohne Zweifel älteren Dame, welche Sie in Ihrer Krankheit pflegt — leider," fuhr er lächelnd fort — „war das Gesicht Ihrer Duenna

in so dichte Schleier gehüllt, daß ich nichts davon sehen konnte."

Herr von Grabenow warf aus seinen großen, fast noch kindlich reinen blauen Augen einen schnellen, erschrockenen Blick auf den Grafen.

„Sie haben mich gesehen?" fragte er schnell.

„Ich ritt dicht an Ihrem Wagen vorüber," erwiederte der Graf, „aber Sie waren so sehr in die Unterhaltung mit Ihrer — Krankenwärterin vertieft, daß es mir unmöglich war, Sie zu grüßen."

Und er schenkte sich aus einer größeren Krystallkaraffe ein Glas jenes leichten, duftigen St. Emilion ein, dieser so selten rein zu findenden Perle aller edlen Rebengewächse von Bordeaux.

„Herr Graf," sagte der junge Mann nach einem augenblicklichen Nachdenken, indem er mit treuherzigem Ausdruck hinüberblickte, — „ich bitte Sie herzlich, Niemand sonst etwas von Ihren Beobachtungen mitzutheilen, — ich möchte nicht, daß diese Sache Gegenstand der Bemerkungen — und der Nachforschungen der Andern würde — Sie wissen, welche Ansichten und Grundsätze sie Alle haben, — und in diesem Falle passen dieselben nicht."

Der Graf blickte mit ernstem, theilnahmsvollen Ausdruck zu dem jungen Manne hinüber und ließ einen

Augenblick seinen tiefen, dunkeln Blick in dessen klaren blauen Augen ruhen.

„Meine Diskretion versteht sich von selbst," sagte er dann mit leichter Neigung des Haupts, — „nur möchte ich Ihnen rathen," fuhr er mit freundlichem, wohlwollenden Lächeln fort, „künftig die Vorhänge Ihres Coupés zu schließen, denn nicht bei allen Ihren Bekannten könnten Sie der Diskretion so sicher sein, als bei mir."

Herr von Grabenow blickte ihn mit dankbarem Ausdruck an.

„Und dann," fuhr der Graf Rivero nach leichtem Zögern fort, — „verzeihen Sie dem viel älteren Manne eine Bemerkung, welche nur in meiner aufrichtigen Theilnahme für Sie ihren Grund hat, — es gibt der künstlichen Schlingen so viel in Paris — und diejenigen sind oft die gefährlichsten, welche sich mit den bescheidenen Blüten unschuldiger Gefühle umwinden."

Der junge Mann sah ihn groß mit ein wenig betroffenem Ausdruck an.

„Lassen Sie meine Bemerkung eine ganz allgemeine sein," sagte der Graf, indem er die Hülle einer kleinen cotelette en papillote löste, welche der Lakai ihm darbot, — „und erinnern Sie sich derselben bei entsprechender Gelegenheit."

Herr von Grabenow sah ihn freundlich an, — seine Erwiederung wurde abgeschnitten durch den Eintritt eines alten Herrn von ungefähr siebenzig Jahren im Reitanzug, welcher mit noch ziemlich fester und elastischer Haltung eintrat.

Herr von Grabenow und der Graf Rivero erhoben sich leicht zu seiner Begrüßung mit jener Courtoisie, welche eine gut erzogene Jugend stets dem höheren Alter entgegenbringt.

„Sieh' da, meine Herren," rief der Eingetretene, indem er Hut und Reitpeitsche abgab und mit der Hand grüßte, — „Sie sind beneidenswerth — so frühstückt man nur in der glücklichen Zeit, da Magen und Herzen jung sind, — später erfordert die gebrechliche Maschine eine andere Diät."

Und er nahm von einem silbernen Teller, welchen der Haushofmeister ihm präsentirte, ein Glas Madeira und eine Schnitte jenes weichen, zarten Gebäckes, welches unter dem Namen Madeleines de Commercy unter den vielen vortrefflichen Dingen, welche die Provinzen Frankreichs ihrer Hauptstadt liefern, einen nicht geringen Rang einnimmt.

„Der Herr Baron von Vatry will uns verhöhnen," sagte der Graf Rivero, „indem er von den Leiden des Alters spricht, — ich habe Sie gestern einen Fuchs

reiten sehen, Herr Baron, dessen Temperament mir Schwierigkeiten gemacht hätte, und den Sie mit bewundernswerther Leichtigkeit und Sicherheit führten. — Sie spotten der Herrschaft der Alles bezwingenden Zeit!"

Der alte Herr lächelte geschmeichelt und sagte: „Leider ist diese Herrschaft unabänderlich und unterwirft uns endlich doch, — wir mögen uns noch so lange dagegen sträuben."

Während er seine Madeleine in den Madeira tauchte, öffnete sich schnell die Thüre und in rascher Bewegung trat ein ganz junger, äußerst elegant, aber ein wenig stark nach der Mode gekleideter Mann ein, dessen blasses, etwas ermüdetes und abgespanntes Gesicht unverkennbar den Typus vornehmer englischer Rasse trug.

„Woher so eilig, Herzog von Hamilton?" fragte Herr von Vatry, „zu dieser für Sie so frühen Stunde?"

„Ich bin gestern Abend lange im Café Anglais gewesen," rief der junge Herzog, indem er sich vor Herrn von Vatry verbeugte und die andern Herren mit der Hand grüßte, „wir haben ein herrliches Souper gehabt, äußerst amüsant, —

A minuit sonnant commence la fête,
Maint coupé s'arrête,
On en voit sortir
Des jolis messieurs, des dames charmantes,
Qui viennent pimpantes
Pour se divertir, —"

trällerte er, mit möglichst falscher Stimme das Lied der Metella aus Offenbach's „Vie parisienne“ zitirend, — „es war göttlich!“ —

„Daher cette mine blafarde,“ rief Herr von Grabenow lachend, — „das ist die Folge, — wie Metella weiter singt.“ —

„Jetzt aber,“ sagte der Herzog, „will ich mit Poëze und einigen Andern Pistolen schießen, — wir haben gewettet, wer das Coeur-Aß fünfmal hintereinander trifft, — da muß ich mir eine feste Hand machen in dieser frühen Morgenstunde durch ein vernünftiges Frühstück. — Cognac und Wasser,“ rief er dem maître d'hôtel zu — „und lassen Sie mir einige deaveld cotelets machen, — ich habe dem Koch neulich das Rezept gegeben — aber viel Curry, — immer noch mehr Curry; diese französischen Köche verstehen den englischen Gaumen nicht.“

Der Lakai präsentirte eine geschliffene Flasche Cognac und eine Karaffe Wasser, — der Herzog füllte sein Glas zu gleichen Theilen mit beiden Flüssigkeiten und leerte es auf einen Zug.

„Ah,“ rief er, „das ermuntert die Lebensgeister!“

„Apropos, Graf Rivero,“ rief der Herzog, nachdem er das Glas geleert, „wer ist denn dieser neu aufgegangene Stern aus Ihrem Vaterlande, der seit einiger

Zeit jeden Abend im tour du lac erscheint und alle Augen blendet durch ihre Schönheit und die Eleganz ihrer Equipagen? — Marchesa Pallanzoni hat man sie mir genannt — wissen Sie etwas von dieser strahlenden Schönheitskönigin?“

„Ich kenne die Dame ein wenig,“ antwortete der Graf in ruhigem gleichgültigen Ton, „da ich Relationen mit ihrer Familie habe, welche ein altes Geschlecht Italiens ist. — Ihren Gemahl kenne ich nicht, es soll ein sehr alter, kränklicher Mann sein, von dessen Pflege sich die junge schöne Frau wohl ein wenig hier in Paris erholen will. Ich war einige Male in ihrem Salon und habe sie sehr geistvoll und angenehm gefunden.“

„Das nenne ich Chance!“ rief der Herzog, — „dann können Sie mich also bei diesem wunderbaren Phänomen, das alle Herzen bezaubert, einführen?“

„Mit dem größten Vergnügen,“ erwiederte der Graf mit leichter Neigung des Kopfes — „die Marchesa empfängt, wenn sie zu Hause ist, jeden Abend.“

Inzwischen hatte man dem Herrn von Grabenow und dem Grafen Rivero in jenen kleinen zierlichen Tassen von Sèvresporzellan den Kaffee servirt, dessen aromatischer Duft sich im Zimmer verbreitete.

„Ich bin Sklave der übeln deutschen Gewohnheit

des Rauchens," sagte Herr von Grabenow, indem er sich erhob, — „und werde mich ein wenig in die beschauliche Stille des Rauchzimmers zurückziehen."

„Fahren Sie mit mir zum Schießen, meine Herren!" rief der Herzog von Hamilton, — „man sieht Sie ja nirgends mehr, Herr von Grabenow" — er sprach diesen deutschen Namen nach englischer Weise aus — „Sie werden zum Einsiedler!"

„Lassen Sie mich meine Cigarre konsultiren," sagte der junge Mann, „ob ich es wagen kann, mit so guten Schützen wie Sie zu konkurriren." — Und mit artiger Verbeugung gegen den alten Baron Vatry wendete er sich zur Thür.

„Sie rauchen ebenfalls, Herr Graf?" fragte er den Grafen Rivero, welcher aufgestanden war und sich anschickte, ihn zu begleiten.

„Ich will im Lesezimmer ein wenig die Journale durchblättern," erwiederte der Graf.

Beide hatten den Speisesalon verlassen.

„Ich will Ihnen aufrichtig gestehen," sagte der junge Herr von Grabenow, als sie draußen waren, — „ich habe meine Rauchpassion nur zum Vorwand genommen, um fortzugehen, — ich möchte nicht unter jene Gesellschaft gerathen, von der man so leicht nicht wieder losgelassen wird."

Ein Lakai überreichte dem Grafen auf einer silbernen Platte einen Brief.

„Der Kammerdiener des Herrn Grafen hat soeben dieß Billet hieher gebracht.“

Der Graf warf einen schnellen Blick auf das Couvert, auf welchem man in blauem Druck las: Maison de S. M. l'Impératrice, Service du premier Chambellan.

„Haben Sie einige Minuten übrig, Herr von Grabenow?“ fragte er.

„Gewiß, mit Vergnügen,“ erwiederte dieser.

„Ich habe meinen Wagen fortgeschickt, — wollen Sie mich vor meiner Wohnung in der Chaussée d'Antin absetzen? — es ist wenige Schritte von hier.“

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Graf.“

Beide Herren stiegen die breiten Treppen hinab, — auf einen Wink des Portiers fuhr das elegante kleine Coupé des Herrn von Grabenow vor und beide Herren stiegen ein.

Nach wenigen Augenblicken verabschiedete sich Graf Rivero von dem jungen Manne vor seinem Hause in der Chaussée d'Antin.

Herr von Grabenow rief seinem Kutscher die Nummer eines Hauses in der Rue Notre Dame de Lorette

zu und in raschem Trabe eilte der leichte Wagen durch das Treiben der Equipagen auf den Boulevards und hielt nach kurzer Zeit vor einem großen Hause in der genannten Straße. Der junge Mann verließ das Coupé, befahl dem Kutscher zu warten und stieg die nicht zu breite, aber reine und saubere Treppe hinauf.

Die Vorflur der ersten Etage war durch eine große Wand von undurchsichtigem weißen Glase verschlossen und hatte zwei Eingänge, an deren jedem ein Glockenzug mit gläsernem Knopfe sich befand.

Unter dem einen dieser Glockenzüge sah man ein Schild von Porzellan, auf welchem in einfacher schwarzer Schrift geschrieben war: Mr. Romano. Der andere Glockenzug hatte keinen Namen.

Der junge Mann zog lebhaft den letzteren.

Eine ältere Dienerin, — halb Kammerfrau, halb Haushälterin — öffnete. Herr von Grabenow trat in das kleine Vorzimmer.

„Fräulein Julia zu Hause?“ fragte er — und ohne die Antwort der sich freundlich verneigenden Dienerin abzuwarten, wendete er sich rasch zu einer links vom Eingange befindlichen Flügelthür, öffnete dieselbe und trat in einen hellen, mittelgroßen Salon mit allem jenen reizenden und anmuthigen Comfort ausgestattet,

welchen der französische Geschmack in dem Innern der Wohnungen herzustellen weiß.

In einem tiefen, mit lichtblauer Seide überzogenen Fauteuil, welchen eine Gruppe großer Blattpflanzen, untermischt mit Rosen und Heliotrop, umgab und fast versteckte, lag anmuthig zurückgelehnt ein junges Mädchen in einfacher grauer Haustoilette.

Ihre klassisch schön geschnittenen Züge, überhaucht vom duftigen Schmelz der ersten Jugend, hatten jenen wunderbar reizenden bräunlichen Teint der Italienerinnen aus den südlichen Theilen der Halbinsel, das glänzende kohlschwarze Haar lag glatt gescheitelt und in reichen Flechten geordnet um das Haupt, ohne eine Spur jener extravaganten Coiffüren, welche um jene Zeit die französischen Damen auf ihren Köpfen zur Schau zu tragen begannen. Ihre großen, mandelförmig geschnittenen Augen blickten träumerisch nach oben, die schönen Hände ruhten gefaltet auf einem Buch in ihrem Schooß, in dessen Lektüre ihre eigenen Gedanken sie unterbrochen zu haben schienen. — Und wehmüthig und schmerzlich mußten diese Gedanken sein, denn ein leises Zucken bewegte die frischen rothen Lippen, und in den langen, weit übergebogenen Augenwimpern blinkte der zitternde Schimmer einer Thräne.

Bei dem Eintritt des jungen Mannes glänzte ein

lichter Strahl in ihrem Blick, den sie rasch der Thüre zuwendete, und ein liebliches Lächeln umspielte ihren Mund, ohne indeß ganz die schmerzlichen Linien verwischen zu können, welche denselben vorher umzogen hatten.

Herr von Grabenow eilte auf sie zu.

„Ich kann nicht lange fern von meiner Julia bleiben," rief er, sie mit entzücktem Auge betrachtend, indem er einen Arm auf den Fauteuil über ihrem Kopf stützte und mit den Lippen ihre Stirn berührte, — „ich habe mich losgerissen von meinen Freunden, um hieher zu eilen."

Und er zog einen Sessel heran, setzte sich vor sie und blickte ihr innig und liebevoll in die Augen, indem er ihre Hände an sein Herz drückte.

Sie folgte allen seinen Bewegungen mit einem träumenden, schwärmerischen Blick und sagte leise: „Wie wohl ist mir, wenn Du da bist, — wenn ich in Deine klaren, reinen Augen blicke, so meine ich, jenen herrlichen blauen Himmel meines Vaterlandes zu sehen, welcher mir nur als unmündiges Kind gelächelt hat, — und den ich doch liebe und voll Sehnsucht im Herzen trage."

„Und doch bist Du traurig?" rief er, ihre Hand küssend, — „sieh', wie schön diese herüberhängende Rose

zu Deinem dunkeln Haare paßt, sie scheint darum zu bitten, daß sie Dich schmücken dürfe."

Und er streckte die Hand nach einer bis zur Lehne des Fauteuils herabhängenden Moosrose aus, welche sich anmuthig an die dunklen Flechten ihres Haares lehnte.

„Laß die Blume," rief sie fast ängstlich, — „warum ihr kurzes Blütenleben zerstören — für mich paßt kein Blütenschmuck," fügte sie leise hinzu, indem sie die Hand wie abwehrend erhob.

Aber schon hatte er sich erhoben und die schöne, halb erblühte Rose ergriffen, um sie zu brechen. Plötzlich zuckte er mit leisem unwillkürlichen Schmerzenslaut zusammen, — die Rose fiel in den Schooß des jungen Mädchens.

„Non son rosa senza spine!" rief sie lächelnd, aber mit trauriger Stimme, indem sie die Blume erhob und sinnend betrachtete.

„Doch, meine Geliebte," sagte er, „hier ist eine Rose ohne Dorn!" Er steckte die Blume leicht in die glänzend schwarze Flechte ihres Haars und sah sie mit glückstrahlendem Blick an.

Sie seufzte tief.

„O," rief sie mit schmerzlichem Ton, — „wie scharf und schneidend ist der Dorn — in diesem Herzen, das für Dich blüht, — nur richtet er sich nicht nach Außen,

wie bei der blühenden Rose, sondern mit bitterem Schmerz bringt er mir tief in die eigene Brust!“

„Und wie heißt der schlimme Stachel, der Dich quält, — selbst in meiner Gegenwart?“ — fragte er mit dem Tone leisen, liebevollen Vorwurfs.

Sie richtete sich empor — sah ihm mit ihrem tiefen, dunklen Blick lange in die offenen, lichten Augen und sprach langsam und ernst:

„Die Blüte meines Lebens, das ist die Gegenwart, — der Gedanke an die Vergangenheit und der Gedanke an die Zukunft — das, was andere glückliche Menschen Erinnerung und Hoffnung nennen, — das sind die scharfen, schneidenden Dornen! Wie bald wird die Blüte verwelkt sein und meinem Herzen werden nur die Dornen bleiben! — Du hast eine Vergangenheit,“ sprach sie, ihn innig anschauend, „Du hast die Erinnerung an eine glückliche Kindheit, — Du hast die Hoffnung — die Zukunft — was habe ich?“ flüsterte sie mit unsäglich schmerzlichem Ton und eine Thräne verhüllte den Blick ihres in bläulichem Schwarz schimmernden Auges.

Der junge Mann schwieg, ein wenig betroffen, — er schien nicht sogleich eine Antwort zu finden auf die aus dem bewegten Herzen des jungen Mädchens hervordringende Frage.

Sanft bog er ihr Haupt zu sich herüber und küßte den silbernen Tropfen von ihren Wimpern.

„Du hast mir noch so wenig von Deiner Vergangenheit, Deiner Kindheit erzählt!“ sprach er leise.

„O daß ich sie vergessen könnte,“ rief sie, — „und nur der Gegenwart leben! — Vielleicht könnte ich es“ — fuhr sie düster und traurig fort, — „wenn diese Gegenwart eine Zukunft hätte, — aber so —! — Was soll ich Dir von meiner Vergangenheit erzählen?“ sagte sie nach einer Pause, während welcher sie den Blick traurig in den Schooß senkte. „Sie ist einfach, — ein Bild Grau in Grau! — Ich weiß,“ fuhr sie fort, „daß Italien mein Vaterland ist, — ich weiß es nicht nur, weil man es mir gesagt hat, weil in der sanften, gesangreichen Sprache Dante's und Petrarca's die ersten Laute von meinen Lippen klangen, — nein, ich weiß es,“ rief sie mit strahlendem Blick, „weil ich in meinem Herzen trage jenen reinen blauen Himmel, jenes schimmernde Meer mit dem flüsternden Rauschen seiner sanften Wellen, mit dem brausenden Donner seiner zürnenden Brandung — weil ich sie mit dem Auge der Seele vor mir sehe, jene dunklen, schattigen Haine, jene Marmorpaläste, jene schimmernden Statuen, — weil ich vor Sehnsucht vergehe, die Lippen auf den heiligen Bo=

den meines Vaterlandes zu drücken, — zu sterben, um in dieser Erde zu ruhen."

Sie schwieg und blickte abermals träumerisch vor sich hin. Er küßte schweigend ihre Hand.

„Und mit dieser Sehnsucht im Herzen," fuhr sie fort, — „die Seele erfüllt von diesen Bildern, die immer deutlicher, immer mächtiger in mir heraufstiegen, je mehr ich älter wurde und mich entwickelte — mußte ich hier in diesem lärmenden, staubigen, unruhigen Paris leben, allein mit der Trauer meines Herzens."

„Aber Deine Eltern, Deine Mutter?" fragte der junge Mann.

Sie sah ihm tief in die Augen und senkte dann schmerzlich den Blick.

„O," rief sie, „mein Freund — das ist das Allerschmerzlichste! — Mein Herz sehnte sich darnach, meine Mutter lieben zu können, — es drängte ihr entgegen mit allen seinen Schlägen — aber es fand weder Liebe noch Verständniß, — meine Mutter hatte keine Zeit für ihr Kind in dem unruhigen, unstäten Leben, das wir führten, bald in Ueberfluß und regelloser Verschwendung, bald in dürftiger Noth —"

Sie senkte erröthend das Haupt.

„Mein Vater," fuhr sie dann fort, „sorgte für

mich mit treuer Theilnahme, er hielt mir Lehrer und ließ mich ausbilden, so gut er es vermochte, — immer hatte er, auch in den bedrängtesten Zeiten, die Mittel übrig, die nothwendigen Kosten meiner Erziehung zu bestreiten und dieß war der einzige Punkt, in welchem er, sonst so weich, so nachgiebig, meiner Mutter mit unbeugsamem Ernst entgegentrat. Ich liebte ihn dafür, mein Herz suchte sich an ihn zu schließen, — aber — so treu und unablässig er für mich sorgte, — ebenso unnahbar blieb er der Zärtlichkeit meines Herzens. Es lag wie eine ängstliche Scheu in seinem Blick, wenn er mich ansah, und oft wendete er sich zitternd und thränenden Auges ab, wenn ich an ihn herantrat und ihm mit einem Worte der Liebe und Dankbarkeit die Hand küßte. — So blieb ich einsam," sagte sie traurig — „und lebte in mir selbst und mit mir allein ein stilles Leben, dessen Angelpunkt die ewige unbezwingliche und unerfüllte Sehnsucht nach dem fernen Lande meiner Geburt blieb, die Sehnsucht nach der Lösung eines Räthsels, das mein einsames und einförmiges Leben umgab!"

„Arme Julia!" sagte er innig.

„Als ich herangewachsen war," fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort, „änderte sich das Benehmen meiner Mutter gegen mich, — sie beobachtete mich, sie achtete auf meine Toilette, — auf mein Benehmen, sie

ließ sich von mir vorsingen und lobte meine Stimme, — sie ordnete meine Haare und sprach über die Farben, welche mir am besten ständen, — aber es war keine Theilnahme, die mir wohlthat, sie war kalt und ohne Liebe und sie erschreckte und ängstigte mich. — Bald nahm sie mich mit, wenn sie ausging, sie führte mich in's Bois de Boulogne, wenn dort ganz Paris sich versammelte, — in die Theater, so oft sie die Ausgabe machen konnte, — sie rief mich in ihr Zimmer, wenn dort fremde Herren waren, — sonst hatte sie mich hinausgeschickt, wenn Besuche zu ihr kamen, — sie ließ mich vorsingen, — man sagte mir, daß ich Talent und gute Stimme habe, — daß ich schön sei, — aber in einer Weise, die mich ängstigte, — verletzte, — entsetzte! — So kam es," fuhr sie leiser fort, indem ein halb scheuer, halb liebevoller Blick zu ihm hinüberstreifte, — „daß Du mich an jenem Abende in der avant scène-Loge des Variété-Theaters fandest, — Du weißt, wie leicht es Dir gemacht wurde, Dich mir zu nähern —"

„Und bereust Du das?" fragte er liebevoll, indem er sanft seinen Arm um ihre Schultern legte.

Sie bog sich zu ihm hin, — ließ den Kopf an seine Brust sinken und weinte leise.

„Ich liebte Dich," flüsterte sie, — „aber glaubst Du, daß meine Mutter unsere Liebe begünstigte, —

glaubst Du nicht, daß sie mich ebenso Dir entgegengeführt, mich in Deine Arme gedrängt haben würde, wenn ich Dich nicht geliebt hätte, wenn mein einsames Herz nicht dem Deinen entgegengeschlagen hätte? — O!" rief sie und Schluchzen erstickte ihre Stimme, — „für sie genügte es, daß Du der reiche Kavalier warst, — der ihre Tochter kaufen konnte!"

Er schwieg und voll Wehmuth ruhte sein treuherziges Auge auf der schlanken, in seinem Arm zusammengebrochenen Gestalt.

„Wenn ich so an Deinem Herzen ruhe," sagte sie dann, „so vergesse ich das Alles und mir ist zu Muthe, so voll Glück, wie es der im Schatten erwachsenen Blume sein muß, wenn sie, in frische Erde verpflanzt, in sonnenwarmer Luft ihren Kelch erschließen kann, — aber wenn ich dann wieder daran denke, was das Alles eigentlich ist, — daß Alles, was mich umgibt, — dieser Luxus, diese Eleganz, die mir so wohlthut, daß dieß Alles nicht ein Geschenk der Liebe ist, sondern — o dann möchte ich fliehen, fliehen in die Einöde, fliehen in die Stille des Klosters, in den ewigen Frieden des Todes. — Und was bleibt mir Anderes für die Zukunft?" rief sie lauter, indem sie sich rasch aufrichtete und ihm schmerzvoll in die Augen sah, — „welche Zukunft hat der Traum des Augenblicks, als das Er=

wachen zur ewigen Nacht, einer Nacht um so fürchterlicher, als mein Herz den Strahl des Lichtes gefühlt hat! — Du wirst zurückkehren in Deine Heimat, — zu den Deinen, Du wirst in reichem Leben den kurzen Traum unserer Liebe vergessen und ich — soll ich den Weg gehen, den so viele Andere gehen, und der hinabführt zum ewigen Abgrund? — Und was kann mich schützen vor diesem Wege des lächelnden Verderbens? — Nicht die Hand der Mutter, die mich vorwärts drängen wird, — nur der Schleier der Nonne oder das Grab!"

Immer tiefer hatte sich sein Auge verschleiert bei dem leidenschaftlichen Schmerz des jungen Mädchens.

„Arme Julia," sagte er nochmals leise und sanft, — „welche traurigen Jugenderinnerungen! — Sieh'," fuhr er fort, „meine Jugendzeit war auch einsam und einförmig, aber doch so reich und glücklich!" — und sein helles, klares Auge schien in mildem Schimmer in die Ferne zu blicken. — „Dort oben," sagte er, „nah dem Strande der Ostsee, liegt mein väterliches Gut, — ein altes Schloß, mit dem Blick auf die weißen Dünen und das rollende Meer, umgeben von ernsten, duftigen, immergrünen Tannenwäldern. Dort verfloß meine Jugend still und einsam, — denn ich bin der einzige Sohn — unter den Augen eines strengen, ernsten Vaters und

einer liebevollen, sanften Mutter, — ein Hauslehrer unterrichtete mich und in den freien Stunden war es meine höchste Lust, die dunklen, rauschenden Tannenwälder zu durchstreifen oder auf den Dünen zu ruhen, in das weite Meer zu blicken und der ewigen Melodie zu lauschen, welche seine Wellen ertönen ließen, bald in leichtem, kräuselnden Spiel, vergoldet vom lichten Sonnenglanz, bald in gewaltigem, brausenden Ringen mit den schwarzen Wolken und den tosenden Stürmen."

Das junge Mädchen war vor ihm auf die Kniee niedergesunken, faltete die Hände auf seinem Schooß und blickte mit den großen dunklen Augen zu ihm auf, welche noch durch den leichten schimmernden Duft der Thränen feucht verhüllt waren.

„Auch meine Jugend war voll von Träumen," fuhr er fort, „aber sie suchten nicht, wie die Deinen, die Ferne, sie schweiften nicht zum leuchtenden Süden hin, nicht zu den Myrten und Orangenhainen, — nein, meine Träume bevölkerten die ernsten Wälder und die stillen Dünen mit den gewaltigen Gestalten der alten Nordlandsgötter, mit den Helden jener Sagen, die nicht süß berauschen, wie die Mythen Deines Vaterlandes, sondern die klirrend in die Seele tönen im Waffenklange gewaltiger Kämpfe! — Und dann folgte ich den Spuren, welche jener großartig mächtige, ernste

Orden, der von Palästina über Venedig nach den Bernsteinküsten zog und dort ein blühendes, wunderbares Reich' schuf, überall in dem Lande seines alten Glanzes zurückgelassen hat, und heiße Sehnsucht erfüllte mich oft als Knabe, den Eisenharnisch zu tragen und den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze der deutschen Herren, diesen Mantel, dessen einfacher Schmuck einst so viel galt, als fürstlicher Purpur! — Sieh'," sagte er nach einer Pause, — „solche Träume erfüllten meine Jugend, und als ich dann hinaustrat in die Welt, — von der ich freilich nur die Universität gesehen und den Feldzug im vorigen Jahre, in welchem ich glücklich mit einer leichten Verwundung davonkam, — da fand ich zwar viel Schönes, — aber die Ideale meiner Träume fand ich nicht, — nicht jene hohen Gestalten der nordischen Sage, — nicht jenen Geist des heiligen Ritterthums. — Hier erst," fuhr er fort und strich sanft mit der Hand über ihre glänzenden Haare, „hier, bei Dir, steigen sie wieder empor, jene Träume meiner Jugend, bei Dir, meiner Freya, der Göttin meiner Liebe!"

Sie hatte ihm schweigend zugehört, ihre Augen tranken durstig den Anblick seiner von innerer Bewegung durchleuchteten Züge, seiner in lichtem Glanze flammenden hellen Augen.

„Weißt Du," sagte er sinnend, — „wenn ich so

bei Dir sitze und in die süße, tiefe Glut Deiner Augen schaue und dann hinausdenke nach dem Lande meiner Jugend, — dann fällt mir ein Vers eines Dichters meines Vaterlandes ein" — und wie unwillkürlich seinen Gedanken folgend, sprach er halb für sich, halb zu ihr, mit inniger Betonung:

„Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn schläfert, mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.
Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
An brennender Felsenwand!"

„Sie klingt schön, Deine Sprache," sagte sie, — „erkläre mir, was das heißt."

Er übersetzte ihr die Worte in's Französische, während sie mit tiefer Aufmerksamkeit zuhörte.

„Doch, ich habe meine Palme gefunden," sagte er — und indem er schnell aufstand und sie zu sich emporhob, rief er lauter: „Und ich lasse sie nicht mehr, — ich führe sie mit mir in meine schöne, stille, nordische Heimat, und die Wärme meines Herzens soll ihr die Strahlen der Sonne des Südens ersetzen!"

Hohe Begeisterung belebte seine Züge — tiefes Gefühl erleuchtete seinen Blick.

Fast entsetzt riß sie sich von ihm los.

„Um Gotteswillen,“ rief sie zitternd, „sprich nicht solche Worte — rufe nicht Bilder in meiner Seele hervor, die niemals — niemals Wirklichkeit werden können!“

„Und warum nicht?“ fragte er, — „würdest Du nicht mit mir gehen wollen?“

„Mit Dir gehen wollen?“ sagte sie, und in schwärmerischem Aufschlag richtete sich ihr Blick empor, — „o mein Gott! — aber,“ fuhr sie fort, und ihr Auge senkte sich zu Boden, „denke an Deine Eltern, an Deine Mutter, — wie würde sie das Mädchen ohne Namen aufnehmen, das“ — sagte sie leise, die zitternden Finger ineinander faltend, — „Dir nicht einmal mehr geben kann, was die Aermste und Niedrigste ihrem Gatten bringen soll im Schmuck des bräutlichen Kranzes! — Niemals, niemals,“ sprach sie dumpf und traurig, — „niemals würde ich es ertragen! — Gehe Du den Weg Deines Lebens, — und laß mich Dir eine freundliche Erinnerung sein, — werde ich doch,“ fügte sie mit sanftem, schwermüthigen Lächeln hinzu, „künftig auch eine Erinnerung haben, ein freundliches Licht in der Einsamkeit meiner Zukunft!“

Er blickte ernst vor sich hin.

„Ich werde den Kampf mit den Vorurtheilen der Welt nicht scheuen für Dich und meine Liebe! — Doch,“

fuhr er dann in leichterem Tone fort, „wir haben noch Zeit, darüber nachzudenken, — ich bleibe ja noch den Sommer hier, — Du wirst nicht immer so traurig denken, Du wirst mir erlauben, für Dich und mein Glück zu kämpfen, — und ich verspreche Dir,“ sagte er mit lautem feierlichen Ton, „ich werde Dich nicht verlassen und nicht ruhen, bis ich an Dir gut gemacht habe alle Leiden, welche das Schicksal Dir zugefügt.“

Sie schüttelte schweigend langsam den Kopf.

„Ich sehne mich, Deine schöne Stimme zu hören,“ bat er, „lassen wir jetzt die Zukunft und freuen wir uns der Gegenwart. Laß mich ein wenig träumen beim Klange Deiner Lieder, die mir die Bilder meiner Kindheit in der Seele wachrufen.“

Und sanft ihre Hand ergreifend, führte er sie zu einem kleinen Pianino, welches neben dem einen Fenster des Salons stand. Auf einem kleinen Tisch daneben lagen verschiedene Notenhefte.

Sie blätterte leicht in denselben.

„Ich werde Dir ein Lied singen,“ sagte sie dann, „das mich wunderbar anspricht — ein Lied, das ein deutscher Komponist einem Sänger meines Vaterlandes in den Mund legt, ich habe es für mich aus der Klavierpartitur ausgezogen und für meine Stimme arrangirt, — es bildet ja gewissermaßen ein Band zwi=

schen Deinem und meinem Vaterlande, weil es ein Deutscher schuf zum Preise Italiens."

Sie legte ein beschriebenes Notenblatt auf das Instrument, und während der junge Mann sich in einem Fauteuil niederließ und mit liebevollem Blick ihren Bewegungen folgte, begann sie mit weicher, metallreicher und wunderbar umfangreicher Stimme Stradella's schönes Lied aus Flotow's Oper:

„Italia, Du mein Vaterland,
Wie schön bist Du zu schauen!"

Drittes Kapitel.

Ein leichter, feiner Duft von blühenden Rosen und Veilchen, gemischt mit einem an den spanischen Jasmin erinnernden flüchtigen Parfüm, durchzog den Salon der Kaiserin Eugenie in den Tuilerieen. Eine Legion jener unzählbaren Kleinigkeiten, welche sich in dem Salon jeder vornehmen Dame von Eleganz und Geschmack anhäufen, erfüllten den Raum — Albums, Zeichnungen, altes Porzellan von Sèvres und Meißen, antike Bronzen, kurz alle jene Dinge, welche, ohne eigentlichen Zweck und Nutzen, doch so unendlich zur Verschönerung des Lebens beitragen, den Blick bald hier bald dort anmuthig fesseln und den Geist mit stets wechselnden Bildern und stets neuen Gedanken erfüllen.

Ein kleines Feuer brannte in dem großen Marmorkamin und ein seitwärts davor stehender Schirm aus einer einzigen großen Spiegelscheibe in einem einfachen Rahmen von vergoldeter Bronze hielt die unmittelbaren

Wärmestrahlen der Flamme ab, ohne den Anblick des freundlichen Elements zu verdecken.

Die Kaiserin saß in elegantem Morgenkostüme von dunkler Farbe auf einer Causeuse in der Nähe des Feuers — vor ihr auf einem großen Tisch lagen verschiedene Zeichnungen von Damentoiletten in sauberer Ausführung mit leichter Farbenandeutung.

Neben dem Tisch saß auf einem niedrigen Lehnstuhl die Freundin und Vertraute der Kaiserin, die Prinzessin Anna Murat, seit achtzehn Monaten mit einem der vornehmsten Herren Frankreichs, dem Herzog von Mouchy, Fürsten von Poix, aus der erlauchten Familie der Noailles, verheirathet, eine Dame von sechsundzwanzig Jahren, hoch und voll, von angenehmem Ausdruck in ihren Zügen und in ihrer Erscheinung ein wenig an den englischen Typus erinnernd.

Der Blick der Herzogin ruhte auf den Blättern, welche die Kaiserin, sie langsam betrachtend, durch ihre schlanken, perlmutterweißen Finger gleiten ließ.

„Ich vermisse in dem Allem wirklichen Geschmack," rief Eugenie endlich und eine unmuthige Wolke zog über ihre Stirn, indem sie die Zeichnungen auf den Tisch warf, — „Wiederholungen, nichts als Wiederholungen, oder geschmacklose Uebertreibungen, welche die menschliche Gestalt entstellen, statt sie zu verschönern!"

„Eure Majestät werden selbst eine Idee für die Saison angeben müssen," sagte die Herzogin lächelnd, — „Sie können wirklich nicht verlangen, daß die armen Couturières schöpferische Gedanken haben. Sie sind wie die Schauspieler, welche nur die Gedanken der Dichter in Szene setzen."

Die Kaiserin dachte nach.

„Weißt Du, liebe Anna," sagte sie dann, „wir müssen mit den weiten Roben ein Ende machen, die Uebertreibungen haben diese Mode wirklich abscheulich gemacht! — Und dann," fuhr sie fort, „wir werden in diesem Sommer die Ausstellung haben, man wird viel gehen müssen, um diese Wunder der Kunst und Industrie der ganzen Welt zu betrachten. Der Raum des ganzen Ausstellungsgebäudes würde nicht ausreichen, wenn alle Damen mit den weiten Roben dort erscheinen wollten — es würde kein Platz für die Herren bleiben," fügte sie lächelnd hinzu.

„Aber Eure Majestät werden eine Revolution proklamiren, wenn Sie den weiten Roben das Todesurtheil sprechen und den Damen plötzlich enge Kleider auferlegen," sagte die Herzogin, „das wird auch eine neue Chaussure nothwendig machen, — ich sehe eine allgemeine Bewegung kommen, — wie gesagt eine Revolution, — denn an Opposition wird es nicht fehlen — so

mächtig und unumschränkt auch der Szepter Eurer Majestät in dem Reich der Mode gebietet."

„Um so besser," antwortete die Kaiserin sinnend, „diese kleinen Revolutionen leiten die Gedanken von der großen Revolution ab, die," fügte sie seufzend hinzu, „immer in dem Busen dieser französischen Nation schlummert und leicht erwacht, wenn Nichts die Ideen nach anderer Richtung lenkt. Und ich fürchte, diese Revolution dehnt schon in leisem Erwachen ihre Glieder! — Doch," fuhr sie abbrechend fort, indem sie einen goldenen Crayon ergriff und einige Linien auf den weißen Raum eines der vor ihr liegenden Bilder zeichnete, — „wo nehmen wir eine passende Mode her?" —

Und sie überfuhr ihren Versuch mehrmals mit schwarzen Strichen. „Es ist nicht leicht, ein geschmackvolles und tragbares Kostüm zu finden! —

„Apropos," sagte sie nach einigen Augenblicken, — „ich werde heute jenen römischen Grafen Rivero empfangen, welcher sich hier aufhält und von welchem ich Dir gesprochen. Er muß eine sehr interessante Person sein, der Abbé Bonaparte hat ihn mir dringend empfohlen, sowie die Prinzessin Constanze, — Du weißt, die Aebtissin vom Sacré Coeur in Rom, — auch die Gräfin Rasponi hat mir seinetwegen aus Ravenna geschrieben, — Alle rühmen ihn als einen Mann von hohem Geist

bei Dir sitze und in die süße, tiefe Glut Deiner Augen schaue und dann hinausdenke nach dem Lande meiner Jugend, — dann fällt mir ein Vers eines Dichters meines Vaterlandes ein" — und wie unwillkürlich seinen Gedanken folgend, sprach er halb für sich, halb zu ihr, mit inniger Betonung:

„Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn schläfert, mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.
Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
An brennender Felsenwand!"

„Sie klingt schön, Deine Sprache," sagte sie, — „erkläre mir, was das heißt."

Er übersetzte ihr die Worte in's Französische, während sie mit tiefer Aufmerksamkeit zuhörte.

„Doch, ich habe meine Palme gefunden," sagte er — und indem er schnell aufstand und sie zu sich emporhob, rief er lauter: „Und ich lasse sie nicht mehr, — ich führe sie mit mir in meine schöne, stille, nordische Heimat, und die Wärme meines Herzens soll ihr die Strahlen der Sonne des Südens ersetzen!"

Hohe Begeisterung belebte seine Züge — tiefes Gefühl erleuchtete seinen Blick.

Fast entsetzt riß sie sich von ihm los.

„Um Gotteswillen," rief sie zitternd, „sprich nicht solche Worte — rufe nicht Bilder in meiner Seele hervor, die niemals — niemals Wirklichkeit werden können!"

„Und warum nicht?" fragte er, — „würdest Du nicht mit mir gehen wollen?"

„Mit Dir gehen wollen?" sagte sie, und in schwärmerischem Aufschlag richtete sich ihr Blick empor, — „o mein Gott! — aber," fuhr sie fort, und ihr Auge senkte sich zu Boden, „denke an Deine Eltern, an Deine Mutter, — wie würde sie das Mädchen ohne Namen aufnehmen, das" — sagte sie leise, die zitternden Finger ineinander faltend, — „Dir nicht einmal mehr geben kann, was die Aermste und Niedrigste ihrem Gatten bringen soll im Schmuck des bräutlichen Kranzes! — Niemals, niemals," sprach sie dumpf und traurig, — „niemals würde ich es ertragen! — Gehe Du den Weg Deines Lebens, — und laß mich Dir eine freundliche Erinnerung sein, — werde ich doch," fügte sie mit sanftem, schwermüthigen Lächeln hinzu, „künftig auch eine Erinnerung haben, ein freundliches Licht in der Einsamkeit meiner Zukunft!"

Er blickte ernst vor sich hin.

„Ich werde den Kampf mit den Vorurtheilen der Welt nicht scheuen für Dich und meine Liebe! — Doch,"

fuhr er dann in leichterem Tone fort, „wir haben noch Zeit, darüber nachzudenken, — ich bleibe ja noch den Sommer hier, — Du wirst nicht immer so traurig denken, Du wirst mir erlauben, für Dich und mein Glück zu kämpfen, — und ich verspreche Dir," sagte er mit lautem feierlichen Ton, „ich werde Dich nicht verlassen und nicht ruhen, bis ich an Dir gut gemacht habe alle Leiden, welche das Schicksal Dir zugefügt."

Sie schüttelte schweigend langsam den Kopf.

„Ich sehne mich, Deine schöne Stimme zu hören," bat er, „lassen wir jetzt die Zukunft und freuen wir uns der Gegenwart. Laß mich ein wenig träumen beim Klange Deiner Lieder, die mir die Bilder meiner Kindheit in der Seele wachrufen."

Und sanft ihre Hand ergreifend, führte er sie zu einem kleinen Pianino, welches neben dem einen Fenster des Salons stand. Auf einem kleinen Tisch daneben lagen verschiedene Notenhefte.

Sie blätterte leicht in denselben.

„Ich werde Dir ein Lied singen," sagte sie dann, „das mich wunderbar anspricht — ein Lied, das ein deutscher Komponist einem Sänger meines Vaterlandes in den Mund legt, ich habe es für mich aus der Klavierpartitur ausgezogen und für meine Stimme arrangirt, — es bildet ja gewissermaßen ein Band zwi=

schen Deinem und meinem Vaterlande, weil es ein Deutscher schuf zum Preise Italiens."

Sie legte ein beschriebenes Notenblatt auf das Instrument, und während der junge Mann sich in einem Fauteuil niederließ und mit liebevollem Blick ihren Bewegungen folgte, begann sie mit weicher, metallreicher und wunderbar umfangreicher Stimme Stradella's schönes Lied aus Flotow's Oper:

„Italia, Du mein Vaterland,
Wie schön bist Du zu schauen!"

Drittes Kapitel.

Ein leichter, feiner Duft von blühenden Rosen und Veilchen, gemischt mit einem an den spanischen Jasmin erinnernden flüchtigen Parfüm, durchzog den Salon der Kaiserin Eugenie in den Tuilerieen. Eine Legion jener unzählbaren Kleinigkeiten, welche sich in dem Salon jeder vornehmen Dame von Eleganz und Geschmack anhäufen, erfüllten den Raum — Albums, Zeichnungen, altes Porzellan von Sèvres und Meißen, antike Bronzen, kurz alle jene Dinge, welche, ohne eigentlichen Zweck und Nutzen, doch so unendlich zur Verschönerung des Lebens beitragen, den Blick bald hier bald dort anmuthig fesseln und den Geist mit stets wechselnden Bildern und stets neuen Gedanken erfüllen.

Ein kleines Feuer brannte in dem großen Marmorkamin und ein seitwärts davor stehender Schirm aus einer einzigen großen Spiegelscheibe in einem einfachen Rahmen von vergoldeter Bronze hielt die unmittelbaren

Wärmestrahlen der Flamme ab, ohne den Anblick des freundlichen Elements zu verdecken.

Die Kaiserin saß in elegantem Morgenkostüme von dunkler Farbe auf einer Causeuse in der Nähe des Feuers — vor ihr auf einem großen Tisch lagen verschiedene Zeichnungen von Damentoiletten in sauberer Ausführung mit leichter Farbenandeutung.

Neben dem Tisch saß auf einem niedrigen Lehnstuhl die Freundin und Vertraute der Kaiserin, die Prinzessin Anna Murat, seit achtzehn Monaten mit einem der vornehmsten Herren Frankreichs, dem Herzog von Mouchy, Fürsten von Poix, aus der erlauchten Familie der Noailles, verheirathet, eine Dame von sechsundzwanzig Jahren, hoch und voll, von angenehmem Ausdruck in ihren Zügen und in ihrer Erscheinung ein wenig an den englischen Typus erinnernd.

Der Blick der Herzogin ruhte auf den Blättern, welche die Kaiserin, sie langsam betrachtend, durch ihre schlanken, perlmutterweißen Finger gleiten ließ.

„Ich vermisse in dem Allem wirklichen Geschmack,“ rief Eugenie endlich und eine unmuthige Wolke zog über ihre Stirn, indem sie die Zeichnungen auf den Tisch warf, — „Wiederholungen, nichts als Wiederholungen, oder geschmacklose Uebertreibungen, welche die menschliche Gestalt entstellen, statt sie zu verschönern!“

„Eure Majestät werden selbst eine Idee für die Saison angeben müssen," sagte die Herzogin lächelnd, — „Sie können wirklich nicht verlangen, daß die armen Couturières schöpferische Gedanken haben. Sie sind wie die Schauspieler, welche nur die Gedanken der Dichter in Szene setzen."

Die Kaiserin dachte nach.

„Weißt Du, liebe Anna," sagte sie dann, „wir müssen mit den weiten Roben ein Ende machen, die Uebertreibungen haben diese Mode wirklich abscheulich gemacht! — Und dann," fuhr sie fort, „wir werden in diesem Sommer die Ausstellung haben, man wird viel gehen müssen, um diese Wunder der Kunst und Industrie der ganzen Welt zu betrachten. Der Raum des ganzen Ausstellungsgebäudes würde nicht ausreichen, wenn alle Damen mit den weiten Roben dort erscheinen wollten — es würde kein Platz für die Herren bleiben," fügte sie lächelnd hinzu.

„Aber Eure Majestät werden eine Revolution proklamiren, wenn Sie den weiten Roben das Todesurtheil sprechen und den Damen plötzlich enge Kleider auferlegen," sagte die Herzogin, „das wird auch eine neue Chaussure nothwendig machen, — ich sehe eine allgemeine Bewegung kommen, — wie gesagt eine Revolution, — denn an Opposition wird es nicht fehlen — so

mächtig und unumschränkt auch der Szepter Eurer Majestät in dem Reich der Mode gebietet.“

„Um so besser,“ antwortete die Kaiserin sinnend, „diese kleinen Revolutionen leiten die Gedanken von der großen Revolution ab, die,“ fügte sie seufzend hinzu, „immer in dem Busen dieser französischen Nation schlummert und leicht erwacht, wenn Nichts die Ideen nach anderer Richtung lenkt. Und ich fürchte, diese Revolution dehnt schon in leisem Erwachen ihre Glieder! — Doch,“ fuhr sie abbrechend fort, indem sie einen goldenen Crayon ergriff und einige Linien auf den weißen Raum eines der vor ihr liegenden Bilder zeichnete, — „wo nehmen wir eine passende Mode her?“ —

Und sie überfuhr ihren Versuch mehrmals mit schwarzen Strichen. „Es ist nicht leicht, ein geschmackvolles und tragbares Kostüm zu finden! —

„Apropos,“ sagte sie nach einigen Augenblicken, — „ich werde heute jenen römischen Grafen Rivero empfangen, welcher sich hier aufhält und von welchem ich Dir gesprochen. Er muß eine sehr interessante Person sein, der Abbé Bonaparte hat ihn mir dringend empfohlen, sowie die Prinzessin Constanze, — Du weißt, die Aebtissin vom Sacré Coeur in Rom, — auch die Gräfin Rasponi hat mir seinetwegen aus Ravenna geschrieben, — Alle rühmen ihn als einen Mann von hohem Geist

und voll tiefer Devotion für den heiligen Stuhl, voll unermüdlichem Eifer für die Sache der Kirche. Solche Männer sind selten heutzutage. Hast Du ihn gesehen oder von ihm gehört?"

„Ich habe ihn nicht gesehen," antwortete die Herzogin, „aber ich habe meinen Bruder Joachim von ihm sprechen hören, der ihn als einen vortrefflichen Kavalier rühmte, — und seine schönen Pferde lobte!"

„Ich habe den Namen nie vorher gehört," sagte die Kaiserin, — „er ist vom Papste zum römischen Grafen gemacht, — der Nuntius hat ihn dem Kaiser und mir beim letzten Empfange vorgestellt, — mir aber ist er von jenen Personen ganz besonders empfohlen und sie Alle sagen mir, daß es mir gewiß von ganz besonderem Interesse sein werde, ihn näher kennen zu lernen, und daß er der Sache der Kirche in vieler Beziehung nützlich sein könne. Ich bin sehr neugierig, ihn zu sehen."

„Der Herr Baron de Pierres," meldete der Kammerdiener der Kaiserin. Sie neigte leicht den Kopf und der Baron de Pierres, der erste Stallmeister Ihrer Majestät, ein eleganter schlanker Mann in schwarzem Morgenüberrock, trat ein.

„Ich wollte um Eurer Majestät Befehle für die Ausfahrt bitten," sagte der Baron, sich mit tiefer Verbeugung der Kaiserin nähernd.

„Das Wetter ist schön,“ sagte Eugenie, indem sie Herrn de Pierres mit anmuthigem Lächeln begrüßte und dann einen Blick nach dem Fenster warf, durch welches helle Sonnenstrahlen hereinfielen, — „ich will in offener Kalesche ausfahren, — in's Bois de Boulogne, zwei Stunden vor dem Diner — werden Sie mich begleiten, lieber Baron?“

„Zu Eurer Majestät Befehl,“ sagte der Baron.

„Ich denke eine lange Tour zu machen,“ sagte die Kaiserin, — „und wenn es Sie ermüdet, neben dem Schlage zu reiten, so —“

„Ein Ritt bei diesem schönen Wetter ist mir ein großes Vergnügen,“ unterbrach sie Herr de Pierres rasch, — „und eine hohe Ehre,“ fuhr er sich verbeugend fort, — „wenn ich ihn in Begleitung meiner Souveränin machen darf.“

„Und Du, liebe Anna, fährst mit mir?“ fragte Eugenie, sich zur Herzogin von Mouchy wendend.

„Wenn Eure Majestät mir erlauben wollen, vorher nach Hause zu eilen, um meine Toilette zu machen.“ —

„Aber,“ rief die Kaiserin, — „lieber Baron, was bringen Sie denn da so sorgfältig in Papier gewickelt,“ — und sie deutete auf ein Paket in feinem weißen Velinpapier mit rothen Seidenbändern umwunden, welches der Baron in der Hand hielt, — „etwa das Modell

eines neuen Sattels oder gar eine Miniaturequipage Ihrer Erfindung?"

„Nichts von alledem," erwiederte der Baron lächelnd, — „was ich Eurer Majestät bringen will, gehört nicht zu meinem Ressort, — aber ich weiß," fügte er hinzu, „daß es Ihr Interesse erregen wird."

Er löste die Seidenbänder und entfernte die Papierumhüllung. Dann stellte er auf den Tisch vor die Kaiserin eine Art Kassette mit schwarzem Sammt überzogen.

Gespannt folgte die Kaiserin und die Herzogin seinen Bewegungen.

Der Baron öffnete den Deckel der Kassette und stellte vor die Kaiserin eine Tasse und einen Milchtopf von weißem Porzellan.

„Es ist ein kleines Service," sagte er dann, „dessen sich die Königin Marie Antoinette bei ihrem einfachen Milchfrühstück in Trianon bediente, — hier sehen Eure Majestät von einer Blumenguirlande gebildet die Chiffre der Königin. — Der damalige Kastellan von Trianon hat die Sachen an sich genommen und in seiner Familie sind sie bis jetzt aufbewahrt, — es ist kein Zweifel an ihrer Echtheit. — Ich hörte davon, und da ich weiß, wie sehr Eure Majestät sich für Alles interessirt, was an die Königin Marie Antoinette erinnert, so

wollte ich nicht verfehlen, dieß Andenken Ihnen zu bringen.“

Die Kaiserin hatte die Tasse ergriffen und betrachtete sie mit tiefem Ernst. Ein Ausdruck von Trauer und Wehmuth lag auf ihrem Gesicht.

„Aus Rosenguirlanden ließ sie ihre Chiffre malen,“ sagte sie dann leise und sinnend, „und volle Rosen bekränzten damals ihr Leben! — Arme unglückliche Königin, — wer Dir damals gesagt hätte, wie bald diese Blumen welken würden und in welcher blütenleeren Einöde brennender, einsamer Schmerzen Dein warmes Herz seine letzten Schläge thun würde! — An den Rand dieser Tasse setzte sie die lächelnden frischen Lippen,“ fuhr die Kaiserin immer träumerischer fort, — „wie bald sollten sie sich in herbem Gram zusammenziehen, um den entsetzlichen Kelch so furchtbarer Leiden zu leeren!“

Und lange betrachtete sie die kleine einfache Tasse, eine Thräne zitterte an ihren Augenwimpern.

Die Herzogin von Mouchy ergriff die Hand der Kaiserin und drückte ihre Lippen darauf.

„Wie schön — und wie groß ist es von Eurer Majestät,“ rief sie, „daß Sie so gern und mit so warmem Gefühl auf der Höhe der Macht und des Glückes sich jener unglücklichen Fürstin erinnern,

welche vor Ihnen einst auf dem Throne Frankreichs saß!"

„Auf dem Throne Frankreichs!" sagte die Kaiserin leise, immer die Augen auf die Tasse gerichtet, — „er ist schön, dieser Thron — aber verhängnißvoll, — ihr brachte er den frühen, martervollen Tod, — aber sie war groß in ihrem Fall, — sie war Königin auf dem Schaffot, — sollte dieser Thron einst unter uns zusammenbrechen" — flüsterten ihre Lippen fast unhörbar und ihre Gedanken schienen finsteren Bildern zu folgen; düster senkten sich ihre Blicke zu Boden.

Schnell dann erhob sie das Haupt mit der ihr eigenthümlichen anmuthigen Bewegung des schlanken Halses.

„Ich danke Ihnen, Baron de Pierres," sagte sie mit freundlichem Lächeln, „daß Sie mir diese Reliquie der armen Märtyrerkönigin gebracht haben. Ich hoffe, sie wird zu erwerben sein, damit ich ihr einen Platz geben kann in dem Tempel der Erinnerung an die königliche Dulderin, den ich mir im Stillen aufrichte."

„Das kleine Service, Madame, gehört einem alten Manne, der aus seinem kleinen Geschäfte ein mäßiges Vermögen erworben hat," antwortete der Baron, — „er lebt mit seiner Frau ohne Kinder, — verkaufen will er das Andenken, welches er von seinen Eltern ererbt hat,

nicht, — aber er macht sich eine Freude daraus, dasselbe seiner Kaiserin zu schenken, — wie er mir gesagt hat."

Die Augen der Kaiserin glänzten.

„Wie schön wäre es, Kaiserin von Frankreich zu sein," rief sie, „wenn diese Gesinnungen allgemein wären! — Wollen Sie, lieber Baron," fuhr sie dann fort, „sogleich dem Kaiser diese kleine Geschichte erzählen und ihn bitten, dem Manne die Ehrenlegion zu geben? — ich werde ihm selbst heute noch davon sprechen, — und dann — lassen Sie ein vollständiges Theeservice von Silber anfertigen mit meiner Chiffre, — ich muß doch das Geschenk der braven Leute erwiedern, — ich will es ihnen selbst geben, sobald es fertig ist, Sie sollen sie dann zu mir führen."

Der Baron verbeugte sich.

„Eurer Majestät Befehle sollen sogleich ausgeführt werden."

Die Kaiserin sann einen Augenblick nach.

Rasch ergriff sie den Crayon und eines der auf dem Tische liegenden Blätter.

„Ich danke Ihnen, Baron de Pierres," rief sie lebhaft, „nicht nur für dieß schöne Andenken, — ich danke Ihnen auch für eine Inspiration, welche die Erinnerung an die unglückliche Königin mir eingibt!"

Und mit gewandter Hand warf sie eine Zeichnung in flüchtigen Linien auf das Papier.

„Wir suchten eine Mode für die Saison, liebe Anna," sagte sie, — „die größte Schwierigkeit war es, bei einer engen und kurzen Robe die Büste angemessen zu bekleiden, — die großen Shawls, Mäntel und Umhänge, die wir jetzt tragen, passen dazu nicht, sie gehören zu dem reichen Faltenwurf der weiten Roben. — Jetzt habe ich gefunden, was wir brauchen, — sieh da," rief sie, indem sie ihrer Freundin das Blatt hinhielt, — „ein Tuch, wie es die unglückliche Königin trug, — das wird die Frage lösen!"

„Charmant — anmuthig und einfach!" rief die Herzogin, — „das ist in der That eine Inspiration, für welche die Damen Europas dem Baron Dank wissen werden," fügte sie lächelnd hinzu.

„Komm' her," rief die Kaiserin aufstehend, — „wir wollen uns sogleich eine Idee davon machen!"

Und sie nahm einen Kaschemirshawl, welchen die Herzogin neben sich gelegt hatte, faltete ihn ein wenig zusammen und legte ihn um die Schultern ihrer Freundin, — dann knüpfte sie die beiden Enden hinten auf der Taille zusammen, ganz in der Weise, wie man es auf den Bildern der erhabenen und edlen Gefangenen des Temple und der Conciergerie sieht.

„Wie finden Sie das, Baron?“ fragte die Kaiserin, indem sie Frau von Mouchy von allen Seiten betrachtete.

„Reizend,“ rief der Baron de Pierres, — „es wäre in der That“ — fuhr er sich verbeugend fort — „auch unmöglich, daß eine Toilette nicht reizend sein sollte, die Eure Majestät arrangiren und die die Frau Herzogin trägt!“

„Und dieß soll die Mode der Saison sein,“ rief die Kaiserin, — „alle Damen sollen dem Andenken der unglücklichen Königin diese Huldigung bringen — und die neue Mode, welche wir der Welt geben, soll heißen: Fichu Marie Antoinette!“

„Welche Chance,“ rief der Baron lächelnd, „daß es mir vergönnt ist, bei diesem großen Akt gegenwärtig zu sein, welcher der ganzen schönen Hälfte des Menschengeschlechts ein neues Gesetz gibt!“

Ein kurzer Schlag ertönte an der Thür.

Der Kammerdiener öffnete dieselbe und der erste Kammerherr der Kaiserin, Herzog Tascher de la Pagerie, trat ein.

„Der Graf Rivero,“ sprach er, „dem Eure Majestät die Ehre einer Audienz bewilligt haben, steht zu Ihren Befehlen.“

„Ich will den Grafen nicht warten lassen,“ sagte

die Kaiserin aufstehend, „führen Sie ihn sogleich herein, mein lieber Herzog! — nachher habe ich Ihnen noch Verschiedenes zu sagen," fügte sie mit verbindlichem Lächeln hinzu.

Dann grüßte sie Herrn de Pierres leicht mit dem Kopf.

„Auf Wiedersehen, lieber Baron, — auf Wiedersehen, meine Theure!" — und sie reichte der Herzogin die Hand, welche diese an ihre Lippen drückte.

Baron de Pierres und Frau von Mouchy verließen den Salon.

Der Herzog Tascher de la Pagerie führte den Grafen ein, stellte ihn der Kaiserin vor und zog sich dann wieder zurück.

Der Graf trug schwarzen Frack und weiße Cravatte, den Stern des Piusordens auf der Brust.

Er verneigte sich tief, trat mit leichtem und freiem Anstand bis auf drei Schritte vor die Kaiserin hin und erwartete in vollkommenster Haltung ihre Anrede.

Der Blick der Kaiserin umfaßte mit prüfendem Ausdruck diese ruhige, kalte und vornehme Erscheinung. Indem sie mit einer Neigung des Hauptes den ehrerbietigen Gruß des Grafen erwiederte, sprach sie mit freundlichem Lächeln:

„Ich freue mich, Ihre nähere Bekanntschaft zu

machen, Herr Graf, meine Verwandten in Italien haben mir so unendlich viel Vortreffliches über Sie geschrieben, daß ich in der That gespannt war, einen Mann mit so vielen außergewöhnlichen Eigenschaften kennen zu lernen."

„Ich fürchte, Madame," sagte der Graf ruhig, — „daß diese hohen Personen, auf deren Wohlwollen ich stolz bin, mir keinen guten Dienst geleistet haben, wenn sie in ihrer freundlichen Liebenswürdigkeit ein zu vortheilhaftes Bild von mir entworfen haben, — Eure Majestät werden dann vielleicht um so mehr bemerken, wie weit die Wirklichkeit hinter diesem Bilde zurückbleibt. — Eine Eigenschaft aber kann ich mit Recht für mich in Anspruch nehmen," fuhr er fort, „das ist der ernste und kräftige Willen, mit aller Energie der Sache der heiligen Kirche zu dienen, welcher auch Eure Majestät Ihren mächtigen Schutz unausgesetzt zuwendet."

„— Und welche trotz dieses Schutzes immer mehr bedrängt wird," sagte die Kaiserin seufzend. „Sagen Sie mir, Herr Graf," fuhr sie fort, indem sie sich niederließ und dem Grafen mit der Hand den Fauteuil bezeichnete, welchen die Herzogin von Mouchy vorher eingenommen hatte, — „sagen Sie mir ein wenig, — wie stehen die Dinge in Italien, — was hoffen Sie, oder was fürchten Sie für die Sicherheit des heiligen Stuhls und des Patrimoniums Petris?"

„Ich hoffe Alles — und ich fürchte Alles, Madame,“ antwortete der Graf, „je nachdem Frankreichs Hand schützend über Rom ruht oder sich davon abzieht. Wenn Frankreich, — wenn der Kaiser,“ sagte er, indem sein Auge sich mit einem vollen und tiefen Blick auf sie richtete, „sich stets erinnert, daß der Herrscher dieses schönen und mächtigen Landes das edle Vorrecht hat, sich den ältesten Sohn der Kirche zu nennen —“

„Und halten Sie es für möglich,“ unterbrach ihn die Kaiserin lebhaft, „daß man hier dieses Vorrecht vergessen könnte und die Pflichten, welche dasselbe uns auflegt?“

„Madame,“ sagte der Graf ruhig und ernst, — „die Zukunft ist mir verborgen und es ziemt mir nicht, prophetische Schlüsse aus der Vergangenheit zu ziehen, welche mir zeigt, daß französische Waffen bei Solferino die alten Dämme des Rechts niederwarfen und es möglich machten, daß die schwer zu beherrschenden Wellen dieses Königreichs Italien jetzt drohend an den Fuß des Felsens Petri schlagen.“

Die Kaiserin senkte den Kopf und glättete leicht mit der feinen Hand eine Falte ihrer Robe.

„Wenn ich aber,“ fuhr der Graf fort, — „trotz Solferino — vielleicht wegen Solferino und seiner Folgen — überzeugt bin, daß Frankreich sich seiner

Pflichten gegen den heiligen Stuhl jetzt lebhafter erinnert als je, — so beruht dessen Sicherheit doch noch auf der weiteren Frage, ob es die Macht haben werde, jene Pflichten zu erfüllen."

In stolzer Bewegung warf die Kaiserin den Kopf empor. Ein flammender Blitz aus ihren großen Augen traf den Grafen.

„Ob Frankreich die Macht habe, Rom zu schützen?" fragte sie mit einem Tone voll Verwunderung und Unmuth.

Der Graf verneigte sich leicht, ohne den Blick zu senken.

„Ich kenne die Macht Frankreichs, Madame," sagte er, — „sie ist sehr groß, — aber es kommt darauf an, ob man sie zur rechten Zeit und nach der rechten Seite hin gebraucht, oder ob man sie in falscher Weise nach falschen Richtungen erfolglos verschwendet."

Zum zweiten Male senkte sich der Blick der Kaiserin zu Boden.

„Sie sind ein strenger Kritiker, Herr Graf," sagte sie nach einigen Augenblicken mit etwas gedämpfter Stimme, in welcher eine leichte Nüance von Verdruß wiederklang.

„Es wäre Eurer Majestät — und meiner unwürdig," erwiederte Graf Rivero, — „wollte ich Ihre Frage

mit Gemeinplätzen beantworten, — jedenfalls ist meine Kritik, welche Eure Majestät scharf nennen, gewiß bei weitem nicht so streng als diejenige, welche die Geschichte mit unerbittlicher Logik und Konsequenz ausübt."

Das Auge der Kaiserin erhob sich langsam und ruhte einen Augenblick wie erstaunt auf dem ruhigen, edlen Gesicht dieses Mannes, der damit begann, ihr Wahrheiten zu sagen, an welche ihre Umgebung sie wenig gewöhnt hatte.

Dann sagte sie mit fester Stimme:

„Sie haben Recht, Herr Graf! — Wir sprechen über ernste Dinge, und es wäre thöricht, die Gedanken zu verschweigen oder zu verhüllen. — Sie glauben also," fuhr sie fort, „daß Verhältnisse eintreten könnten, welche Frankreich verhindern würden, seine Macht zum Schutze der Kirche und des heiligen Stuhles anzuwenden?"

„So groß die Macht Frankreichs ist, Madame," erwiederte der Graf, „so kann sie doch den heutigen geschlossenen Mächten, den großen und gewaltigen Bewegungen gegenüber, welche in unserer Zeit durch die Völker gehen, nur dann ihres Erfolges sicher sein, wenn sie sich nicht zersplittert, — wenn sie nicht an Unmögliches gesetzt wird. Ein geringer Theil dieser Macht genügt, um Rom zu schützen, wenn man weiß, daß sie gleichsam nur ein Symbol ist, hinter welchem das ganze

Frankreich steht, — jede große und gefährliche Unternehmung, in welche Frankreich sich nach anderer Seite einlassen würde, müßte jenem Symbol seine Bedeutung nehmen, jede solche Unternehmung würde das Signal für die Revolution, das heißt das Königreich Italien, sein, sich in unwiderstehlicher Brandung über Rom zu ergießen."

Die Kaiserin hörte mit lebhafter Spannung.

„Die mexikanische Expedition," fuhr der Graf ruhig fort, „hat Frankreich verhindert, in dem deutschen Kriege ein seiner Würde und seiner Macht entsprechendes Wort zu sagen, — ein Krieg gegen Deutschland würde den französischen Schutz für Rom illusorisch machen."

„Sie sind also auch der Meinung," rief die Kaiserin lebhaft, „daß wir für jetzt um jeden Preis an den Verhältnissen in Deutschland nicht rühren dürfen?"

„Nicht nur für jetzt, sondern für immer," sagte der Graf ernst und bestimmt, indem sein klarer Blick fest auf den bewegten Zügen der Kaiserin ruhte, welche ihn mit einer gewissen Befremdung ansah.

„Ich hoffte," fuhr er fort, „daß im vorigen Jahre Oesterreich siegen und das neue Italien wieder gebrochen werden würde, — daß an der Spitze Deutschlands eine katholische, der Kirche ergebene Macht stehen würde, welche dann im Bunde mit Frankreich die Herrschaft

des Rechts und der Religion wieder herstellen könnte in der Welt, die dem Geist des Abfalls sich zuwendet. — Meine Hoffnung ist nicht erfüllt, — Oesterreich ist besiegt, mehr noch, es hat seine Vergangenheit aufgegeben, — es wird sich nicht wieder erheben, Deutschland gehört für immer Preußen!"

Die Kaiserin bewegte die Lippen, in ihren Augen zitterte es seltsam, — es schien, als ob sie sprechen wollte, — aber sie schwieg und mit forschendem Blick sah sie durch die halb gesenkten Augenlider auf den Grafen hin, die Fortsetzung seiner Rede erwartend.

„Die Sache Deutschlands ist entschieden," fuhr der Graf fort, — „und auch das kann sich zum Besten der Kirche wenden, Preußen bedarf Italiens nicht mehr, — und Italien allein wird nicht in seiner jetzigen Form bestehen, — wenn Frankreich in gesammelter Kraft ruhig dasteht und dem heiligen Stuhl seine Freiheit und Unabhängigkeit erhält."

„So sind Sie auch der Meinung," sagte die Kaiserin, immer den Blick mit den schönen langen Wimpern ihrer Augen verschleiernd, — „welche hier sich um den Kaiser geltend macht, daß die beste Politik Frankreichs ein fester und dauernder Frieden mit Preußen sei?"

„Ein Kampf zwischen Frankreich und Deutschland," sagte der Graf mit Betonung, „würde das Ende der

Sicherheit und Unabhängigkeit des römischen Stuhles und damit die höchste Gefahr für die Einheit der Kirche sein."

„Sie werden zufrieden sein," sprach die Kaiserin mit einem Klange unmuthiger Enttäuschung in ihrer Stimme, „denn ich glaube, die Basis für einen solchen Frieden wird in diesem Augenblick gelegt, — doch," fügte sie, leicht mit ihrem Batisttuche spielend, hinzu, — „glaube ich nicht so zuversichtlich an seine Dauer."

Die Züge des Grafen belebten sich wie durch heftige innere Erregung, sein Auge richtete sich forschend und durchdringend auf die Kaiserin.

„Bedarf es denn," fragte er, „einer besonderen Basis für einen Frieden, der durch nichts bedroht ist, und der einfach zu erhalten ist dadurch, daß Niemand ihn stört — und von Deutschland ist doch eine solche Störung nicht zu erwarten?" —

Das Auge der Kaiserin öffnete sich weit und blitzte auf in zornigem Stolz. Sie warf den Kopf in die Höhe und rief mit der Lebhaftigkeit ihres schnell erregbaren Temperaments:

„Glauben Sie denn, Herr Graf, daß Frankreich ruhig es mit ansehen könne und dürfe, daß dieses militärische Preußen die Kraft von ganz Deutschland in seiner Hand zusammenfasse und die Spitze seines Degens

über den Rhein herüber nach unserem Herzen ausstrecke? Sie werden nicht voraussetzen, daß das Frankreich, welches der Erbe der Siege des ersten Napoleon ist, still und resignirt zusehen solle, wie die Ordnung von Europa über den Haufen geworfen wird und wie eine protestantische Macht das deutsche Kaiserthum wieder aufrichtet. Freilich," rief sie immer lebhafter, „hätten wir nicht geschehen lassen sollen, was geschehen ist, — da es aber einmal geschehen ist, müßten wir unsere Kraft sammeln, um mit zerschmetterndem Schlag dieses Werk des vorigen Jahres zu zertrümmern, — nicht," sagte sie leise mit bitterem Ausdruck, indem sie die Zähne zusammenbiß und ihr Auge vor Erregung flammte, — „nicht uns abfinden lassen mit armseligen Kompensationen!"

Der Graf hatte mit immer gespannterer Aufmerksamkeit zugehört, sein Blick ruhte mit durchdringender Schärfe auf der Kaiserin und ein rascher Ausruf schien aus seinem Munde hervordringen zu wollen.

Schnell aber nahm sein Gesicht wieder die gewohnte Ruhe an und mit leichtem Lächeln fragte er:

„Welche Kompensation könnte Frankreich verlangen, — welche Kompensation würde Deutschland gewähren?"

„Man wird glücklich sein in Deutschland," rief die Kaiserin schnell mit verächtlichem Aufwerfen der Lippe,

— „den dauernden Frieden mit Frankreich, die definitive Genehmigung der Eroberungen des vorigen Jahres zu erkaufen für den lächerlichen Preis dieses kleinen Herzogthums Luxemburg!“

„Luxemburg?“ rief der Graf, indem er schnell aufstand und mit bestürztem Ausdruck die Kaiserin ansah, — „Luxemburg — um Gottes willen, Madame, denkt man ernstlich daran?“

„Herr Graf,“ sagte die Kaiserin, indem die Erregung ihrer Züge dem Ausdruck einer gewissen Verlegenheit wich, — „ich habe da in meiner Lebhaftigkeit etwas gesagt, das ich vielleicht nicht hätte sagen sollen, — ich bitte Sie, meinen Worten keine weitere Konsequenz zu geben.“

Der Graf schlug einen Augenblick die Augen sinnend zu Boden.

„Madame,“ sagte er dann, — „Eure Majestät hatten vorhin die Gnade, mir zu sagen, daß Ihre hohen Verwandten mich so freundlich mit vielen guten Eigenschaften ausgestattet haben, — sollten sie eine vergessen haben, die ich wirklich zu besitzen mich rühmen darf, — die Diskretion?“

Die Kaiserin sah ihn nachdenklich mit tief forschendem Blick an.

„Ich glaube,“ fuhr er fort, „aus Eurer Majestät

Worten schließen zu dürfen, daß Sie einer Verhandlung über die Abtretung Luxemburgs nicht günstig sind, — nun wohl, Madame, ich würde Alles daran setzen, um Eurer Majestät Intentionen in dieser Richtung zu unterstützen, — und vielleicht hat man Ihnen auch gesagt, daß ich einige Kenntniß der politischen Fäden und in Folge dessen einigen Einfluß besitze, — es kommt also nur darauf an, ob Eure Majestät mir Vertrauen schenken wollen.“ —

„Wenn Sie den dauernden Frieden Frankreichs mit Preußen wollen,“ sagte die Kaiserin etwas zögernd, — „welches Interesse könnten Sie haben, die luxemburger Verhandlungen zu verhindern, deren Abschluß ja die Bedingung und Grundlage eines solchen Friedens sein würde?“

Der Graf erwiederte fest und ruhig den forschenden Blick der Kaiserin und antwortete mit dem Tone überzeugter Sicherheit:

„Ich vermag Eurer Majestät Ansicht nicht zu theilen,“ sagte er, — „diese Frage trägt den Krieg in ihrem Schooße!“

„Den Krieg?“ rief die Kaiserin, — „Luxemburg gehört Holland, und wenn der König von Holland es an Frankreich abtritt, sollte Preußen es wagen, zu interveniren, — einer vollendeten Thatsache gegenüber?“

„O Madame," rief der Graf, — „dieser Weg führt um so sicherer zum Kriege, — wenn es vielleicht möglich wäre, Luxemburg durch eine Negoziation mit Preußen zu erhalten, so wird das berliner Kabinet doch niemals eine vollendete Thatsache acceptiren, die man hinter seinem Rücken in einer Angelegenheit schaffen würde, in welcher es die Sache Deutschlands zu vertreten hat!"

Die Kaiserin schwieg. Etwas wie ein freudiger Blitz leuchtete in ihrem Auge auf.

„In diesem Kriege aber, wenn er jetzt ausbräche, würde Frankreich geschlagen werden," sagte der Graf ruhig, — „und Italien würde Rom nehmen."

„Sie glauben an eine Niederlage Frankreichs?" fragte die Kaiserin.

„Die französische Armee ist nicht fertig," antwortete der Graf, — „die Ausführung der Pläne des Marschalls Niel hat kaum begonnen, — und Deutschland würde in dieser Frage einig der preußischen Führung folgen. — Ich bin überzeugt," fuhr er fort, — „wenn der Kaiser sicher wäre, daß der Krieg aus dieser luxemburger Frage entstünde, er würde sie nicht anrühren, — er würde nicht das gefährliche Spiel spielen, Preußen mit einem fait accompli überraschen zu wollen."

Die Kaiserin senkte den Kopf und dachte einige Augenblicke nach.

„Ich glaube, Sie haben Recht," sagte sie dann, — „es darf in diesem Augenblicke kein Krieg entstehen, — diese luxemburger Frage müßte also beseitigt werden. — Aber wie ist das möglich?"

„Madame," sagte der Graf, — „die Gefahr liegt in der Heimlichkeit der Sache. Tritt man mit einem fertigen Arrangement vor die Welt, — und Preußen widerspricht, — so ist die Ehre Frankreichs engagirt und der Krieg unausbleiblich. Die Gefahr kann nur beschworen werden, wenn Preußen Gelegenheit erhält, seine Meinung auszusprechen, so lange Frankreich noch mit Ehren sich aus der Sache zurückziehen kann."

„Aber wie wäre das möglich?" fragte die Kaiserin.

„Dadurch, daß man in Berlin auf das Schleunigste Kenntniß von der Sache erhält. Ich wiederhole, Madame, daß nach meiner festen Ueberzeugung der Kaiser nicht bis zum Aeußersten vorgeht, wenn er dem festen Entschluß Preußens gegenübersteht."

„Eine solche Mittheilung aber könnte doch," sagte die Kaiserin zögernd, „von — hier — nicht ausgehen, — in einer Sache, welche — französisches Staatsgeheimniß ist."

„Eure Majestät mögen vollkommen unbesorgt sein,"

sprach der Graf mit leichtem Lächeln, „die Diskretion des französischen Kabinets wird keinem Vorwurf ausgesetzt werden. — Eure Majestät sind also," fuhr er fort, „mit mir der Ansicht, daß diese luxemburger Verhandlungen bedenklich und gefährlich sind, und daß sie im Interesse Frankreichs beseitigt und von einer Zuspitzung zur äußersten Schärfe fern gehalten werden müßten?"

Die Kaiserin ließ ihren vollen Blick einige Augenblicke auf dem Grafen ruhen, welcher sie erwartungsvoll ansah.

„Ich glaube," sagte sie dann, „daß ich Ihnen Recht geben muß."

„Das genügt, Madame," rief der Graf, — „jetzt ist es meine Sache, zu handeln."

„Und was wollen Sie thun?" fragte Eugenie mit einem leichten Anflug von Schreck und Besorgniß.

„Madame," sagte der Graf sich verneigend, — „die Sonne sendet Licht und Wärme herab und weckt den schlummernden Keim in der Erde, aber sie fragt nicht, wie er aus der dunkeln Tiefe hervor in geheimnißvoller Arbeit den Stamm, die Blätter und die Blüten bildet."

Die Kaiserin neigte mit anmuthigem Lächeln das Haupt.

Dann erhob sie sich.

„Ein Baum, der aus Ihrem Herzen und Ihrem Kopfe erwächst, Herr Graf," sagte sie lächelnd, „kann der guten Sache, die uns Beiden heilig ist, nur nützliche Früchte tragen. — Ich habe mich sehr gefreut," fuhr sie fort, „Ihre Bekanntschaft zu machen, und hoffe dieselbe fortzusetzen. Es wird mir stets angenehm sein, Sie an meinen Montagen zu sehen, — und wenn Sie mir etwas mitzutheilen haben, so werde ich immer erfreut sein, Sie zu empfangen — wir sind ja Alliirte."

Und lächelnd reichte sie ihm die Hand.

Der Graf neigte sich auf dieselbe und berührte sie ehrerbietig mit den Lippen.

„Eure Majestät werden stets von mir hören, wenn ich Gutes zu verkünden oder Böses abzuwenden habe."

Und in leichter und freier Bewegung erreichte er die Thüre, verneigte sich noch einmal tief und verließ den Salon.

„Ein merkwürdiger und außergewöhnlicher Mensch," sagte die Kaiserin, ihm sinnend nachblickend, — „der Abbé Bonaparte hat Recht, — ein Mann, hart und geschmeidig wie der Stahl von Toledo. — Aber den ewigen Frieden mit diesem Deutschland, das uns verdrängen und erniedrigen will, erhalten — nein," rief sie laut, mit dem zierlichen Fuß heftig auf den weichen Teppich tretend, „nein, davon wird er mich nicht über-

zeugen! — Aber gleichviel," sagte sie leiser, — „diese luxemburger Verhandlung muß beseitigt werden, ich will weder, daß sie reussirt und wir um diesen elenden Preis abgefunden werden, noch daß sie jetzt zum Kriege führt, denn — er könnte Recht haben, — und wenn wir geschlagen würden," — murmelte sie, den Kopf senkend und starr vor sich hinblickend, — „es wäre das Ende —"

Einige Minuten stand sie so in Nachdenken versunken.

Dann rührte sie leicht die Glocke.

„Der Herzog Tascher de la Pagerie!" rief sie dem Kammerdiener zu.

Viertes Kapitel.

Der Graf Rivero stieg die große Treppe hinab und trat aus dem Portal, welches ein blau und weißer Baldachin, von Lanzen mit vergoldeten Spitzen getragen, überdeckte. Auf den Wink eines der dort stehenden kaiserlichen Lakaien fuhr seine Equipage, ein einfaches Coupé mit zwei tadellosen Pferden und dunkelblauer Livrée mit feinen Goldschnüren, welche dem Portal gegenüber hielt, schnell heran. Der Lakai sprang ab und öffnete den Schlag, indem er zugleich den Ueberrock seines Herrn aus dem Wagen nahm und demselben reichte.

„Zur Marchesa Pallanzoni!“ rief der Graf einsteigend, und in rascher, sicherer und leichter Bewegung rollte der Wagen davon, verließ den Tuilerieenhof, folgte der Rue de Rivoli, fuhr über den Platz de la Concorde, durch die Rue Royale, wendete sich an der Madeleine links nach der Kirche St. Augustin und fuhr bis zu dem großen Platz, welcher dieser neuen und

schönen Kirche am Anfange des Boulevard Malesherbes gegenüber liegt.

Hier hielt er vor einem großen, eleganten Hause, der Graf stieg aus und eilte mit leichtem Schritt die mit Teppichen belegten Stufen einer breiten, eleganten Treppe hinauf.

Vor einer großen Glasthüre des ersten Stocks drückte er auf den Knopf der Glocke, — ein heller Schlag ertönte und fast unmittelbar öffnete sich die Thür.

„Ist die Frau Marchesa zu Hause?" fragte der Graf eintretend einen Lakai in hellblauer Livrée mit Silber, welcher ihm entgegentrat.

„Die Frau Marchesa ist in ihrem Boudoir," erwiederte der Lakai, — „sie hat befohlen, Niemand zu melden, — aber sie wird den Herrn Grafen ohne Zweifel empfangen, ich werde die Kammerfrau benachrichtigen."

Und mit jenem ehrerbietigen Diensteifer, den die Dienerschaft, welche ein so feines Verständniß für die Beziehungen ihrer Herrschaft besitzt, stets den wirklichen Freunden und Vertrauten des Hauses beweist, — öffnete er den Flügel einer gegenüber liegenden Thüre und der Graf trat in einen mit reicher Eleganz und doch mit der Einfachheit des guten Geschmacks möblirten Salon, erfüllt von dem Duft zahlreicher Blumen, welche

zwei große, vor den Fenstern stehende Jardinièren in reicher, farbiger Pracht füllten.

Der Graf ging mit langsamen Schritten, das Auge nachdenklich zu Boden gesenkt, in diesem Salon auf und ab.

„Diese Kaiserin sinnt auf Rache," sagte er in leisem Selbstgespräch, „sie will das erstehende Deutschland vernichten, — sie glaubt dadurch der bedrohten Kirche zu nützen, — sie irrt — ihre Absicht muß vereitelt werden! Für jetzt dient sie mir, sie soll mir helfen, diese luxemburger Frage zu beseitigen, — aber ich muß sie überwachen, — sie wird den Gedanken des großen Krieges gegen Deutschland in dem Kaiser nähren, — und ihr Einfluß ist groß."

Man hörte das leise Geräusch einer auf ihren Rollen gleitenden Schiebethür — eine Portière wurde von einer feinen, weißen Hand ein wenig gelüftet und eine Damenstimme rief: „Treten Sie ein, Herr Graf!"

Der Graf Rivero durchschritt leicht den Salon, schlug die Portière zurück und trat in ein kleines Boudoir mit einem Fenster, das von einer einzigen großen Spiegelscheibe gebildet war. Graue Seidentapeten bedeckten die Wände, Blumen, Nippesstatuetten, Bücher und Albums erfüllten den kleinen Raum, so daß fast nur der Platz vor einer zur Seite des Kamins stehen-

den Chaiselongue mit zwei ihr gegenüber aufgestellten Fauteuils frei war.

Die Dame, welche den Grafen in diesen innersten Raum intimer Zurückgezogenheit eingeladen, hatte sich wieder auf die Chaiselongue niedergelassen. Ihr schwarzes Haar lag in einfachen Flechten glatt um die schöne weiße Stirn. Das griechisch geschnittene Gesicht mit den dunkeln leuchtend tiefen Augen war von jener durchsichtigen Blässe, welche, ohne krankhaft zu erscheinen, die Herrschaft des Geistes über die Materie anzeigt. In halb liegender Stellung stützte sie die Füße in weißseidenen, mit Pelz verbrämten Pantoffeln auf eine kleine Fußbank, welche in die Nähe des vergoldeten Kamingitters gerückt war. Sie trug einen weiten Morgenrock von silbergrauer Seide und zeigte in ihrer ganzen Erscheinung jene leichte Unordnung, welche bewies, daß das große und wichtige Geschäft der Toilette noch nicht begonnen hatte. In dieser Unordnung lag jedoch keine Nachlässigkeit, Alles athmete die höchste und vollendetste Eleganz einer vornehmen Dame.

Der Graf näherte sich schnell der Chaiselongue und ließ sich auf einen der daneben stehenden Fauteuils nieder.

Die Dame reichte ihm die Hand, — er ergriff sie leicht, und wie unwillkürlich von dem Zauber des vor-

nehmen und distinguirten Hauchs ergriffen, welcher diese ganze Erscheinung umfloß, zog er diese Hand an seine Lippen.

Ein Blitz des Triumphes leuchtete in ihrem Auge.

„Ich muß Ihnen mein Kompliment machen,“ sagte der Graf mit kaltem Tone, der nicht mit dem Inhalt seiner Worte harmonirte, — „Sie werden täglich schöner und eleganter.“

Ein halb stolzes, halb ironisches Lächeln umspielte den Mund der Dame, indem sie erwiederte:

„Ich muß mich bestreben, um eben so viel schöner und eleganter zu werden, als die Marchesa Pallanzoni über Madame Balzer steht. — Apropos, Herr Graf,“ fuhr sie mit demselben Lächeln auf den Lippen fort, — „haben Sie mir Nachrichten von meinem würdigen Gemahl, dem Marchese Pallanzoni, zu bringen?“

Und mit kurzem Lachen lehnte sie den schönen Kopf an die Rücklehne des Sophas.

„Er lebt ruhig unter der Aufsicht eines alten Dieners in dem kleinen Hause bei Florenz, das ich ihm eingerichtet, und bringt den Rest seines Lebens damit zu, das selbstverschuldete Elend zu bereuen, aus welchem ich ihn gezogen habe. — Hüten Sie sich übrigens,“ fuhr er mit ernstem Tone fort, „jemals vor Andern in diesem Tone über ihn zu sprechen, — wenn auch der

Mann, der Ihnen seinen Namen gegeben hat, tief gesunken und verkommen war, so ist doch dieser Name einer der ältesten und edelsten und kein neuer Flecken soll, vor der Welt wenigstens, auf ihn fallen!"

Eine schnelle Röthe flammte auf ihrer Stirn empor, ein jäher Blitz zuckte aus ihrem Blick, die Lippen öffneten sich mit stolzer Bewegung, — aber sie sprach kein Wort, ihre Augenlider senkten sich, wie um den Ausdruck ihres Blickes vor dem klar und ernst auf sie gerichteten Auge des Grafen zu verhüllen, und schnell nahmen ihre Züge wieder ihre unbefangene, lächelnde Ruhe an.

„Wissen Sie, Herr Graf," sagte sie dann, — „daß ich anfange, mich zu langweilen? Ich kenne jetzt dieß Paris mit seinen bunten, wechselnden Bildern, die doch eigentlich nur ein ewiges Einerlei verhüllen, — ich finde diese jungen Herren mit ihrer forcirten Blasirtheit höchst widerwärtig und abgeschmackt — und," fügte sie mit einem leichten Seufzer und einem scharfen, forschenden Blick hinzu, „die eigentliche Gesellschaft bleibt mir ja doch verschlossen, trotz des stolzen Namens, den — Sie mir gegeben haben."

„In dieser Beziehung müssen Sie Geduld haben," sagte der Graf, „man darf den Eintritt in die Gesellschaft nicht übereilen, wenn man in Ihrer Lage ist. —

Seien Sie übrigens ruhig," fuhr er fort, „wenn Sie ernste und nützliche Dienste leisten, so werden Sie in die erste Gesellschaft nicht langsam und allmälig von Unten, sondern mit einem Male und von Oben eintreten — sobald ich es für nöthig halte," setzte er im Tone kalter Ueberlegenheit hinzu.

Wieder zitterte jenes zornige Aufflammen in ihrem Auge und wieder verhüllte sie dasselbe schnell unter den gesenkten Lidern.

„Ernste und nützliche Dienste —?" sagte sie dann mit ruhiger Stimme, — „Sie hatten mir allerdings gesagt, daß Sie meine Dienste in ernsten Dingen in Anspruch nehmen würden und daß es mir vergönnt sein würde, durch den Dienst einer heiligen Sache," fügte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu, indem ein leichtes Zittern um ihre Lippen spielte, „frühere Schuld zu sühnen, — bis jetzt aber habe ich nichts gethan, als was — jede wahre Marquise auch thun könnte."

Ein verächtliches Lächeln glitt über ihre Züge.

„Der Augenblick ist gekommen, wo Sie Ihre Thätigkeit beginnen können," sagte der Graf, — „Sie können einen Dienst leisten, von dessen geschickter Ausführung das Schicksal Europas abhängen kann!"

Mit funkelnden Augen richtete sie sich schnell auf.

„Sprechen Sie, Herr Graf," rief sie, — „sprechen

Sie. Ich höre mit allen meinen Sinnen und allen meinen Gedanken."

Der Graf ließ seinen klaren, ruhigen Blick einige Sekunden auf ihren erregten Zügen ruhen.

„Wenn Sie gut ausführen sollen, um was es sich handelt, so müssen Sie genau wissen, worauf es ankommt und was erreicht werden soll. — Ich erinnere Sie nochmals daran," sagte er mit fester, kalter Stimme, „daß die erste Vorschrift bei allen Diensten, zu denen Sie berufen sein werden, die unbedingteste Verschwiegenheit ist, — ein Bruch derselben zieht die Strafe des moralischen Todes nach sich."

Eine helle Röthe flammte auf ihrer Stirn auf, — ihre Augen sprühten Blitze — aber schnell bezwang sie sich und fragte mit ruhiger Stimme:

„Haben Sie Grund, mir zu mißtrauen?"

„Nein," sagte der Graf, „aber die Angelegenheiten, um welche es sich handelt, sind nicht die meinigen, — es ist nothwendig, die Bedingungen zu wiederholen, über welche wir übereingekommen sind."

„Sie sind fest in mein Gedächtniß geschrieben," sagte sie.

„So hören Sie!" sprach der Graf, indem er sich etwas vorneigte und die Stimme dämpfte.

„Wollen wir nicht die Thüre schließen?" fragte

sie, auf die offen gebliebene Schiebethür zum Salon deutend, indem sie eine Bewegung machte, um aufzustehen.

Der Graf legte leicht die Hand auf ihren Arm.

„Lassen Sie,“ sagte er, — „ich ziehe die offenen Thüren vor, wenn man geheime Dinge bespricht, — hinter ihnen kann Niemand horchen. — Es finden Verhandlungen statt,“ fuhr er dann fort, „zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Könige von Holland über die Abtretung von Luxemburg an Frankreich.“

Sie stützte den Kopf auf die Hand und hing mit durchdringendem Blick an seinen Lippen.

„Diese Verhandlungen dürfen zu keinem Resultat führen,“ sprach der Graf weiter, — „es ist nothwendig, daß so schnell als möglich das berliner Kabinet, hinter dessen Rücken die ganze Sache betrieben wird, davon unterrichtet werde, und zwar in einer Weise, welche nicht den mindesten Verdacht zuläßt, daß diese Information von hier aus angeregt sei.“

„Aber wie kann ich —?“ rief sie erstaunt.

„Ich glaube,“ fuhr der Graf fort, — „daß man sowohl hier als namentlich auch in Holland sehr fern von dem Gedanken ist, diese Verhandlungen könnten zu ernsten Verwickelungen und zu einem Kriege führen, der vielleicht ganz Europa in Flammen setzen würde.

Ganz insbesondere würde der König von Holland, der den Krieg nicht liebt und der Verwickelungen mit Preußen auf das Aeußerste fürchtet, weil sie sein Land zwischen den Zusammenstoß zweier gewaltiger Kolosse stürzen würden, — der König von Holland würde ganz insbesondere vor dieser geheimen Negoziation zurückschrecken, wenn er ihre Folgen klar übersähe."

„Aber ich begreife noch immer nicht," rief sie, — „wie ich —"

„Ich finde," sagte der Graf mit leichtem Lächeln, „daß Ihre Equipage noch immer nicht auf der Höhe der übrigen Montirung Ihres Hauses ist, — Ihre Pferde sind nicht schön genug, auch gefällt mir ihre Farbe nicht."

Sie sah ihn in stummem Erstaunen an und schüttelte leicht den Kopf.

„Sie müssen die schönsten Pferde in Paris haben," fuhr er ruhig fort, „freilich wird das nicht ganz leicht sein, denn das schönste Gespann, das ich kenne und das vollständig für Sie passen würde, ist im Besitze von Madame Musard, — und sie hat es bereits dem Stallmeister des Kaisers abgeschlagen, die schönen Thiere zu verkaufen."

Ihr Auge blitzte auf, — ein feines Lächeln zuckte um ihre Lippen, — gespannt hing ihr Blick an seinem Munde.

„Die einzige Möglichkeit, diese Pferde vielleicht zu erhalten, wäre, wenn Sie der Dame einen Besuch machten, — ‚Paris vaut bien une messe‘ — sagte Heinrich IV., — und der Besuch würde um so sicherer in seinem Erfolge sein, wenn Sie vielleicht der schönen Frau einen Dienst leisten könnten. — Madame Musard interessirt sich für Holland, — sie würde vielleicht dankbar sein, wenn sie in den Stand gesetzt würde, dort eine Gefahr abzuwenden —“

Die Marquise sprang auf.

„Genug, Herr Graf,“ rief sie, — „ich verstehe vollkommen, Sie können sich auf mich verlassen, — ich werde Ihnen beweisen,“ fügte sie lächelnd hinzu, „daß ich fähig bin, Ihr Werkzeug zu sein, — ich werde mir die Sporen verdienen!“

„Vergessen Sie nicht,“ sagte er, „daß schnell gehandelt werden muß, um Unglück zu verhüten. In drei Tagen muß es sich entscheiden, ob der Zweck erreicht ist, — sonst müssen andere Wege eingeschlagen werden.“

„Er wird erreicht werden,“ sagte sie, — „ich bedarf eine Stunde zu meiner Toilette, — und sogleich werde ich an's Werk gehen.“

Der Graf stand auf.

„Und die Pferde?“ fragte sie mit fast unmerklichem Lächeln, „sie werden theuer sein.“

Der Graf zog ein Portefeuille aus der Tasche, nahm daraus das gedruckte Blanket einer Anweisung, trat darauf an einen kleinen, zierlichen Schreibtisch und füllte mit raschen Zügen das Papier aus.

„Hier ist eine Anweisung für meinen Bankier auf fünfzigtausend Franken, — ich hoffe, das wird genügen, — jedenfalls zahlen Sie jeden Preis.“

Sie legte die Anweisung, ohne sie anzusehen, in eine Vermeilschale auf einem Fuß von antiker Bronze, welche auf dem Kamin stand.

„Nun aber, Herr Graf,“ sagte sie lächelnd, — „bitte ich um die Erlaubniß, meine Toilette zu machen, — nicht daß ich Sie vertreiben will,“ fügte sie mit einem eigenthümlichen Blick hinzu.

Der Graf ergriff seinen Hut.

„Ich habe Sie zur Diskretion ermahnt,“ sagte er mit höflichem Lächeln, — „und darf mir nicht erlauben, indiskret zu sein.“

Und mit leichter Verbeugung wendete er sich zur Thür und verließ, den Salon durchschreitend, das Appartement.

„Er ist von Eis,“ sagte sie seufzend, indem sie eine kleine Glocke bewegte, — „und seine Herrschaft von Eisen, — doch sie führt mich dahin, wohin ich mich so lange gesehnt, — und vielleicht — — Ich will aus-

fahren — meine Toilette, — den Wagen in einer Stunde!" befahl sie der eintretenden Kammerfrau.

Der Graf stieg die Treppe hinab.

„So liegt denn der Zündfaden, an welchem der Brand Europas hängt, in den Händen zweier Frauen!" sagte er leise, „und wenn die ernsten und wichtigen Herren vom Corps diplomatique heute Abend im Bois de Boulogne diesen beiden aus Sammt, Spitzen und Federn hervorlächelnden Damen begegnen, so werden sie nicht ahnen, daß in ihren zierlichen Händen in diesen Stunden das Geschick der Welt ruht. — Wie wunderbare Wege geht doch die lebendige Geschichte, welche später in so feierlich monumentalen Steinbildern vor der Nachwelt dasteht!" —

„Nach der Nunziatur!" rief er seinem Diener zu und stieg in seinen Wagen, der in schnellem Trabe davonfuhr.

*

Eine Stunde später fuhr die Equipage der Marchesa Pallanzoni an dem prachtvollen Hotel der Madame Musard bei den Champs Elysées vor. Alles in diesem Hause athmete die vollendetste Eleganz der allervornehmsten Welt. Die unermeßlichen Reichthümer, welche den auf den amerikanischen Erbgründen der Dame

entdeckten Petroleumquellen in unerschöpflicher Fülle entströmten, zeigten sich hier nicht in überladenem Glanz, sondern in jener so schwer herzustellenden, gediegenen Einfachheit, welche nur da zu finden ist, wo wirklich große Mittel sich mit wirklich gutem Geschmack vereinen.

Wohl zeigte sich auf den Mienen der gepuderten Lakaien in den dunklen Livréen mit den silbergrauen Achselschnüren und den schneeweißen Strümpfen ein leichter Anflug von Erstaunen, als der Diener der Marchesa deren Karte überbrachte mit der Frage, ob Madame Musard seine Herrin empfangen wolle — denn die Damen mit aristokratischen Namen echten Klanges gehörten hier nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen, — indeß mit jener schweigenden Schnelligkeit und Pünktlichkeit, welche dem Dienst an einem Hofe Ehre gemacht haben würde, wurde die Karte dem Kammerdiener gebracht, welcher in tadellosem schwarzen Anzug im Vorzimmer der Dame des Hauses saß.

Madame Musard blickte ein wenig erstaunt auf diese Karte, welche der Kammerdiener ihr auf einem goldenen Teller mit wunderbar schön ciselirtem Rande überreichte.

„Marchesa Pallanzoni,“ sagte sie, — „ich habe den Namen gehört, — eine sehr schöne und sehr elegante

Italienerin, die seit einiger Zeit hier ist, — eine wirkliche große Dame, wie man mir gesagt hat," fügte sie mit einem leichten Lächeln der Befriedigung hinzu, — „aber was kann sie von mir wollen? Gleichviel — hören wir! — Es wird mir eine Freude sein, die Frau Marquise zu empfangen," sprach sie zu dem Kammerdiener, welcher zur Thüre zurückgetreten war und dort in ehrerbietiger Stellung wartete. — „Gehen Sie selbst hinab und führen Sie die Dame herauf."

Der Kammerdiener verschwand.

Madame Musard, eine hohe, schlanke Gestalt mit feinen und intelligenten, ein wenig scharfen Zügen, dunklem Haar und dunklen Augenbrauen, welche Augen von außergewöhnlicher Schärfe und Intelligenz überwölbten, mochte ungefähr sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt sein. Der Ausdruck ihrer Augen erschien älter, das Lächeln ihres frischen Mundes jünger. Sie trug eine sehr einfache dunkle Morgentoilette von schwerem Seidenstoff, welche hoch am Halse, von einer feinen Spitze überragt, durch eine Brosche von einem ungewöhnlich großen Rubin geschlossen wurde.

Nichts in ihrer Erscheinung zeigte eine Spur von jenen Uebertreibungen der Eleganz und des Luxus, welche man zu jener Zeit bei den meisten Damen der großen Welt sowohl als der Halbwelt zu sehen gewohnt

war. Auch der kleine Salon, in welchem sie sich befand, war mit edelster Einfachheit möblirt.

Die Flügel der Thüre sprangen auf.

„Die Frau Marquise von Pallanzoni!“ rief der Kammerdiener und herein rauschte Frau Antonie Balzer in reicher Promenadentoilette. Ueber die schweren Falten einer dunkelblauen Robe fiel eine mit Zobel besetzte Mantille von Sammt herab, ein kleiner Hut von der Farbe der Robe mit einer prachtvollen weißen Feder umrahmte das feine und zarte Gesicht, das, leicht durch die Luft geröthet, in wunderbarer Schönheit und Frische strahlte.

Madame Musard ging ihrem Besuch bis fast zur Thür entgegen, mit raschem, prüfendem Blick umfaßte sie diese so jugendliche, so reizende und so vornehme Erscheinung.

„Ich freue mich, Frau Marquise, Sie in meinem Hause zu begrüßen,“ sprach sie dann mit ruhiger Artigkeit, „und ich werde glücklich sein, Ihnen in Etwas dienen zu können, wenn es in meiner Macht steht.“

Sie führte die Marchesa zu einem von Blumen umgebenen kleinen Sopha, welcher in der Nähe des Fensters stand, und nahm ihr gegenüber auf einem niedrigen Lehnstuhl Platz, indem sie mit dem Ausdruck

ruhiger Höflichkeit erwartete, daß die Dame ihr den Grund ihres Besuches mittheilte.

„Erlauben Sie zunächst, Madame," sagte die Marchesa mit einer gewissen Herzlichkeit in dem Tone ihrer vollen metallreichen Stimme, „daß ich Ihnen meine Bewunderung ausspreche über die Einrichtung Ihres Hauses, — das heißt dessen, was ich davon gesehen, — man spricht in Paris so viel davon," fuhr sie fort, „daß ich mit großen Erwartungen hieher kam, — aber dennoch bin ich erstaunt, — es ist so schwer," sagte sie mit einem naiven Lächeln, das ihr vortrefflich stand, „in all' dem pariser Glanz die wirklich vornehme einfache Eleganz in der Montirung der Häuser zu finden, — ich habe sie nur in einigen alten Häusern des Faubourg St. Germain gefunden — und hier bei Ihnen."

Madame Musard neigte leicht den Kopf, das Lächeln ihrer Lippen bewies, daß sie nicht unempfindlich war für das in so natürlicher Weise ausgesprochene Kompliment, indeß schien ihr Blick zu sagen: „Ich glaube nicht, daß Sie hieher gekommen sind, um mir dieß zu erzählen."

Frau Antonie schlug vor diesem klaren und scharfen Blick in scheinbarer verlegener Verwirrung die Augen nieder. Sie drückte die Spitzen ihrer schlanken Finger in den hellgrauen Handschuhen von weichem schwedischem

Leder an einander, und sprach, indem sie einen treuherzig bittenden Blick auf Madame Musard warf:

„Ich arbeite daran, mein Haus ebenfalls zu montiren, — wenn auch nur für die Dauer der Weltausstellung, — mein Gemahl,“ fuhr sie seufzend fort, „ist kränklich und zu weiten Reisen nicht disponirt, — doch hat er meinem glühenden Wunsche, Paris und diese wunderbare Ausstellung zu sehen, nachgegeben und mir erlaubt, einige Zeit hier zu bleiben. — Mir fehlt nun aber so Manches und besonders kann ich meine Equipage nicht passend herstellen,“ sagte sie mit leichtem Zögern, — „da wage ich es denn, mich an Sie zu wenden, und ich freue mich, daß es eine Frau ist, an die ich mich wenden kann, — ich habe ein wunderschönes Gespann vor Ihrem Wagen gesehen.“ —

Das Gesicht von Madame Musard nahm einen kalten abwehrenden Ausdruck an.

„Man sagte mir,“ fuhr die Marchesa fort, „daß Sie einen vollständigen, — den schönsten und bestgewählten Marstall in Paris haben, — ich hoffte deßhalb, daß Sie vielleicht jene Pferde — es sind zwei schwarze Carossiers — entbehren könnten, — und daß Sie meine Bitte gewähren würden, sie mir zu verkaufen.“

Ein stolzes Lächeln spielte um die Lippen von Madame Musard.

„Ich handle nicht mit Pferden, Frau Marquise," sprach sie in kaltem Tone, — „und Pferde, mit denen ich selbst fahre, verkaufe ich überhaupt niemals, — am wenigsten jenes Gespann, — der Kaiser handelte darum; — ich habe es gekauft," fuhr sie mit stolzem Blick fort, „weil ich wünschte, die schönste Equipage von Paris zu haben — ich bedaure, daß es mir nicht möglich ist, Ihren Wunsch zu erfüllen, — da es mir große Freude gemacht hätte, Ihnen nützlich zu sein."

Die Marchesa senkte mit dem Ausdruck von Enttäuschung und Verlegenheit den Blick.

„Verzeihen Sie mir, Madame," sagte sie dann, „ich weiß sehr wohl, daß Sie dergleichen Handel nicht machen, — ich hoffte nur, daß Sie vielleicht einer Dame, — einer Fremden zu Gefallen —"

Madame Musard schüttelte mit leichtem Achselzucken den Kopf.

„— Und dann," fuhr die Marchesa fort, — „dachte ich, daß die drohenden Kriegsgefahren, welche vielleicht alle diese glänzenden Aussichten auf das schimmernde Weltfest der Ausstellung zertrümmern werden, Sie bestimmen könnten, mir diese schönen Pferde zu überlassen, die ich im Falle des Krieges mit mir nach Italien in Sicherheit bringen würde."

Madame Musard sah sie erstaunt an.

„Sie sprechen von Kriegsgefahr, Madame,“ sagte sie, „ich begreife nicht, — wie mir scheint, ist die ganze Welt im tiefen Frieden.“ —

„Ja, wie es scheint,“ sagte die Marchesa mit wichtiger Miene, indem sie die Augen weit öffnete und mit täuschender Natürlichkeit einen unendlich einfältigen Ausdruck annahm, — „aber in Wirklichkeit, — freilich wird wohl Frankreich nicht unmittelbar engagirt sein, — aber es wird doch für den Kaiser eine Ehrensache sein, Holland in Schutz zu nehmen.“ —

Madame Musard horchte hoch auf. Mit lebhafter Spannung richtete sich ihr scharfer Blick auf die lächelnden Züge der plaudernden Dame vor ihr.

„Holland in Schutz nehmen?“ fragte sie, — „gegen wen, Madame, — wer bedroht Holland?“

„O mein Gott,“ sagte die Marchesa, die Fingerspitzen leicht gegen einander schlagend, — „wenn man in Berlin erfährt, was vorgeht, so wird man natürlich sofort die rücksichtslosesten Maßregeln ergreifen, — und das kleine Holland —“

„Aber mein Gott, — was geht denn vor?“ rief Madame Musard ungeduldig, — „Sie erschrecken mich fast, Frau Marquise,“ sagte sie, schnell sich fassend, mit lächelndem Munde, „mit Ihren Kriegsphantasieen!“

„Phantasieen?“ rief die Marchesa wie verletzt durch

den Zweifel an ihrer Kenntniß der politischen Lage, — „es sind keine Phantasieen, — wissen Sie denn nicht, Madame, daß der König von Holland an den Kaiser ein Herzogthum verkaufen will, — ein kleines Herzogthum mit einer großen Festung," — sie schien sich zu besinnen, — „es heißt wie das Palais dort mit dem schönen Garten, worin Marie von Medicis wohnte, — Luxemburg — ja Luxemburg, — und wenn Herr von Bismarck von diesem heimlichen Handel etwas erfahren wird, — und er hat schon davon gehört, — so ist der Krieg unvermeidlich."

„In der That, Sie setzen mich in Erstaunen, Frau Marquise," sagte Madame Musard, indem ein schwerer Athemzug ihre Brust schwellte und ein düsterer Blick aus ihrem Auge hervorschoß, „Sie setzen mich in Erstaunen durch Ihre Kenntniß der politischen Verhältnisse, — mir liegt so Etwas so fern."

„Doch ich bitte um Verzeihung, Madame," sagte die Marchesa, indem sie Miene machte, aufzustehen, — „ich habe Sie schon lange aufgehalten und da Sie Ihre Pferde behalten wollen —"

„O ich bitte, Frau Marquise," sagte Madame Musard, indem sie leicht ihre Hand auf den Arm Antoniens legte, um sie vom Aufstehen zurückzuhalten, — „ich bitte, es ist mir ein hohes Vergnügen, mit Ihnen

zu plaudern, — und in der That," fuhr sie, wie sich besinnend, fort, — „diese Kriegsgefahr — wenn sie existirt —"

„Wenn sie existirt?" rief die Marchesa lebhaft, — „sie existirt, Madame, sobald man in Berlin von dieser luxemburger Sache hört, — man kann freilich dem Kaiser nicht verbieten, dieß Herzogthum zu kaufen, aber man wird dem König von Holland verbieten, es zu verkaufen, man wird über Holland herfallen und der Kaiser wird gezwungen sein, diesen armen König zu beschützen, — wenn nicht —"

„Wenn nicht —?" fragte Madame Musard in athemloser Spannung.

„Wenn nicht," sagte die Marchesa lachend, — „ein Arrangement gemacht wird, welches dem Kaiser Luxemburg und dieß arme Holland den Preußen gibt — und," fügte sie achselzuckend hinzu, „diese Reihe der unglücklichen Könige ohne Thron und Land, deren unsere Zeit so viele geschaffen hat, — um einen vermehrt. — Doch in der That," rief sie, „wir sind komisch, — wenn man uns hören könnte, — zwei Damen, die Politik sprechen —"

Madame Musard blickte sinnend zu Boden.

„Das Alles interessirt mich ein wenig," sagte sie

dann, — „ich habe — Freunde in Holland, — nur begreife ich in der That nicht, woher Sie so gut informirt sind, Frau Marquise.“ —

„O,“ rief die Marchesa, „einer meiner Freunde sprach mir davon, — er steht den Tuilerieen sehr nahe, — aber mein Gott,“ rief sie plötzlich, „ich habe da vielleicht eine Indiskretion begangen, — er sagte mir, daß noch Niemand etwas davon wisse.“

„Ich bin die Diskretion selbst, Frau Marquise,“ rief Madame Musard rasch, — „übrigens,“ fuhr sie fort, ihr Spitzentaschentuch in der Hand zusammenpressend, „übrigens interessirt mich das Alles nur sehr oberflächlich, — allein der Krieg — das wäre ja entsetzlich, — glaubte denn — Ihr Freund —“ sagte sie ein wenig zögernd, „nicht, daß es irgend ein Mittel gäbe, den Krieg zu vermeiden?“

„Ach,“ sagte die Marchesa, — „Sie wissen, wie die Männer sind, — er fürchtete den Krieg nicht, — er schien ihn vielleicht sogar zu wünschen, — ‚übrigens,‘ sagte er, — ‚was liegt daran, wenn Holland von Preußen genommen wird, — wenn wir nur dieß Luxemburg erhalten. — Der König von Holland wird selbst die Schuld haben, hätte er von dem, was vorgeht, zu rechter Zeit in Berlin Nachricht gegeben, so würde er dort den Prätext genommen haben, — auf den man vielleicht nur

wartet, — jetzt wird die diplomatische Verständigung unmöglich gemacht.‘ — Doch — nun darf ich Sie wirklich nicht länger in Anspruch nehmen,“ fuhr sie fort, indem sie von Neuem Miene machte, aufzustehen, — „ich bedaure —“

„Frau Marquise,“ sagte Madame Musard, indem sie einen vollen Blick auf ihren Besuch richtete, — „ich habe Ihren Wunsch abgeschlagen, — es war vielleicht Unrecht von mir, einer Dame, die hier fremd ist, nicht freundlicher entgegenzukommen, — ich war überrascht. — Sie wissen,“ fuhr sie fort und reichte der Marchesa ihre Hand, in welche diese wie erstaunt und ein wenig zögernd ihre feinen Finger legte, „Sie wissen, es gibt Sympathieen, denen man sich nicht entziehen kann, — erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie in den wenigen Augenblicken unserer Bekanntschaft solche Sympathie in mir erweckt haben.“

Die Marchesa sah sie lächelnd mit einem naiven Blick an, in welchem man lesen konnte, daß es ihr nichts Neues sei, Sympathieen zu erwecken.

„Und um Ihnen einen Beweis der Gefühle zu geben, welche Sie mir eingeflößt,“ fuhr Madame Musard fort, — „erlauben Sie mir, von meiner Gewohnheit abzugehen, — ich will Ihnen meine Pferde überlassen, — damit eine so schöne und geistvolle Dame,“

fügte sie mit einem kaum merkbaren Lächeln hinzu, „eine ihrer würdige Equipage besitze.“

Eine kindliche Freude leuchtete in dem Auge der Marchesa auf.

„Wirklich?“ rief sie mit fröhlichem Lächeln, — „Sie könnten sich entschließen?“

Und ihrerseits ergriff sie die Hand der Madame Musard und drückte sie herzlich.

„Die Pferde gehören Ihnen,“ sagte diese, — „aber ich mache eine Bedingung —“

Die Marchesa neigte verbindlich das Haupt.

„Daß wir,“ sagte Madame Musard mit anmuthigem Lächeln, — „uns nicht zum letzten Male gesehen haben, — daß es mir erlaubt sei, zu versuchen, auch meinerseits Ihnen ein wenig von den sympathischen Gefühlen einzuflößen, welche ich für Sie empfinde.“

„Es wird mir stets eine Freude sein,“ erwiederte die Marchesa mit leichter Zurückhaltung, „Sie bei mir zu sehen.“

Madame Musard schien die Nüance abwehrenden Stolzes, welche in dieser Antwort lag, nicht bemerken zu wollen und sagte mit verbindlichem Lächeln:

„So werde ich unendlich mehr gewinnen, — als ich an meinen Pferden verliere!“

„Doch, Madame,“ sagte die Marchesa aufstehend,

— „es bleibt noch eine Frage zu erledigen — der Preis —“

„Unsere Freundschaft ist noch zu jung,“ unterbrach sie Madame Musard, — „als daß ich wagen dürfte, Ihnen das Gespann als einen Beweis derselben anzubieten, — ich glaube, daß ich zehntausend Franken für jedes Pferd bezahlt habe, — mein Intendant wird die Rechnung aufstellen und ich werde die Ehre haben, sie Ihnen zu präsentiren.“

„Also das Geschäft ist abgemacht,“ sagte die Marchesa mit freundlichem Lachen, — „o wie freue ich mich, endlich eine anständige Equipage zu haben!“

Und sie klatschte in kindlicher Freude in die Hände.

„Ich habe nicht wagen dürfen,“ sagte Madame Musard, „Ihnen meine Pferde anzubieten, — aber ein kleines Andenken an unsere erste Bekanntschaft müssen Sie mir erlauben, Ihnen zu überreichen.“

Und sie pflückte von der Jardinière, welche hinter dem Sopha stand, auf welchem die Marchesa gesessen, eine prachtvolle halberblühte Moosrose und reichte sie der jungen Frau.

„Die Königin der Blumen der Königin der Schönheit,“ sagte sie lächelnd.

„Wie reizend!“ rief die Marchesa, indem sie leicht

den Duft der Rose einsog und die Blume dann unter ihre Mantille an die Brust steckte.

„Ich bin beschämt,“ sagte sie, — „ich habe nur gebeten und Sie geben mir mit vollen Händen. — Auf Wiedersehen, Madame, — auf Wiedersehen!“

Sie drückte abermals Madame Musard herzlich die Hand und wendete sich zur Thür.

Madame Musard begleitete sie bis zur Schwelle und verabschiedete sich mit dem liebenswürdigsten Lächeln.

Der Kammerdiener schritt der Marchesa voran bis an ihren Wagen.

„In's Bois de Boulogne!“ rief sie dem Lakaien zu — und rasch rollte der Wagen davon.

„Ich glaube, ich habe reussirt,“ sagte Frau Antonie, mit zufriedenem Lächeln sich in die weichen Kissen zurücklehnend, — „zehntausend Franken,“ flüsterte sie mit zufriedenem Blick, — „das macht dreißigtausend Franken Ueberschuß, — das Geschäft war gut, — es ist immer nützlich, etwas Eigenes für alle Fälle zu haben!“

Madame Musard aber blieb nachdenklich in ihrem Salon stehen, als die Marchesa sie verlassen. Der lächelnde Ausdruck verschwand von ihren Zügen, in tiefem Ernst ging sie mehrmals auf und nieder.

„Der Himmel hat mir diese naive, plauderhafte Marquise gesendet!“ rief sie, — „welch' ein gefährliches

Beginnen — welches Glück, daß ich zur rechten Zeit Kenntniß von den drohenden Gefahren erhielt! — Wenn es noch zur rechten Zeit ist?" sagte sie düster vor sich hinblickend.

Schnell trat sie an ihren Schreibtisch, setzte sich nieder und in fliegender Hast schrieb sie, zuweilen anhaltend und nachdenkend, bis die vier Seiten eines großen englischen Briefbogens voll waren. Dann schloß sie den Brief in eine doppelte Enveloppe, verschloß dieselbe mit einem kleinen Siegel, das sie aus einem geheimen Fach ihres Sekretärs nahm, und schrieb die Adresse darauf: Herrn Mansfeldt, im Haag.

Sie rührte leicht die Glocke.

Der Kammerdiener trat ein.

„Sie müssen mit dem nächsten Zug nach dem Haag reisen!"

„Zu Befehl, Madame."

„Diesen Brief persönlich an seine Adresse."

Der Kammerdiener empfing schweigend den Brief, verneigte sich und verließ den Salon.

„Nun gebe Gott, daß es nicht zu spät ist!" rief Madame Musard. Und sie ging in ihr Ankleidezimmer, um ihre Toilette für die Fahrt in's Bois de Boulogne zu machen.

Fünftes Kapitel.

Am Morgen des 27. März saß Graf Bismarck vor dem Schreibtisch seines Arbeitszimmers. Vor ihm lagen eine Reihe eingegangener Berichte, welche er theils flüchtig durchblätterte und schnell bei Seite legte, theils aufmerksam durchlas, von Zeit zu Zeit den Blick nachdenklich vor sich hin richtend.

„Weltausstellung, — Versicherungen der freundlichen Gesinnungen des Kaisers und seiner Regierung, — Redensarten über die Auffassung der Lage der Dinge im Orient, — indirekte Warnungen vor Rußland," rief er unmuthig, indem er ein Papier in großem Quartformat, welches er durchflogen, auf den Tisch warf, — „das ist Alles, was von Paris kommt! — Es ist wahrlich traurig," sagte er seufzend, „daß man nicht überall mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören kann! — Ich bin fest überzeugt," fuhr er fort, — „daß von Paris Anderes und Ernsteres zu berichten wäre, — daß dort irgend etwas vorgeht. — Napoleon hat im

vorigen Jahre nichts von Allem erreicht, was er bei der unerwarteten Katastrophe gewinnen wollte, — er hatte seine Karten falsch gemischt," fügte er mit einem leichten Lächeln hinzu, — „und das vergißt er nicht, — er ist nicht der Mann, der ein Spiel so schnell verloren gibt, — er sinnt auf irgend etwas, um seine moralische Niederlage wieder gut zu machen und wenigstens scheinbar vor Frankreich sein Prestige wiederherzustellen. — Und Moustier — man sagt, er sei wegen seiner Kenntniß der orientalischen Angelegenheiten berufen, — das sind leere Worte, — was man im Orient treibt, hat nichts zu bedeuten, — man zeigt Rußland eine reizende Fata Morgana, — voilà tout, — das Spiel Napoleon's mit Alexander I. — Es geht etwas Anderes vor," fuhr er nach kurzem Nachdenken sinnend fort, — „diese Annäherungen, diese Freundschaftsversicherungen, diese Allianzprojekte, — das Alles muß seinen Preis haben, — und dieser Preis wird eines Tages hervortreten, — plötzlich und unerwartet, — das Alles müßte man dort doch sehen, mich davon benachrichtigen, — freilich," sagte er achselzuckend, „wenn man die Augen fortwährend hieher richtet —

„O," rief er, die mächtige Brust weit ausdehnend und mit tiefem Athemzug die Augen aufschlagend, — „wie schwer ist es, den Muth und die Ausdauer zu

behalten bei der gewaltigen Aufgabe, die mir vorschwebt, seit ich mein Amt antrat, die in immer klareren Linien, in immer schärferen Umrissen und immer mächtigeren Dimensionen vor meinem Geist sich entwickelt, — und die ich doch nicht aussprechen kann, die ich tief in mich verschließen muß, wenn sie zu Ende geführt werden soll! — Sie haben gejubelt über den Sieg," fuhr er fort, — „während sie doch vorher Alles thaten, um die Wege dazu zu verschließen, — und kaum ist er errungen, so beginnen sie in dem parlamentarischen Leben schon wieder Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten zu häufen, — sie bemängeln die Heeresorganisation des norddeutschen Bundes, — die dreijährige Dienstzeit, — die Verfassung und der alte circulus vitiosus des unfruchtbaren und ermüdenden Streits der Parteidoktrinen beginnt wieder an das traurige Ende den traurigen Anfang zu knüpfen."

Er senkte einen Augenblick das Haupt. Trüber Ernst lag auf seinen Zügen.

„Doch," rief er dann, das Auge stolz und frei aufschlagend, — „es wäre kleinmüthig und undankbar gegen die Vorsehung, wollte ich jetzt ermüden, nachdem eine so mächtige Strecke meines Weges zurückgelegt ist. — Wäre Gott meinem Werke entgegen, — ich wäre nicht bis hieher gekommen, — also vorwärts mit Gott,

— und sollte auch einer anderen Hand beschieden sein, mein Werk zu vollenden und das schöne, edle Deutschland in preußische Waffen gegürtet heraufzuführen an die Spitze der Völker Europas, — ich will nicht klagen — denn schon jetzt kann ich mit Dank gegen den Himmel sagen: ich habe nicht umsonst gelebt und gearbeitet!"

Und indem er sich in seinen Sessel zurücklehnte, richtete sich sein sonst so scharfes, kaltes und durchdringendes Auge in wunderbar weichem, fast träumerischem Schimmer nach oben.

Ein Schlag an die Thür ertönte.

Dem meldenden Kammerdiener auf einen Wink des Ministerpräsidenten unmittelbar folgend, trat der Legationsrath von Keudell in das Kabinet, ein Papier in der Hand haltend.

„Guten Morgen, lieber Keudell!" rief Graf Bismarck, ihm die Hand entgegenstreckend, indem noch ein Hauch jenes weichen, sinnigen Ausdrucks auf seinen Zügen lag, — „so eben noch dachte ich traurig und niedergeschlagen an den fortwährenden einsamen Kampf, den ich gegen erbitterte Gegner — und unverständige Freunde — für das in meinem Herzen verborgene Ziel führen muß, — ich war undankbar," fuhr er mit herzlichem Tone und freundlichem Lächeln fort, — „ich ver-

gaß den treuen, unermüdlichen und verschwiegenen Gefährten meiner Arbeit."

Ein inniger Ausdruck erleuchtete die edlen, scharf geschnittenen Züge des Herrn von Keudell, und indem er seine klaren braunen Augen ruhig auf den Ministerpräsidenten richtete, sprach er ernst:

„Eure Excellenz können immer gewiß sein, daß Ihr Vertrauen eine sichere und unnahbare Stätte in meinem Herzen findet, — und daß ich nie ermüden werde im Kampfe für das große Ziel, dem Ihr Geist und Ihr Willen uns entgegenführt. — Schon naht vielleicht eine neue Phase dieses Kampfes, welche die Anspannung aller Aufmerksamkeit und Kraft erfordern wird," fügte er mit einem Blick auf das Papier in der Hand hinzu.

Graf Bismarck's Auge funkelte, indem leichte Falten auf seiner mächtigen Stirn sich zu kräuseln begannen.

„Was haben Sie?" fragte er rasch und kurz.

„Den Bericht des Grafen Perponcher aus dem Haag, welchen man so eben aus dem Chiffrirbureau zurückgebracht," erwiederte Herr von Keudell, — „der König von Holland hat ihm Eröffnungen über die Abtretung Luxemburgs an Frankreich gemacht und gefragt, wie Preußen es aufnehmen würde, wenn er sich seiner Souveränetät über das Herzogthum begäbe."

„Ich wußte es, daß Etwas vorgeht!“ rief Graf Bismarck flammenden Blickes, „diese lächelnd ruhige Oberfläche mußte Etwas verbergen; — in Paris hat man freilich keinen Blick für die dunkeln Tiefen der napoleonischen Politik,“ fügte er mit bitterem Tone hinzu.

Und schnell die Hand ausstreckend nahm er den Bericht, welchen Herr von Keudell ihm reichte, mit brennendem Blick Zeile um Zeile verfolgend.

„Das soll Deutschlands Savoyen und Nizza sein,“ rief er, den Bericht auf den Tisch werfend, indem eine helle Zornesröthe in seinem Gesicht aufloderte. — „Daher diese holländischen Versuche seit dem vorigen Jahre, die deutsche Garnison aus Luxemburg zu entfernen, — aber,“ fuhr er fort, lebhaft aufstehend und mit einigen starken Schritten im Zimmer auf und ab schreitend, — „Napoleon täuscht sich — und sein Marquis de Moustier kennt das *heutige* Berlin nicht! — Nicht einen Fuß breit Erde, nicht eine Handvoll Staub von deutschem Boden sollen sie haben, — nicht einen Athemzug Luft, durch welche je der Ton eines deutschen Liedes gezittert hat,“ rief er, vor Herrn von Keudell stehen bleibend und den Fuß auf den Boden stoßend.

Mit freudigem Lächeln und glänzenden Blicken sah der Legationsrath auf den großen, reckenhaften Mann,

der da vor ihm stand, als wolle er den Degen in der Hand den deutschen Heerschaaren vorausreiten an die Grenzmarken des Vaterlandes.

„Deutschlands Einheit und Größe wird nicht erschachert werden, — nicht um den Preis einer einzigen Perle aus der Ehrenkrone der Nation!" rief Graf Bismarck noch immer in mächtiger Erregung. — „Schlimm genug, daß jene alten Reichsländer Elsaß und Lothringen noch in ihren Händen sind, — aber," fuhr er fort, indem die Blicke seines weitgeöffneten Auges inneren Bildern zu folgen schienen, — „vielleicht — wenn sie die gierigen Hände weiter ausstrecken wollen, — wenn sie den Krieg provoziren —" — er schwieg einige Augenblicke nachdenkend.

Dann schwand allmälig der Ausdruck tiefer Bewegung von seinen Zügen und in ruhigem Ton sprach er:

„Ich weiß übrigens in der That diese Mittheilung des Königs von Holland mir nicht zu erklären, — das ganze Spiel war doch augenscheinlich darauf angelegt, uns mit einem fait accompli zu überraschen, — diese Eröffnung verdirbt ja vollständig die Karten Napoleon's."

„Dem König wird bei diesem Spiel bange geworden sein," sagte Herr von Keudell, — „die Konsequenzen würden doch für ihn vielleicht am gefährlichsten werden.

— Eure Excellenz sind also entschlossen," fuhr er fort, „den Handel nicht zuzugeben?"

Graf Bismarck richtete das Haupt höher empor und sprach mit kaltem und klarem Blick:

„Niemals wird diese Hand einen Vertrag unterzeichnen, der deutsches Gebiet vom Vaterlande loslöst, — und," fuhr er fort, — „niemals wird mich der König in die Lage bringen, die Unterzeichnung eines solchen Vertrages ablehnen zu müssen! — Aber," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, — „fangen wir die Frage nicht mit dem Ende an. — Sie will vorsichtig behandelt sein, — ich wünsche in diesem Augenblick den Krieg nicht, — der Kampf mit Frankreich ist unvermeidlich, — unausbleiblich, — aber je länger wir den Frieden erhalten, um so besser für die endliche Entscheidung, — die innere Konsolidirung Deutschlands und die europäischen Konstellationen werden sich mit jedem gewonnenen Zeitraum mehr zu unsern Gunsten entwickeln."

Nachdenkend schritt er langsam auf und nieder.

„Napoleon glaubt die definitive Einigung des ganzen Deutschlands verhindern zu können," sprach er in einzelnen Absätzen, zuweilen stehen bleibend, während die Blicke des Herrn von Keudell mit Spannung seinen Bewegungen folgten, — „er will für jetzt nur eine

Kompensation für die Vergrößerungen Preußens, — er will Preußen gegen Frankreich stellen, — bin ich doch in den Augen der Welt fast überall noch der spezifisch preußische Minister, der nur für Preußen größeres Gebiet und höhere Macht erwerben will, — er soll eine deutsche Antwort haben, — man muß die Angriffe nicht nur abschlagen, sondern sie auch zu Nutzen und Gewinn verkehren. — Heute Abend ist mein Empfangstag?" fragte er Herrn von Keudell.

„Ja wohl, Excellenz!"

„Das trifft sich vortrefflich," sagte Graf Bismarck. „Napoleon glaubt mit mir zu thun zu haben und mich zu überlisten, — er soll sich unerwartet der deutschen Nation gegenüber finden, — ich werde noch ein wenig der preußische Minister sein, welcher der nationalen Strömung zu folgen gezwungen wird, — das wird uns eine vortreffliche Stellung auch den andern Mächten, besonders England gegenüber, geben, — Preußen würden sie einen kleinen échec wohl gönnen, — aber vor dem Brüllen des deutschen Löwen fangen sie an einige Schauer zu empfinden, — und vor das europäische Forum muß die Sache gebracht werden. Das ist ja sonst ein so oft betontes Prinzip des Kaisers, — eh bien, dießmal soll er im vollen Licht Farbe bekennen, — von der einen Seite die europäischen Verträge, —

von der andern die öffentliche Meinung in Deutschland, — das gibt mir eine vortrefflich flankirte Stellung!"

Und mit leichtem Lächeln rieb er sich die Hände.

„Ich bewundere Eurer Excellenz Kombination," sagte Herr von Keudell ebenfalls lächelnd, — „ich bin überzeugt, daß Napoleon uns in dieser Stellung nicht erwartet."

„Ich hoffe, daß er noch manches Unerwartete von mir erfahren wird, — ich weiß ein wenig, wie man ihn nehmen muß," sagte Graf Bismarck, — „doch," fuhr er fort, „jetzt kommt es darauf an, das Spiel zu mischen, Alles offen zu halten und den letzten Gedanken fest in die Brust zu verschließen, — ich werde nachher zum Könige gehen."

Er dachte einen Augenblick nach.

„Telegraphiren Sie an Perponcher," sagte er zu Herrn von Keudell, welcher sogleich einen Bogen Papier ergriff und sich zum Schreibtisch setzend die langsam gesprochenen Worte des Ministerpräsidenten niederschrieb, — „er solle dem Könige antworten, daß die Staatsregierung — und ihre Bundesgenossen, — wir müssen die Frage sogleich zu einer Angelegenheit des norddeutschen Bundes machen, welche sie ja auch ist," sagte er nachdenkend, — „daß die Staatsregierung und ihre Bundesgenossen augenblicklich überhaupt keinen Beruf

hätten, sich gegenüber dieser Frage zu äußern, daß sie Seiner holländischen Majestät die Verantwortung für die eigenen Handlungen selbst überlassen und daß die Staatsregierung, bevor sie sich über die Frage äußern würde, — wenn sie genöthigt werde, es zu thun, jedenfalls vorher sich versichern würde, wie diese Frage von ihren deutschen Bundesgenossen wie von den Mitunterzeichnern der Verträge von 1839," — er sann einen Augenblick nach, — „wie von der öffentlichen Meinung in Deutschland, welche gerade im gegenwärtigen Augenblick in Gestalt des Reichstags ein angemessenes Organ besitzt, aufgefaßt werden würde. — Da haben wir unsere Stellung," sagte er lächelnd, während Herr von Keudell das Geschriebene noch einmal überlas, — „zwischen zwei starken Deckungen, — wir haben die Hände frei und können das Weitere ruhig abwarten, — und vorbereiten."

Herr von Keudell reichte ihm das Papier.

Graf Bismarck durchflog es schnell, ergriff eine Feder und setzte mit raschem, kräftigem Zug seinen Namen darunter.

„Ich werde die Antwort dem Könige vorlegen," sagte er dann, — „sie engagirt zwar nach keiner Richtung, — indeß darf sie doch nicht ohne Allerhöchste Approbation abgehen."

„Excellenz von Thile,“ meldete der Kammerdiener

Graf Bismarck neigte das Haupt — der wirkliche Geheimerath und Unterstaatssekretär von Thile trat ein.

„Lord Loftus und Benedetti sind mit mir in's Vorzimmer getreten,“ sagte er den Ministerpräsidenten begrüßend, — „ich habe sie gebeten, mir für einen kurzen Augenblick in meinen Vortragsangelegenheiten des Ressorts den Vortritt zu gestatten, weil ich eine Mittheilung zu Eurer Excellenz Kenntniß bringen wollte, die mir so eben gemacht ist und die mich etwas frappirt hat.“

„Benedetti ist da?“ rief Graf Bismarck, — „das trifft sich vortrefflich, — er macht sich selten, seit er so plötzlich, wie er sagt, zum Geburtstag des Königs von seinem Urlaub zurückgekommen, — er soll eine kleine Ueberraschung finden. — Doch — was haben Sie?“ fragte er Herrn von Thile.

„Graf Bylandt war so eben bei mir,“ erwiederte dieser, „und theilte mir mit, daß die niederländische Regierung uns ihre bons offices behufs der von ihr vorausgesetzten Verhandlungen Preußens mit Frankreich über das Großherzogthum Luxemburg anbiete; — ich war überrascht,“ fuhr Herr von Thile fort, — „und verstand in der That nicht recht —“

Graf Bismarck lachte.

„Sie werden sogleich vollkommen verstehen," rief er und reichte dem Unterstaatssekretär den Bericht des Grafen Perponcher und den Entwurf seiner Antwort. „Lesen Sie. — Wäre die Sache nicht so ernst," sagte er, während Herr von Thile die Papiere durchflog, — „man müßte sie in der That unendlich komisch finden! Da ist der Großherzog von Luxemburg, der über den Verkauf seines Herzogthums mit Frankreich verhandelt und uns fragt, was wir dazu sagen, — und zugleich," fuhr er lachend fort, „bietet derselbe Großherzog von Luxemburg in seiner Eigenschaft als König der Niederlande uns seine Vermittelung mit Frankreich an. Das ist die Personalunion der Länder — und die Personalseparation der Souveräne!"

Und wieder ernsten Blickes vor sich hinschauend fuhr er fort:

„Sie wollen da einen hübschen gordischen Knoten schürzen, — aber sie vergessen, daß wir das Schwert einmal in die Hand genommen haben und wahrlich nicht zögern werden, diesen Knoten zu zerschneiden."

Herr von Thile hatte seine Lektüre beendet.

„Das ist in der That eine seltsame Ueberraschung," sprach er, die Papiere dem Ministerpräsidenten zurückreichend.

„Nun," rief Graf Bismarck, — „Ueberraschung

gegen Ueberraschung! — Ist Graf Bylandt noch da?"

„Er wird in einer Stunde wieder kommen," erwiederte der Unterstaatssekretär, — „ich habe ihm versprochen, sofort Eurer Excellenz seine Eröffnung mitzutheilen."

„Ich bitte Sie, Excellenz," sagte Graf Bismarck, „ihm zu antworten, daß wir nicht in der Lage seien, von dem — freundlichen Anerbieten seiner Regierung Gebrauch zu machen, — weil die vorausgesetzten Verhandlungen nicht bestünden."

Herr von Thile verneigte sich.

„Wollen Sie," fuhr der Ministerpräsident fort, — „aus den Archiven alle Akten über die Verhandlungen und den Abschluß der Verträge von 1839, das Großherzogthum betreffend, zusammenlegen lassen und mir zuschicken. Heute Nachmittag wollen wir über die Sache nochmals sprechen. — Jetzt lassen Sie mich einen Augenblick mit den beiden Botschaftern reden, — dann will ich zum König."

Im Vorsalon vor dem Kabinet des Ministerpräsidenten wartete während dieser Zeit der englische Botschafter Lord Augustus Loftus und Herr Benedetti, der Botschafter Napoleon's III.

Lord Loftus, eine durchaus englische Erscheinung,

hatte sich in phlegmatisch nonchalanter Stellung auf einen Fauteuil niedergelassen, Benedetti stand vor ihm — sein glattes, lächelndes Gesicht zeigte keine Spur irgend eines Ausdrucks, — in dieser eigenthümlichen Physiognomie vereinigte sich auf merkwürdige Weise die nichtssagendste Gleichgültigkeit mit dem Schimmer einer scharfen Intelligenz.

„Herr von Thile schien sehr pressirt zu sein," sagte er, — „haben Sie eine Idee, Mylord, — was in dieser ruhigen Zeit ein solches Empressement veranlassen könnte?"

„Bah," sagte Lord Loftus ruhig und langsam, „gar nichts, — irgend eine innere Angelegenheit des Ministeriums, — eine Personalfrage, die schnell entschieden werden muß."

Benedetti's scharfer Blick senkte sich mit forschendem Ausdruck auf seinen ruhig vor ihm sitzenden Kollegen herab.

„Mir will es scheinen," sagte er dann, ihm einen Schritt näher tretend und ein wenig die Stimme dämpfend, „daß unter dem Schein der tiefen Ruhe und der ausschließlichen Beschäftigung mit inneren Angelegenheiten hier sehr eifrig Politik gemacht wird — und zwar eine Politik, welche die Aufmerksamkeit von uns Beiden im Interesse unserer Regierungen in gleicher Weise zu erwecken geeignet ist."

Lord Loftus schlug seine Augen groß zu seinem französischen Kollegen auf und sah ihn fragend an.

„Es können Ihnen," fuhr Benedetti immer mit gedämpfter Stimme fort, „eben so wenig wie mir die sich immer intimer gestaltenden Beziehungen des hiesigen Hofes zu Rußland entgangen sein, — Sie erinnern sich der Verstimmung in St. Petersburg am Schluß des Krieges im vorigen Jahre, — und wie dann der General Manteuffel plötzlich von der Armee abberufen und in außerordentlicher Mission zum Kaiser Alexander geschickt wurde. — Was kann der Vertraute des Königs in St. Petersburg gethan haben?" —

Lord Loftus zuckte leicht die Achseln.

„Bald darauf," fuhr Benedetti fort, „wurde unser hiesiger russischer Kollege, Herr von Oubril, der, wie Sie sich erinnern, sich damals so äußerst beunruhigt über die außerordentlichen Erfolge der preußischen Waffen und ihre Konsequenzen zeigte, nach St. Petersburg berufen, — und als er zurückkam, war seine Sprache eine total andere, — er zeigte eine Befriedigung über die Lage der Dinge, welche scharf mit seinen früheren Aeußerungen kontrastirte. — Das kann nicht ohne eine ernste Veranlassung geschehen sein," fuhr er langsam und mit Betonung fort, — „es muß dort Etwas stipulirt sein, — in ähnlichem Geheimniß wie jene Ver-

träge mit den süddeutschen Staaten, die man jetzt publizirt und durch welche der Prager Frieden fast illusorisch gemacht wird. Seit jener Zeit gehen die beiden Höfe von Berlin und Petersburg schärfer und energischer auf ihren Wegen vorwärts — Rußland im Orient, Preußen in Deutschland, — ohne daß jemals auch nur eine Wolke von Mißtrauen zwischen ihnen bemerkbar ist. — Müssen da nicht gegenseitige Garantieen geschaffen sein, welche uns mit Mißtrauen erfüllen können, — bei der Solidarität, in welcher die Interessen Englands und Frankreichs im Orient verbunden sind?"

„Mein lieber Ambassadeur," sagte Lord Loftus, sich in seinem Sessel dehnend, mit leichtem Lächeln, — „ich glaube, Sie sind geneigt, schwarze Wolken zu sehen, wo keine sind, — was mich betrifft, so vermag ich in den Vergrößerungen Preußens nur eine Bürgschaft mehr für die dauernde Erhaltung des europäischen Friedens zu erblicken, — Preußen war schlecht arrondirt, — in Folge dessen unruhig und gefährlich für den Frieden, — es hat jetzt, was es wollte und bedurfte, — es wird eifrig an der Erhaltung des Friedens arbeiten, um seine Erwerbungen nicht auf's Spiel zu setzen und sie sich zu assimiliren. — Und Rußland?" fuhr er fort, — „nun wir haben ja den Pariser Frieden — und unsere Flotten, um seine Stipulationen aufrecht zu erhalten! —

Ich sehe nichts Beunruhigendes in den Freundschaftsbeziehungen der Höfe von Berlin und St. Petersburg, die ja auf Verwandtschaft beruhen und übrigens seit langer Zeit traditionell sind."

Benedetti zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe und sah leicht seufzend mit einem eigenthümlichen Blick auf seinen Kollegen herab.

Bevor er etwas antworten konnte, öffnete sich die Thüre zum Kabinet des Ministerpräsidenten — die Herren von Thile und von Keudell traten heraus.

„Ich danke Ihnen nochmals," sagte Herr von Thile, „daß Sie mir einen Augenblick den Vortritt gewährt, — Sie sehen, ich habe Ihre Geduld nicht lange in Anspruch genommen."

Und er folgte Herrn von Keudell, welcher sich gegen die Diplomaten verneigend das Zimmer verlassen hatte.

Graf Bismarck erschien in der Thür seines Kabinets.

„Guten Morgen, meine Herren Botschafter!" rief er, mit freundlicher Neigung des Kopfes die Herren begrüßend, — „ich stehe zu Ihrer Verfügung — wer von Ihnen ist der Erste?"

Benedetti deutete mit der Hand auf Lord Loftus und der Vertreter Großbritanniens folgte dem Grafen in sein Kabinet.

„Ich will Sie nur einen Augenblick in Anspruch nehmen, mein lieber Graf," sagte Lord Loftus, indem er sich dem Ministerpräsidenten, der vor seinem Schreibtisch Platz nahm, gegenübersetzte, — „die europäische Lage ist ja so ruhig, daß es kaum eine Frage gibt, über welche es nöthig wäre, unsere Meinung auszutauschen, — ich bin nur gekommen, um Sie nach dem Fortgang der Verhandlungen über das Vermögen des Königs von Hannover zu fragen, — ich hoffe, das wird sich Alles gut arrangiren?"

„Man macht manche Schwierigkeiten von Hietzing aus," sagte Graf Bismarck, „welche verhindern, daß die Sache so schnell und so befriedigend erledigt wird, wie ich es wünsche. Der König Georg hat seine Bevollmächtigten angewiesen, einen Theil der Krondomänen zu verlangen, — Sie begreifen, daß ich das nicht zugestehen kann, — daß ich der depossedirten Dynastie nicht in ihrem früheren Königreich den Einfluß so großen Grundbesitzes geben kann, — auch begreife ich diese Forderung nicht recht, denn der König tritt doch eigentlich als Grundbesitzer in seinem früheren Königreich in eine direkte Unterthanenstellung — ja wenn er die Annexion anerkennen wollte! — —

„Dann auch," fuhr der Graf fort, „ist es nöthig, einen Modus zu finden, um das Vermögen sicher zu

stellen, damit es der König nicht etwa in thörichten Unternehmungen verbraucht, — ich habe das Interesse der Agnaten zu vertreten und darf doch auch einer gegen Preußen gerichteten Agitation nicht die Mittel an die Hand geben; — das Alles erfordert Zeit — um so mehr, als die Bevollmächtigten des Königs klagen, daß sie vom Grafen Platen nur seltene und unklare, oft widersprechende Instruktionen erhalten."

„Ich bitte, lieber Graf," sagte Lord Loftus, den Ministerpräsidenten mit artiger Verneigung unterbrechend, — „ich bitte Sie, stets festzuhalten, daß ich in dieser ganzen Angelegenheit mehr die persönlichen Wünsche der Königin, als ein Interesse Englands vertrete. Ihre Majestät wünscht — natürlich — daß Ihr Vetter, der als Prinz des englischen Hauses geboren wurde, — nach dem Verlust seines Thrones eine seiner Geburt und seinem Range angemessene Stellung in der Welt behaupten könne —"

„Und," sagte Graf Bismarck, — „Sie können vollkommen überzeugt sein, daß die Wünsche der Königin für mich bestimmend sind, — um so mehr, da sie vollkommen übereinstimmen mit den Intentionen des Königs, meines Herrn, der auf das Innigste wünscht, daß die politische Katastrophe, welche er über das hanöverische Welfenhaus hat verhängen müssen, die Stel-

lung der hohen Familie nicht berühre. — Auch darf ich hinzufügen, daß ich selbst dringend wünsche, ein so erhabenes, allen großen Höfen verwandtes Haus in würdigen und angemessenen Verhältnissen zu sehen. — Der König wird bei dem Abkommen unzweifelhaft das Vermögen eines royal duke von England erhalten, — damit er dort seiner Würde entsprechend leben kann, wenn er, was ja doch zweifellos das Beste wäre, später nach England geht. — Uebrigens," fuhr er fort, „werde ich mir sogleich über den Stand der Verhandlungen Bericht erstatten lassen und Ihnen Mittheilung machen."

„Ich danke Ihnen," sagte Lord Loftus, — „es wird Ihrer Majestät gewiß angenehm sein, zu hören, wie die Sache steht," — er machte eine Bewegung, um sich zu erheben, — „diese Frage an Sie zu richten war der einzige Grund meines Besuches."

„Darf ich Sie bitten, noch einen Augenblick zu bleiben?" sagte Graf Bismarck in leichtem, fast gleichgültigem Tone, — „Sie können Ihre Regierung auf die Prüfung einer Frage vorbereiten, welche wohl nächstens Gegenstand einer europäischen Konferenz werden könnte."

Lord Loftus blickte mit dem höchsten Erstaunen auf.

„Einer Konferenz?" rief er erstaunt, — „wo könnte eine Veranlassung dazu entstehen?"

Graf Bismarck ergriff den Bericht des Grafen Perponcher, welcher vor ihm auf dem Tische lag, und leicht in denselben hineinblickend sprach er:

„Der König von Holland hat unserem Gesandten im Haag Mittheilungen über einen vorbereiteten Verkauf Luxemburgs an Frankreich gemacht.“ —

Lord Loftus rief mit höchster Spannung: „Also ist doch etwas an jenen Gerüchten gewesen, welche seit Kurzem in den Journalen auftauchten und immer wieder dementirt wurden?“

„Es scheint so,“ sagte Graf Bismarck ruhig. — „Die Stellung Luxemburgs,“ fuhr er dann fort, „ist wesentlich durch die internationalen Verträge bedingt, — soll, nachdem der deutsche Bund nicht mehr existirt, irgend eine Aenderung darin eintreten, so müssen die Vertragsmächte zusammentreten und neue Garantieen schaffen, — bis dahin müssen wir den status quo vertheidigen,“ fügte er mit kaltem Tone hinzu.

„Aber das kann ja zu einem ernsten Konflikt führen!“ rief Lord Loftus erschrocken.

„Wenn die europäischen Mächte nicht interveniren, — gewiß,“ erwiederte Graf Bismarck mit unerschütterlicher Ruhe, — „wir werden vor solchem Konflikt, den ich auf das Aeußerste beklagen würde und gewiß nicht provoziren werde, nicht zurückschrecken. — Es scheint

mir übrigens," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „daß Sie ein wenig dabei interessirt sind, — Luxemburg ist ein Schritt Frankreichs nach Belgien, — und früher oder später könnte diese oder vielleicht eine andere französische Regierung —"

„Sie haben nichts dagegen," sagte Lord Loftus, „daß ich über unsere Unterredung vertraulich nach London schreibe?"

„Im Gegentheil," erwiederte Graf Bismarck, — „vertraulich oder offiziell, — ich habe weder die Sache noch meine Ansicht darüber zu verheimlichen. Es wird mir angenehm sein, wenn Sie mir Ihrerseits die Ansicht Ihrer Regierung über die Sache mittheilen, und es würde mich besonders freuen, wenn sie mit der meinigen übereinstimmte."

Lord Loftus stand auf.

„Eine Gefahr für die Ruhe Europas," sagte Graf Bismarck in leichtem Tone, „könnte aus der Sache nur dann erwachsen, wenn wir mit einem fait accompli ohne Zuziehung der Vertragsmächte überrascht würden."

„Ich werde die Frage der schleunigsten Erwägung Lord Stanley's empfehlen!" sagte Lord Loftus, indem er sich von dem Ministerpräsidenten verabschiedete, der ihn bis zur Thür des Kabinets begleitete und Herrn

Benedetti durch eine verbindliche Handbewegung zum Eintritt aufforderte.

Der französische Botschafter nahm den Platz ein, welchen Lord Loftus so eben verlassen hatte.

„Sie werden selten, mein lieber Botschafter," sagte Graf Bismarck freundlich, indem er leicht mit einer Feder spielte, — „ich habe lange nicht das Vergnügen gehabt, mich mit Ihnen zu unterhalten."

„Sie wissen, Herr Graf," erwiederte Benedetti, „daß ich ein wenig angegriffen bin, — ich war nur zurückgekommen, um am Geburtsfeste Seiner Majestät nicht zu fehlen, und habe mich seitdem schonen müssen, — es gibt übrigens," fuhr er fort, — „bei der tiefen und erfreulichen Ruhe, in welcher sich Europa befindet, wenig Gegenstände, über welche eine Besprechung nothwendig erscheinen könnte."

Graf Bismarck schwieg, das Auge ruhig und klar auf den Botschafter gerichtet.

„Der einzige Punkt, der mich beunruhigt," sagte dieser, „ist der Orient, — die Verhältnisse Serbiens nehmen eine gewisse bedenkliche Schärfe an und die Haltung Oesterreichs scheint nicht geeignet, dort beruhigend einzuwirken, — ich möchte glauben, daß alle europäischen Mächte, — insbesondere auch Sie in Ihrer neuen Position Ursache haben, auf der Hut zu sein, damit die

russische Politik keinen Schritt nach den Donaumündungen hin mache, — denn jede Position, welche die Türkei dort verliert, fällt der Macht Rußlands zu."

„Mein lieber Botschafter," sagte Graf Bismarck in einem nachlässigen Tone, „ich muß Ihnen gestehen, daß ich zu sehr mit dem Arrangement der etwas verwickelten deutschen Angelegenheiten beschäftigt bin, um diese mir ferner liegenden Fragen, welche ja in keiner Weise einen akuten Charakter haben, zu verfolgen. — Ich lese," fuhr er mit einem fast unmerklichen Zucken der Augenwinkel fort, — „niemals die Korrespondenz des Gesandten in Konstantinopel."

Ein Zug von Ueberraschung und Erstaunen fuhr über das glatte Gesicht Benedetti's und ein augenblickliches, schnell unterdrücktes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Sollten Sie den Auftrag haben," fuhr Graf Bismarck fort, „über irgend eine spezielle Frage des Orients meine Ansicht zu erfahren, so müßte ich Sie bitten, diese Frage zu präzisiren und mir die Zeit zu lassen, mich damit zu beschäftigen."

„Einen solchen Auftrag habe ich durchaus nicht," sagte der Botschafter, — „indeß das Interesse, welches alle Mächte an diesen Fragen haben müssen —"

„Wenn Rußland übrigens wirklich irgend welche

Schritte im Orient beabsichtigte oder vorbereitete," sagte Graf Bismarck, „so würden doch die Interessen anderer Mächte vorzugsweise und in erster Linie engagirt sein, — und," fügte er hinzu, indem er sich emporrichtete und einen scharfen und festen Blick auf den Botschafter richtete, — „daß schließlich nichts ohne Deutschlands Wissen und Zustimmung geschehen würde, versteht sich von selbst."

Benedetti schwieg.

„Es ist mir lieb, daß Sie gekommen sind," sagte Graf Bismarck nach einer kurzen Pause im ruhigsten Tone, „Sie können mir vielleicht ein Räthsel lösen, das ich nicht recht durchschaue."

Benedetti verneigte sich leicht und blickte den Ministerpräsidenten erwartungsvoll an.

„Graf Bylandt," fuhr Graf Bismarck fort, indem er das Auge voll aufschlug und den französischen Diplomaten mit unbeweglichem Blick ansah, — „Graf Bylandt hat uns die guten Dienste des holländischen Kabinets angeboten für die dort vorausgesetzten Verhandlungen, welche wir mit Frankreich über das Großherzogthum Luxemburg zu führen haben würden."

Das farblose Gesicht des Botschafters wurde um eine Nüance blässer, — ein jäher Blitz zuckte aus sei=

nem Auge — schnell senkte er den Blick zu Boden und sprach mit leichtem Beben der Lippen:

„Graf Bylandt, — die niederländische Regierung, — Luxemburg — ich weiß in der That nicht —"

„Auch der König von Holland," fuhr Graf Bismarck fort, — „hat unserem Gesandten Konfidenzen über ähnliche Verhandlungen gemacht."

„Der König von Holland!" rief Benedetti in einem von Unwillen und Erstaunen gemischten Ton.

„Vielleicht können Sie mir den Schlüssel zu diesen Mittheilungen geben," sagte Graf Bismarck immer in gleich ruhigem Ton, — „die mir nicht vollkommen klar sind, — da mir von irgend welchen Verhandlungen über Luxemburg nichts bekannt ist."

Herr Benedetti hatte seine vollkommene Ruhe und Fassung wieder gewonnen und erwiederte, ohne eine Muskel seines Gesichts zu bewegen, den fest auf ihm haftenden Blick des Grafen Bismarck.

„Ich bin in der That," sagte er, „in diesem Augenblick außer Stande, eine genügende Aufklärung zu geben, — ich werde indeß sogleich nach Paris schreiben und Ihnen die Antwort mittheilen."

„Ich bin gespannt, sie zu hören," sagte Graf Bismarck ruhig und kalt.

„Es möchte vielleicht," fuhr der Botschafter fort,

„sehr zweckmäßig sein, wenn ich im Stande wäre, sogleich Ihre Ansicht über den Fall dort mitzutheilen.“

„Meine Ansicht?“ sagte Graf Bismarck langsam, — „es wird mir kaum möglich sein, dieselbe festzustellen, da mir die Basis dazu fehlt, — jedenfalls aber steht es bei mir schon heute fest, daß der König von Holland, — oder vielmehr der Großherzog von Luxemburg, — da man ja im Haag diese beiden Personen so scharf von einander scheidet,“ fügte er lächelnd hinzu, — „daß der Großherzog von Luxemburg kein Recht hat, über die Souveränetätsrechte im Großherzogthum zu disponiren ohne Kenntniß und Mitwirkung der Mächte, welche die Stellung dieses Landes in den Verträgen von 1839 geregelt und garantirt haben.“

Benedetti konnte einen Ausdruck peinlicher Betroffenheit nicht verbergen.

„Es wird also,“ fuhr Graf Bismarck fort, — „wenn jene Verhandlungen wirklich bestehen sollten, eine Konferenz jener Mächte erforderlich sein, — was ja auch gewiß ganz den Ansichten des Kaisers, Ihres Herrn, entsprechen muß, der stets dazu neigt, die schwebenden Fragen der Entscheidung des europäischen Areopags zu unterbreiten.“

Der Botschafter preßte die Lippen zusammen.

„Also würden Sie eine Konferenz vorschlagen?“ fragte er lebhaft.

„Ich?“ rief Graf Bismarck verwundert, — „wie sollte ich dazu kommen? Will denn ich etwas an dem status quo des Großherzogthums ändern? ich bin ja zufrieden, wenn Alles bleibt wie es ist!“

„Aber Ihre Stellung zu der Frage, die Stellung Preußens?“ rief Benedetti mit einer schwer unterdrückten Nüance von Ungeduld in der Stimme.

„Preußen?“ fragte Graf Bismarck, — „Preußen hat kaum eine Stellung zu derselben, — im jetzigen Stadium, — Deutschland — der norddeutsche Bund,“ fügte er langsam hinzu, — „das ist etwas Anderes.“

„Herr Graf,“ sagte Benedetti wie einem raschen Entschluß folgend, — „sprechen wir offen, — wenn jene Verhandlungen beständen, worüber ich ja wohl bald Nachricht haben werde, — wenn der König von Holland entschlossen sein sollte, Luxemburg an Frankreich abzutreten, wie würden Sie diese Arrondirung der französischen Grenzen auffassen, — welche doch,“ fügte er lächelnd hinzu, „verschwindend klein erscheint gegen die Ausdehnung, welche die preußische Macht im vorigen Jahre gewonnen hat?“

Graf Bismarck drückte die Fingerspitzen aneinander und sprach nach einem kurzen Nachdenken:

„Sie vergessen, mein lieber Botschafter, daß ich nicht mehr auswärtiger Minister Preußens bin, sondern Kanzler des norddeutschen Bundes, und daß ich also in einer Frage, welche Deutschland angeht," sagte er mit Betonung, „keine Ansicht aussprechen kann, ohne die Mitglieder des Bundes befragt zu haben. Außerdem —"

„Außerdem?" fragte Benedetti.

„Die staatsrechtliche Stellung Luxemburgs zu Deutschland," sagte Graf Bismarck, „ist durch die Auflösung des deutschen Bundes wesentlich alterirt, — sie ist zweifelhaft, — Limburg geht uns nichts mehr an, — in Luxemburg ist das Besatzungsrecht der Festung der status quo, der jedenfalls nicht ohne Weiteres geändert werden darf, — aber an Stelle der staatsrechtlichen Beziehungen Luxemburgs zu Deutschland sind die nationalen Beziehungen wesentlich in den Vordergrund getreten."

Benedetti sah den Ministerpräsidenten mit großen Augen an.

„Sehen Sie, mein lieber Botschafter," fuhr Jener fort, „die Ereignisse des letzten Jahres haben den nationalen Stolz und die nationale Empfindlichkeit der Deutschen sehr lebhaft erregt, — ich bin, wie ich schon bemerkte, nicht mehr preußischer Minister, sondern

Kanzler des norddeutschen Bundes, — ich habe daher die Verpflichtung, das deutsche Nationalgefühl in Rechnung zu ziehen, — und ich weiß nicht, ob die öffentliche Meinung in Deutschland über diese luxemburger Frage, — wenn sie ernstlich auftauchen sollte, eben so zweifelhaft sein wird, — als es das Staatsrecht vielleicht sein könnte."

„Aber diese öffentliche Meinung weiß nichts davon!" warf Benedetti ein.

„Was wollen Sie!" sagte Graf Bismarck in leichtem Tone, — „da man im Haag einmal angefangen hat, davon zu sprechen, so werden morgen alle öffentlichen Blätter davon voll sein, — ich selbst weiß nicht, ob ich es jetzt verantworten kann, die Sache der öffentlichen Meinung vorzuenthalten, — der Reichstag ist versammelt — und wenn er sich der Frage bemächtigt —"

Benedetti rieb sich mit einiger Ungeduld die Hände.

„Wenn ich Sie recht verstehe," sagte er, — „so müssen Sie die Feststellung Ihrer Meinung abhängig machen —"

„Von der Ansicht der Mächte, welche die Verträge von 1839 unterzeichnet haben," sagte Graf Bismarck ruhig, indem er bei jedem Satz einen Finger seiner

linken Hand mit der rechten berührte, — „von den Entschlüssen unserer deutschen Bundesgenossen, — von der öffentlichen Meinung, — und," fügte er hinzu, „von den Beschlüssen des Reichstags, wenn derselbe die Frage vor sein Forum zieht."

Benedetti stand auf.

„Sie sehen mich ein wenig erstaunt, Herr Graf," sagte er in ruhigem und verbindlichem Tone, „darüber, daß Ihr sonst so schneller Entschluß sich hier an so viele Bedingungen knüpft."

„Mein Gott," sagte Graf Bismarck mit leichtem Achselzucken, „meine Stellung ist unter diesen neuen Verhältnissen eine so komplizirte geworden, — ich muß mit so vielen Faktoren rechnen —"

„Jedenfalls aber," sagte Benedetti aufstehend, — „darf ich bei meiner Anfrage nach Paris schreiben, daß die ganze Frage hier im freundlichsten und versöhnlichsten Geiste aufgefaßt und behandelt wird, — wie es den so vortrefflichen Beziehungen der beiderseitigen Souveräne und Regierungen entspricht?"

„Wie könnten Sie daran zweifeln?" sprach Graf Bismarck im verbindlichsten Ton, indem er den Botschafter zur Thüre geleitete. — „So," rief er, als der französische Diplomat das Kabinet verlassen, — „Dank der Indiskretion oder Besorgniß des Königs von Hol-

land ist das Gewebe der Nacht an das Licht des Tages gebracht, — morgen werden alle Kabinette Europas allarmirt sein, — jetzt zum Könige — und dann — einen Wink an die deutsche Nation!"

Sechstes Kapitel.

In seinem hellen Arbeitskabinet im Palais zu Berlin stand König Wilhelm leicht über einen Tisch geneigt und blickte aufmerksam auf eine Reihe von Blättern, welche der vor ihm stehende Geheime Hofrath Schneider ihm vorlegte.

Der König, in seinem schwarzen Interimsrock, sah frisch und blühend aus, der jugendlich kräftige Ausdruck des schönen männlichen Gesichts im schneeigen Haar und Bart hatte keine Verminderung erfahren durch die Mühen und Aufregungen des Feldzuges im vorigen Jahre, — nur lag ein noch tieferer sinnender Ernst auf diesen kräftigen Zügen, welcher, verbunden mit dem Schimmer einer ruhigen, stillen Milde, Ehrfurcht und Sympathie zugleich Jedem einflößen mußte, der in dieß königliche Antlitz blickte.

Der Geheime Hofrath, dessen glatt gescheiteltes

Haar noch um eine kleine Färbung weißer geworden, deutete auf ein kolorirtes Kostümbild, welches er dem Könige vorgelegt hatte, und sprach mit seiner schönen, sonoren und ausdrucksvollen Stimme:

„Wie Eure Majestät befahlen, habe ich die Zeichnungen der alten Uniformen, welche in dem Reiterfeste an Eurer Majestät Geburtstag zur Vorstellung kamen, mit der genauesten historischen Treue anfertigen lassen. Hier sehen Eure Majestät," fuhr er fort, „das Kostüm der Grands Mousquetaires des großen Kurfürsten, — rother Rock mit Gold, die Schöße mit weißer Seide aufgenommen, — blaugoldenes Wehrgehäng, — dreieckiger Hut mit weißblauen Federn und weite Stulpstiefel —"

Er legte das Blatt, welches der König aufmerksam betrachtet hatte, zur Seite.

„Und hier," fuhr er fort, indem er ein zweites Blatt vor Seine Majestät hinlegte, — „die Dragoner von Fehrbellin, in ihren weißen Röcken, um den Hals den silbernen Ringkragen mit dem rothen kurbrandenburgischen Adler, — blaue Stulpenaufschläge und blanke Reiterstiefel, in der Hand den wuchtigen Eisenhauer. — Hier," sprach er dann, einige andere Bilder vorlegend, welche der König flüchtig betrachtete, „die Kostüme Louis XIII. von der Quadrille des Herzogs

Wilhelm, — und hier die ungarischen Magnatenkostüme und die Walachen —"

„Es war ein schönes Fest, das man da für mich arrangirt hat," sagte der König, — „und so ganz nach meinem Sinne, — noch ansprechender für mich als jenes Turnier, welches damals zu Ehren meiner Schwester Charlotte gehalten wurde —"

„Dessen Bild auf der schönen Vase in Potsdam gemalt ist," bemerkte der Hofrath.

„Wie die Zeiten vergehen!" sagte der König, indem sein Auge freundlichen Bildern der Vergangenheit zu folgen schien und zugleich ein wehmüthiges Lächeln um seine Lippen spielte, — „meine Schwester Charlotte ist todt — und wie Wenige sind noch übrig von jener fröhlichen Schaar, die sich damals so lustig tummelte unter dem ernstfreundlichen Blick meines Vaters! — Wie viele Herzen, die damals in Liebe und Jugendmuth schlugen, ruhen im Grabe — und wie viele Gefühle in den Herzen, die noch schlagen, haben ebenfalls sterben müssen!"

Er stand einen Augenblick schweigend, das sinnende Auge leicht verschleiert. Der Geheime Hofrath blickte voll Theilnahme zu ihm empor.

Der König nahm das Kostümbild, welches den Dragoner des großen Kurfürsten darstellte, in die Hand und betrachtete es lange.

„Es hat mich wunderbar erfaßt," sprach er dann, „als ich diese Reiter der vergangenen Tage verkörpert vor mir sah, — gleichsam einen lebendigen Blick in die Vergangenheit tauchend, welche die Grundsteine legte zu dem Bau der heutigen Größe Preußens. — Da ist der rothe Adler von Kurbrandenburg am Ringkragen des Reiters von Fehrbellin, — hat er es wohl geahnt, der große Brandenburger, der Deutschlands Ehre und Größe so warm im Herzen trug, — daß dieser rothe Adler dem schwarzen weichen würde, und daß der König von Preußen unter der schwarzweißen Fahne hoch hinaus vollenden würde, was der Kurfürst von Brandenburg begonnen? — Und der große Friedrich, — dieser Fürst mit der französischen Zunge und dem deutschen Herzen, — was würde er sagen, wenn er seinen Enkel hier sehen könnte mit der Hand am Reichsschwert der deutschen Nation, die sich um mich schaart unter der schwarz-weiß-rothen Fahne!"

Der Geheime Hofrath schüttelte den Kopf.

„Majestät," sagte er mit leicht mürrischem Tone, „das Roth ist eine Farbe, die mir nirgends gefällt als an den Kragen königlich preußischer Uniformen, — an Fahnen liebe ich es nicht, und meine Fahne wird immer schwarz-weiß bleiben, — und diese Fahne wird Deutschland in Ordnung halten, — ich hoffe, daß das Roth

niemals zu viel Platz gewinnen wird in der preußischen Fahne!"

Der König lächelte. „Ich weiß, daß Sie nicht leicht für eine Neuerung zu gewinnen sind, — nun — folgen Sie nur fest und unbeirrt der alten Fahne — ich glaube, Sie werden in keine Konflikte gerathen, — denn wohin ich siegreich die Fahne Preußens trage, da wird Deutschlands Ehre und Größe keinen Schaden leiden. — Hier ist übrigens noch eine Neuerung," fuhr der König fort, indem er sich zu einem Seitentisch wendete, — „die Sie interessiren wird, da Sie ja mit Leib und Seele Soldat sind, — die Kommission, welche ich unter des Kronprinzen Vorsitz habe zusammentreten lassen, um nach den Erfahrungen des letzten Feldzuges die geeignetste Ausrüstung der Infanterie in Erwägung zu ziehen, hat mir einige Modelle vorgelegt —"

Und er nahm einen Helm und reichte ihn dem Hofrath.

„Sehen Sie ihn an," sagte der König, — „er scheint mir viel zweckmäßiger als der frühere, — er ist fast ganz aus einem Lederstück gepreßt, so daß alle Metallstücke wegfallen, welche bisher die Nähte verdeckten, — das wird ihn viel leichter machen."

Der Geheime Hofrath wog den Helm in der Hand und betrachtete ihn von allen Seiten.

„Im Felde sollen übrigens nur Mützen getragen werden," sagte der König.

„Majestät," sagte der Hofrath Schneider, indem er den Helm wieder auf den Tisch legte, — „wenn diese Kopfbedeckung nicht im Felde getragen wird, so ist sie jedenfalls sehr praktisch; — im Felde, — wissen Eure Majestät, welche Kopfbedeckung ich allen übrigen vorziehe?"

„Nun?" fragte der König lächelnd.

„Die alte schwarze Ledertuchmütze mit dem weißen Landwehrkreuz von 1813, — die hat ihre Probe bestanden — und —"

„— Wilhelm Schultze," lachte der König.

„Auch Wilhelm Schultze hat seine Erfolge gehabt!" erwiederte der Hofrath.

„Und welche Erfolge!" sagte der König, indem er mit freundlichem Blick dem Hofrath leicht auf die Schulter klopfte, — „und so Gott will," fügte er ernster hinzu, „wird der preußische Landwehrmann unter dem alten Kreuze mit Gott für König und Vaterland überall und immer seinen Erfolg haben — so lange sie grün bleiben, die alten Tannenbäume im märkischen Sande!" —

„Majestät," sagte der Geheime Hofrath, indem seine klaren, lebendigen Augen sich sinnend auf den

König richteten, — „wenn noch einmal, — und ich habe so eine Ahnung davon, — eine Reprise vom Kurmärker und der Picarde auf dem großen Welttheater kommen sollte, — dann nehmen Eure Majestät mich mit und erlauben Sie mir, die alte Mütze mit dem weißen Kreuz zu tragen — und so Gott will, Majestät — den Soufflet bekommen sie doch!"

In tiefem Ernst blickte König Wilhelm vor sich hin.

„Wie wunderbar ist diese Zeit!" sprach er nach längerem Schweigen, — „welche gewaltigen, tiefen Erschütterungen und Veränderungen hat sie gebracht — einen unberechenbaren Schritt hat die Weltgeschichte gemacht in der kurzen Spanne weniger Wochen! — Und — sonderbar," fuhr er fort, — „wenn sonst gewaltige Umwälzungen sich vollzogen, so war es der Arm der Jugend, welchen die Vorsehung sich zum Werkzeug ausersah, — jetzt aber bin ich, — ein alter Mann, dazu bestimmt, so Mächtiges und Außergewöhnliches auszuführen."

„Majestät," rief der Hofrath, „der König von Preußen wird niemals alt — denn im umgekehrten Sinne wie Ludwig XIV. kann er von sich sagen: le roi c'est l'état, und der preußische Staat ist immer jung, denn er verkörpert sich in der stets frischen Jugendblüte der Armee!"

„Ihre Königliche Hoheit die Frau Herzogin Wil-

helm von Mecklenburg!“ meldete der dienstthuende Kammerdiener und öffnete auf einen Wink des Königs den Flügel der Thüre.

Die frische, jugendliche Herzogin, Prinzeß Alexandrine von Preußen, trat ein.

Rasch eilte sie auf den König zu und küßte ihm in kindlicher Ehrerbietung die Hand, — dann nickte sie freundlich dem Geheimen Hofrath zu, der sich tief verneigte.

„Ich bringe Eurer Majestät einige der Photographieen von den Damen, welche am Reiterfeste mitgewirkt haben,“ sagte die Herzogin, indem sie eine kleine Mappe öffnete, die sie in der Hand trug, während der König freundlich sein Auge auf der schönen, lieblichen Erscheinung ruhen ließ.

„Schneider hat mir so eben die Kostümbilder vorgelegt,“ sagte der König, „und wird,“ fügte er lächelnd hinzu, „mit seiner gewohnten Gewandtheit und Genauigkeit eine Beschreibung der Sache aufsetzen zum Gedächtniß dieses schönen Festes, — für dessen Arrangement ich auch Dir, liebe Alexandrine, nochmals herzlich danke.“

Die Herzogin verneigte sich und warf dann einen Blick auf die Zeichnungen.

„Vortrefflich!“ rief sie, — „da werden wir nur

die Köpfe nach den Photographieen hineinfügen dürfen, — und wir werden herrliche Bilder haben."

Sie zog eine Anzahl Photographieen aus ihrer kleinen Mappe und reichte sie dem Geheimen Hofrath.

Eine behielt sie in der Hand und betrachtete sie sinnend.

„Da habe ich auch," sagte sie mit etwas unsicherer Stimme, indem sie einen schüchternen Blick auf den König warf, — „eine Photographie der Königin von Hannover erhalten, — Eure Majestät wissen, wie sehr ich die hannöverische Familie liebe, — die Königin ist ganz weiß geworden."

Stumm streckte König Wilhelm die Hand aus und ergriff die Photographie, welche die Herzogin ihm reichte.

Der Geheime Hofrath blickte mit bewegtem Ausdruck forschend auf den König.

Der König betrachtete lange schweigend das Bild. Seine Züge nahmen eine unendliche Weichheit und Milde an.

„Arme, — arme Königin!" sagte er leise, — „sie hat Schweres zu tragen! — O wie traurig ist es, daß jeder große Fortschritt in der Geschichte so viel Leiden mit sich bringen muß! — Wie gerne würde ich dieser königlichen Familie ihr Loos erleichtern und ihr eine

Existenz schaffen, die ihrer würdig ist und ihr eine große und schöne Zukunft bietet, — leider, leider wird mir dieß durch die unversöhnliche Haltung des Königs Georg so sehr erschwert. — Verbietet er doch der Königin noch immer, die Marienburg zu verlassen, — wo sie sich in einer so falschen Position befindet und ihr Schicksal schmerzlicher empfindet als irgendwo!"

Große Thränen fielen aus den Augen der Herzogin.

„Mein Gott!" rief sie, — „ich kann Eurer Majestät nicht sagen, wie schmerzlich es mir ist, an die arme Königin auf der Marienburg zu denken, wenn ich mich erinnere, wie ich vor zwei Jahren mit meinem Bruder dort war, als wir von Norderney zurückkamen, — wie schöne Stunden wir dort in dem glücklichen Familienkreise verlebten — mit welchen Wünschen und Hoffnungen ich von dort abreiste," fügte sie seufzend hinzu, — „und nun! — Man wird doch nichts Unangenehmes gegen die Königin thun?" fragte sie mit bittendem Tone.

Mit einem Blick voll Adel und Hoheit erwiederte König Wilhelm:

„Ich war Prinz und Offizier, bevor ich König wurde, — und niemals werden die Rücksichten vergessen werden, welche man einer Dame, einer verwandten — und unglücklichen Fürstin schuldig ist," fügte er mit

Betonung hinzu. — „Die Königin wird sich eben darein finden müssen," fuhr er ernst fort, — „daß sie mein Gast ist, und die Sicherheit des Staates erfordert es, Vorkehrungen zu treffen, daß ihre Anwesenheit von der welfischen Agitation nicht als Vorwand oder Stützpunkt benutzt werde. — Könnte man doch," fuhr er fort, „auf den König Georg wirken, daß er die Königin abreisen läßt, — direkt kann ich nichts dazu thun —"

Die Herzogin sann nach. — „Ich wußte," rief sie, „daß Eure Majestät stets groß und edel handeln würden, — möchte es doch möglich sein, ein wenig versöhnend auf den König Georg einzuwirken, — vielleicht —"

„Doch nun," sagte der König, „stelle ich Schneider für das Arrangement der Bilder zu Deiner Disposition, — nimm ihn mit — und führt Alles recht hübsch und präzise aus!"

Das Gesicht der Herzogin hatte seine ganze frische Heiterkeit wieder gefunden. Mit schalkhaftem Lächeln blickte sie auf den alten Vertrauten des Königlichen Hauses.

„Ich weiß nicht," sagte sie, — „ob der Herr Geheime Hofrath gern mit mir zu thun hat, — ich habe ihm viel zu schaffen gemacht — früher im Garten von Sanssouci, wenn er zum König kam, — nicht wahr,"

sagte sie mit scherzender Frage, — „ich war zuweilen eine recht unartige kleine Prinzeß?“

Der Hofrath verneigte sich gegen den König und sagte mit einer feierlichen Stimme:

„Eure Majestät würden es vermessen finden, wenn ich wagte, Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Herzogin vor Allerhöchstdenselben ein Dementi zu geben!“

„Immer der Alte!“ rief die Herzogin, — „‚mit ihm muß man nicht anbinden,‘ sagte schon der hochselige König —“

„Adieu!“ rief König Wilhelm lachend.

Die Herzogin küßte ihm die Hand und verließ das Kabinet; mit tiefer Verneigung gegen den König folgte der Geheime Hofrath.

„Minister von Schleinitz steht zu Befehl,“ meldete der Kammerdiener.

Der König neigte zustimmend das Haupt, der Minister des Königlichen Hauses trat ein, eine schlanke, jugendlich elastische Gestalt mit vollem dunkelschwarzen Haar und Schnurrbart, weder in seinem Aussehen noch in seiner Haltung das Alter von fast sechzig Jahren verrathend, in welchem er damals stand. Er trug den blauen Interimsfrack der Minister mit dem schwarzen Sammetkragen, auf der Brust den goldenen Stern der Großkreuze vom rothen Adler.

„Guten Morgen, lieber Schleinitz!" sagte der König freundlich, — „wie geht es Ihnen, — was macht Ihre Frau? — und die Fürstin Hatzfeld?"

„Ich danke Eurer Majestät unterthänigst," erwiederte Herr von Schleinitz, „für die gnädige Frage, — es geht Alles bei mir nach Wunsch —"

„Machen Sie den Damen mein Kompliment," sagte der König verbindlich, — „und nun, — haben Sie den Vertrag festgestellt?"

Herr von Schleinitz zog ein Papier aus seinem Portefeuille.

„Zu Befehl, Majestät!" sagte er, — „der Heirathsvertrag zwischen Seiner Königlichen Hoheit dem Grafen von Flandern und Ihrer Hoheit der Prinzessin Marie von Hohenzollern ist nunmehr ganz nach der letzten Fassung, die ich Eurer Majestät vorgelegt habe, von Seiner Hoheit dem Fürsten und dem Baron Nothomb genehmigt, und wenn Eure Majestät demselben nun die Allerhöchste Approbation geben, so kann ich ihn morgen mit Nothomb unterzeichnen — die Vermählung ist auf den 25. April angesetzt, — am 23. will des Königs der Belgier Majestät mit dem Grafen von Flandern hier eintreffen, wie Eure Majestät dann noch spezieller durch das auswärtige Amt erfahren werden."

„Wenn der Fürst von Hohenzollern einverstanden

ist, — und Belgien ebenfalls," sagte der König, indem er den Vertrag leicht durchflog, — „so ist ja Alles in Ordnung — das ist ja eine Fürstlich Hohenzollern'sche Familienangelegenheit, in die ich mich nur, soweit das die Form erfordert, als Chef des Gesammthauses zu mischen habe, — also unterzeichnen Sie den Vertrag." —

Ein Schlag gegen die Thüre ertönte.

Der diensttthuende Flügeladjutant, Rittmeister Graf Lehndorff, ein hoher, schlanker Mann, trat ein und meldete in dienstlicher Haltung:

„Der Ministerpräsident Graf Bismarck bittet Eure Majestät in dringenden Angelegenheiten um Audienz."

Erstaunt blickte der König auf.

„Ich bitte ihn einzutreten," sagte er.

„Also, — mein lieber Schleinitz, — unterzeichnen Sie den Vertrag, wie der Fürst von Hohenzollern ihn genehmigt hat — und nochmals mein Kompliment an Ihre Damen."

Herr von Schleinitz zog sich mit tiefer Verneigung gegen den König zurück, indem er in der Thüre einen leichten Gruß mit dem Grafen Bismarck wechselte, welcher raschen Schrittes hereintrat im weißen Waffen=rock mit gelbem Kragen und Aufschlägen, den Stern des schwarzen Adlerordens auf der Brust, den glänzen=den Stahlhelm unter dem Arm.

„Was bringen Sie, Graf Bismarck?“ sagte der König, den Ministerpräsidenten mit freundlichem Kopfnicken begrüßend, — „Sie sehen heiter aus — Sie haben also gute Nachrichten.“

„Gute oder schlimme,“ sagte Graf Bismarck, — „wie man sie nehmen will, Majestät, — für mich ist jede Nachricht gut, welche Licht in eine unklare Situation bringt, — die erste Phase der Auseinandersetzung mit Frankreich beginnt!“

Das Gesicht des Königs wurde tiefernst. Gespannt blickte er auf den Minister, welcher einige Papiere, die er in der Hand getragen, auseinander breitete.

„Die Kompensationsfrage taucht wieder auf,“ sagte Graf Bismarck, „der Kaiser Napoleon will dem König von Holland Luxemburg abkaufen.“

„Luxemburg!“ rief der König mit flammendem Blick, — „deutsches Gebiet?“

„Zu Befehl, Majestät,“ sagte Graf Bismarck, — „man wollte das so ganz hübsch im Stillen abmachen und uns vor ein fait accompli stellen, — glücklicherweise scheint der König Wilhelm III. ein wenig besorgt geworden zu sein und hat uns das Spiel aufgedeckt — wofür man ihm in Paris wahrscheinlich sehr wenig Dank wissen wird. — Befehlen Eure Majestät, den Bericht des Grafen Perponcher zu hören?“

„Geben Sie!“ rief der König, — und schnell den Bericht ergreifend durchlas er ihn aufmerksam.

„Zugleich,“ sprach Graf Bismarck lächelnd, als der König geendet, „zugleich hat Graf Bylandt im Namen des Königs der Niederlande die Vermittelung bei den Verhandlungen mit Frankreich angeboten.“

„Eigenthümliches Spiel!“ rief der König. „Sie haben doch,“ fuhr er fort, „sogleich geantwortet, daß von einer Abtretung deutschen Bodens — denn deutscher Boden ist Luxemburg — nun und nimmer die Rede sein kann!“

„Das habe ich gedacht, Majestät,“ erwiederte Graf Bismarck ruhig, „und es bei mir selbst als feste Richtschnur meines Handelns festgestellt, — aber,“ fuhr er fort, — „antworten möchte ich es noch nicht.“

Der König sah ihn fragend an.

„Ich möchte nicht,“ sagte Graf Bismarck, „sogleich und in diesem Augenblick den Konflikt provoziren, den man unter diesen Umständen in Frankreich kaum wird auf die Spitze treiben wollen. — Sollte der Kaiser Napoleon dieß aber thun, — so müssen wir ihm vor Allem die Rolle des Angreifers, der den europäischen Frieden stört, klar vor aller Welt und vor den Kabinetten zuschieben, — außerdem ist es nach meiner Meinung die wesentlichste Bedingung für die Zukunft Deutsch-

lands, daß der Krieg mit Frankreich — der nach meiner Ueberzeugung früher oder später kommen muß und kommen wird, — ein wirklicher und wahrhafter Nationalkrieg sei, — ein solcher allein gibt uns die volle Sicherheit des Sieges — und zugleich die Gewähr, daß durch den Sieg — und das Blut, das dieser kosten wird," fügte er mit tiefernstem Tone hinzu, — „Deutschland wirklich einig werden wird. Ich möchte also diese Angelegenheit zunächst weniger als Kabinetssache, — vielmehr als eine nationale Frage behandeln und habe mir erlaubt, hier einen Entwurf der Antwort aufzusetzen, welche ich Perponcher geben möchte."

Er reichte dem Könige das von Herrn von Keudell beschriebene Blatt.

König Wilhelm las es langsam und aufmerksam durch.

„Ich verstehe," sagte er dann lächelnd mit dem Kopfe nickend, — „ich verstehe, — Sie haben da mit Einem Schlage die Sachlage umgekehrt, — gut, gut, — ich sehe, Sie haben in der Schule zu Paris gelernt und verstehen die dortige dunkle Politik zu behandeln."

Er sah einige Augenblicke sinnend zu Boden.

„Welch' labyrinthische Fäden dieser geheimnißvolle Mann zieht!" sprach er dann mit fast trauriger Stimme, — „ich kann es nicht leugnen, — er hat für mich

etwas Angenehmes, sympathisch Berührendes, — ich habe oft die Feinheit und Schärfe seiner Auffassung bewundert — namentlich als ich in Baden mit ihm sprach, — und gern möchte ich mit ihm in guten Beziehungen stehen, — aber man kann ihm nie trauen!"

„Weil er auch auf dem Throne niemals aufhört, Conspirateur zu sein!" sagte Graf Bismarck, — „das ist stärker als er, — diese ganze Sache ist wieder ganz im Verschwörungsstyl arrangirt, — ich bin übrigens sehr erstaunt, daß Alles so weit gedeihen konnte, ohne daß irgend ein Avis darüber von Paris gekommen ist."

Der König schwieg.

„Wenn ich übrigens," fuhr Graf Bismarck fort, „die Ansicht auszusprechen mir erlaubt habe, daß bei richtiger Behandlung diese ganze Frage keinen kriegerischen Charakter annehmen werde, so darf man doch die Augen nicht vor der Möglichkeit verschließen, daß dennoch ernste Verwickelungen daraus entstehen könnten, — und da Eure Majestät entschlossen sind, in keinem Falle zu dulden, daß Luxemburg an Frankreich abgetreten werde —"

„In keinem Falle!" rief der König.

„So möchte ich Eure Majestät unterthänigst bitten, sogleich nach dem Grundsatze zu verfahren: si vis pacem,

para bellum — und Alles vorzubereiten, damit wir durch die Ereignisse nicht überrascht werden."

Der König neigte das Haupt und dachte einen Augenblick nach.

Dann schritt er schnell zur Thüre des Vorzimmers, öffnete dieselbe und rief: „General von Moltke!"

Der berühmte Chef des großen Generalstabs, auf welchen damals der Feldzug von 1866 die Augen von ganz Europa gezogen hatte, trat in der Dienstuniform der Generale der Infanterie, den Helm unter dem Arme, ein.

In dienstlicher Haltung, das sinnende Auge zum Könige aufgeschlagen, erwartete er die Anrede des Monarchen.

„Mein lieber General," sagte der König, — „da Sie gerade da sind, können wir sogleich eine vorläufige Berathung über eine sehr ernste Frage halten. — Graf Bismarck theilt mir so eben mit," fuhr er fort, — „daß zwischen Frankreich und Holland Verhandlungen über den Verkauf von Luxemburg bestehen —"

Der General preßte die feinen Lippen noch fester zusammen und ein schnelles Licht strahlte aus dem tiefen Blick seines Auges.

„Obwohl ich hoffe," sprach der König weiter, — „übereinstimmend mit dem Grafen Bismarck, daß die

Sache sich friedlich ausgleichen wird, so müssen wir doch auf Alles gefaßt sein, — da selbstverständlich Luxemburg niemals französisch werden darf, — überlegen Sie, was geschehen muß, um uns für alle Fälle vor Ueberraschungen zu schützen, — natürlich dürfen keine sichtbaren Vorbereitungen stattfinden."

Das ernste, stille Gesicht des Generals belebte sich, mit ruhiger Stimme sprach er:

„Köln, Coblenz und Mainz müssen verproviantirt und Alles vorbereitet werden, um diese Plätze sofort armiren zu können, — außerdem muß ein zuverlässiger Kommandant von Luxemburg designirt werden, der bei der ersten ernsten Wendung der Sache sofort dorthin abgeht."

Der König neigte zustimmend das Haupt.

„Wen würden Sie vorschlagen?" fragte er.

„Den Generallieutenant von Goeben," erwiederte General von Moltke ohne einen Augenblick zu zögern.

„Goeben — Goeben, — ja, das ist der rechte Mann dafür, — er hat Etwas von Ihnen, lieber Moltke," sagte der König.

„Er wägt wie ein Mann und wagt wie ein Jüngling," sprach der General ruhig. „Natürlich müßten die Mobilmachungsordres vollständig vorbereitet und die eventuellen Dislokationen so angeordnet werden," fuhr

er fort, „daß wir in kürzester Frist in Frankreich sind, wenn es zum Kriege kommen sollte."

„Moltke ist seiner Sache sicher!" sagte der König, indem er mit freundlichem Lächeln den Blick auf dem ernsten Antlitz des Generals ruhen ließ.

„Es ist nicht Vermessenheit oder übergroßes Selbstbewußtsein, Majestät," erwiederte General von Moltke ruhig, — „die französische Armee ist mitten in einer Umformung begriffen — und das ist der schlimmste Zustand für die Schlagfertigkeit einer Truppe, — außerdem aber sind sie dort, wie ich meine, vollständig unfähig, sich der Taktik der heutigen Kriegführung anzupassen, daß ich hoffe, meines Erfolges sicher zu sein, — und muß es einmal zum Kriege kommen, — wie ich es auch fast glaube, so wünsche ich ihn lieber heute wie morgen, — denn je länger es dauert, je mehr Zeit hat der Marschall Niel, — der einzige wirklich organisatorische Feldherr, den sie dort haben, — seine Gedanken und Pläne auszuführen."

„Sie machen große Anstrengungen in Frankreich," sagte der König nachdenklich, — „um ihre Armee zu reformiren, und unsere Erfahrungen für sich zu benutzen."

„Mögen sie machen, was sie wollen, Majestät!" rief Graf Bismarck lebhaft, „Eines können sie uns nicht nachmachen — das ist der preußische Secondelieutenant!"

„Graf Bismarck hat vollkommen Recht," sagte General Moltke mit feinem Lächeln, — „um solche Offizierkorps zu schaffen, wie die unsrigen, dazu gehören Jahrhunderte — eine Reihe von Regenten, wie wir sie gehabt —"

„Und," unterbrach der König lächelnd, — „eine Reihe von Generalen, wie mein Haus sie fand — Winterfeldt — Scharnhorst — Moltke —"

„Und auch ein wenig, Majestät," sagte Graf Bismarck, „das Material der vielverschrieenen preußischen Junker —"

„Welche den Gehorsam lernen und die Treue nie vergessen!" sagte der König freundlich nickend.

„Ich freue mich ungemein, Majestät," sprach Graf Bismarck nach einer augenblicklichen Pause, — „daß General von Moltke so klar und sicher die Chancen des Krieges in's Auge faßt, — denn je weniger wir den Konflikt zu scheuen haben, — um so sicherer werden wir ihn vermeiden. — Doch," fuhr er fort, „ich möchte, mit Eurer Majestät Erlaubniß, die Gelegenheit zur sofortigen und vorläufigen Erörterung einer weiteren Frage benutzen. Eure Majestät wissen, daß Holland schon seit dem vorigen Jahre das deutsche Besatzungsrecht von Luxemburg beseitigt wünscht, — man fingirt dort Besorgnisse, welche man wohl in der That nicht hat, welche

indeß auch jetzt wieder den Prätext zu dem vorliegenden Handel geben, — und welche vielleicht auf die Kabinette nicht ohne Einfluß bleiben, um so mehr als die staatsrechtliche Stellung der Festung Luxemburg nach der Auflösung des deutschen Bundes verändert und diskutabel ist, — auch Frankreich wird nicht verfehlen, unsere Besatzung von Luxemburg als eine Bedrohung darzustellen. — Da ich es nun," fuhr er fort, — „für einen richtigen und nothwendigen Grundsatz halte, — bei dem Beginn einer Negoziation sich darüber klar zu werden, welche Konzessionen man etwa im Laufe der Verhandlungen machen wolle und könne, — und da es in diesem Falle sehr wesentlich ist, auch den Schein einer Bedrohung des europäischen Friedens, den Frankreich so gern auf uns werfen möchte — abzuweisen, — so möchte ich die Frage aufwerfen, ob Luxemburg als Festung für das Vertheidigungssystem Deutschlands nothwendig sei? — Wäre dieß nicht der Fall, so würde es uns noch leichter werden, die Kabinette vollständig auf unsere Seite zu bringen und Frankreich zu isoliren."

Der König warf ernst einen fragenden Blick auf den General.

„Die Festung Luxemburg," sagte dieser ruhig und bestimmt, — „darf niemals in französischen Händen sein, — sie würde uns sehr hinderlich werden, — wir

unsererseits aber bedürfen ihrer nicht, nöthigenfalls könnte man sie durch ein festes Lager bei Trier ersetzen, — aber auch das ist nicht nöthig, — unsere Festungen genügen vollkommen."

„So daß also die vollständige Beseitigung Luxemburgs als Festung kein Bedenken hätte?" fragte Graf Bismarck.

„Keines!" sagte der General.

„Das müßte aber doch noch sehr genau erwogen werden," sagte der König bedenklich und zögernd.

„Eure Majestät werden gewiß nicht glauben," rief Graf Bismarck, „daß ich Konzessionen entgegentragen werde, — man muß nur klar darüber sein, ob Zugeständnisse überhaupt möglich sind, — welche hier unter Umständen unsere politische Stellung sehr verbessern können, — und das dürfen wir nicht außer Acht lassen, — schon wegen der Süddeutschen."

„Sollten sie zweifeln können," rief der König, — „ob hier der casus foederis vorliege?"

„Bei der Besatzungsfrage der Festung," sagte Graf Bismarck achselzuckend, „möchte ich nicht gewiß Nein sagen, — eine Frage der Abtretung nationalen Gebietes — das ist etwas Anderes, das ist eine deutsche Ehrensache, und daß sie als solche von der Nation erkannt und erfaßt werde, — dafür kann gesorgt werden!"

„So gehen Sie denn an's Werk, mein lieber Graf," sagte der König, „ich billige den von Ihnen genommenen Standpunkt, — behalte mir aber für die weiteren Phasen — namentlich für Konzessionen — meine Entschließungen vor. — Sie, General von Moltke, bitte ich, die einschlagenden militärischen Fragen zu ausführlichem Vortrag vorzubereiten, den Sie mir morgen in Gegenwart des Kronprinzen halten sollen. — Und lassen Sie Goeben kommen!" fügte er hinzu.

„Zu Befehl, Majestät!" sagte der General.

Der König grüßte freundlich und beide Herren verließen das Kabinet.

Siebentes Kapitel.

Die Empfangsalons des auswärtigen Amtes in Berlin waren hell erleuchtet — es war einer jener Abende, an welchen der Kanzler des norddeutschen Bundes die Mitglieder des Reichstages, die Herren der Diplomatie und Alles empfing, was es in der berliner Gesellschaft, im Civil- und Militärdienst, in der Finanzwelt, in Kunst und Wissenschaft Hervorragendes gab.

Eine zahlreiche Gesellschaft bewegte sich in den mit einfacher Gediegenheit ausgestatteten Räumen. — Hohe Offiziere aller Waffen belebten durch ihre glänzenden Uniformen die Eintönigkeit des schwarzen Fracks der Herren vom Civil, die Diplomaten mit bunten Bändern und funkelnden Sternen standen theils in flüsternden Gruppen zusammen, theils durcheilten sie die Säle, hie und da einen bekannten Deputirten anredend und aus einem Gespräch über die innere Lage Notizen sammelnd für ihre Berichte, welche dann je nach der mehr oder minder scharfen Auffassungs- und Kombinationsgabe den

fremden Höfen ein mehr oder minder treues Bild von den Verhältnissen des politischen Lebens in Berlin übermittelten.

Trotz der zahlreichen Menge, welche bereits die Säle füllte, rollten immer noch neue Equipagen vor das große Thor des Hotels und zwischen ihnen traten noch immer neue Fußgänger ein, — denn Niemand von Denen, welche eine Einladung erhalten, wollte fehlen bei diesen Soiréen, bei denen man die politischen und parlamentarischen Größen sehen und sprechen konnte in leichter und ungezwungener Unterhaltung, und wo man hoffen durfte, vielleicht einen Blick in das geheime Weben und Treiben der großen politischen Maschine zu thun, welche die Welt bewegte.

In dem ersten Salon stand Graf Bismarck, die Eintretenden begrüßend, bald mit würdevoller Artigkeit einige Worte mit einem Mitgliede des Corps diplomatique wechselnd, bald in kordialer Herzlichkeit einem Deputirten des Reichstages die Hand drückend — er trug die Kürassieruniform, ungetrübte Heiterkeit lag auf seinem charaktervollen, ausdrucksreichen Gesicht.

Eben hatte er einen kleinen Mann von unscheinbarer, schwächlicher Gestalt mit scharfem, intelligentem Gesicht begrüßt, aus dessen lebhaften dunkeln Augen jener feine jüdische Verstand leuchtete, welcher bei den

Nachkommen des auserwählten Volkes mit so überraschender Schärfe sich in der Beurtheilung der Fragen der Wissenschaft und Politik zeigt, nachdem er, jahrhundertelang gezwungen, sich ausschließlich dem Handelsleben zuzuwenden, dieses seiner Herrschaft unterworfen.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Doktor Lasker,“ sagte der Graf mit verbindlicher Artigkeit, — „hoffentlich finden wir später noch Gelegenheit, einige Worte zu wechseln, — ich möchte Sie gern von Ihrer Opposition bekehren,“ fügte er lächelnd und mit dem Finger drohend hinzu.

Doktor Lasker verneigte sich und sagte: „Das wird nicht ganz leicht sein, Excellenz!“

Einige in der Thür erschienene Herren traten artig zur Seite, und rechts und links freundlich mit der Hand grüßend schritt der Generalfeldmarschall Graf Wrangel in den Salon. Freundliche Heiterkeit strahlte von des alten Herrn charakteristischem faltenreichen Gesicht mit dem aufwärts gedrehten Schnurrbart, mit beweglicher Leichtigkeit trat dieser Veteran der preußischen Armee einher in der Uniform seines ostpreußischen Kürassierregiments, — den Orden pour le mérite mit Eichenlaub um den Hals, auf der Brust die Sterne des schwarzen Adlers und des russischen Andreasordens neben dem ehrwürdigen Zeichen des eisernen Kreuzes erster Klasse.

Rasch trat Graf Bismarck ihm entgegen und in militärischer Haltung sprach er im Tone dienstlicher Meldung:

„Generalmajor Graf Bismarck-Schönhausen à la suite des magdeburgischen Kürassierregiments Nr. 7, kommandirt zur Dienstleistung als Bundeskanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten!“

„Danke, danke, mein lieber General!“ sagte der Feldmarschall, indem er dem Ministerpräsidenten die Hand reichte und seinen Blick mit zufriedenem Lächeln über dessen militärisch feste, markige Gestalt gleiten ließ, — „freue mir, — freue mir sehr, Ihnen unter meinem Kommando in den Marken zu haben, und ich freue mir noch mehr,“ fügte er freundlich lächelnd hinzu, „daß Seine Majestät einen Kürassier bei die auswärtigen Angelegenheiten haben — der Pallasch bringt Festigkeit in die Hand, und was der gut gemacht hat, das werden Sie nicht mit die Federn verhunzen lassen, — wie die Federfuchser es dazumal dem alten Blücher gethan.“

Graf Bismarck lächelte. „Das haben Eure Excellenz bei mir nicht zu befürchten,“ sagte er, sich stolz aufrichtend, — „die Losung der preußischen Kürassiere heißt: ‚drauf!‘“

Freundlich mit der Hand grüßend schritt der Feldmarschall weiter.

Der Doktor Lasker war inzwischen in den zweiten Saal getreten und näherte sich einer Gruppe, welche in lebhaftem und eifrigem Gespräch begriffen war.

Hier stand der Geheimerath Wagener, der bekannte frühere Begründer und Redakteur der Kreuzzeitung, eine trockene Gestalt von etwas steifer, bureaukratischer Haltung, zu welcher das von lebhaftem, ungemein ausdrucksvollem Geberdenspiel bewegte blasse, bartlose Gesicht einen gewissen Kontrast bildete. Er sprach mit dem Abgeordneten Miquel, dem Bürgermeister von Osnabrück und früheren Führer der hannöverischen Opposition, einem mageren, mittelgroßen Manne, dessen bleiches, etwas kränkliches Gesicht, von einer hohen Intelligenz durchleuchtet, sympathisch berührte, und der bei aller Schärfe der Dialektik stets in seinen politischen Gesprächen die feinsten Formen der guten Gesellschaft zu bewahren wußte.

„Ich wundere mich, Herr Geheimerath," sagte Miquel, „daß Sie so lebhaft gegen die Ministerverantwortlichkeit sprechen. Im wohlverstandenen konservativen Interesse Preußens selbst, — sowie im Hinblick auf Süddeutschland ist jene Verantwortlichkeit dringend nöthig. — Würden Sie etwa die Interessen Ihrer Partei einem Ministerium, — einem mit dem Bundesrath regierenden Ministerium ohne Verantwortlichkeit anvertrauen

wollen? Ministerien können wechseln, — und die konservative Partei findet in einem Ministerium, dessen Verantwortlichkeit nicht gesetzlich genau geregelt ist, ebensowenig Garantieen wie die liberalen Richtungen."

„Ich bin stets gegen jede Ministerverantwortlichkeit," erwiederte der Geheimerath Wagener, — „weil sie im Prinzip die Grundsätze des monarchischen Staates zerstört und in der Praxis nichts bedeutet. — Einer starken Centralgewalt gegenüber — und ich hoffe, daß die Centralgewalt des norddeutschen Bundes immer stark und kräftig sein wird — ist die Ministerverantwortlichkeit wirkungslos — und einer schwachen Centralgewalt gegenüber," fügte er mit sarkastischem Lächeln hinzu, „haben Sie ganz andere und wirksamere Mittel. Der Verfassungsentwurf ist ein Kompromiß zwischen den vorhandenen berechtigten Elementen und Faktoren, — die konstitutionelle Schablone kann uns hier nicht helfen — alle diese Amendements, welche bei der Berathung von den verschiedenen Seiten gestellt werden, sind keine Mittel zur Verbesserung, sondern nur zur Verhinderung."

„Der Geheimerath hat vollkommen Recht!" sagte der Abgeordnete von Sybel, ein noch junger, starker Mann mit hellblondem Haar und frischem, rothem Gesicht, — „die wirkliche Ministerverantwortlichkeit besteht nicht in der kriminalistischen Verfolgung, sondern in der

jährlich wiederkehrenden Diskussion, in der öffentlichen Meinung, jener sechsten Großmacht, vor der man sich beugen muß, und wenn auch alle andern Großmächte wirkungslos wären. — Sehen Sie," fuhr er fort, „gleich nach dem Krieg hat sich die Regierung beeilt, mit der öffentlichen Meinung Frieden zu machen. Darin liegt für mich die wahre Garantie! — Und dann — das Budgetrecht, — und darin hat der künftige Reichstag nach dem Verfassungsentwurf mehr Macht, als das preußische Abgeordnetenhaus je besessen."

Miquel schüttelte den Kopf.

Lebhaft rief der Geheimerath Wagener: „Ich kann die Unterstützung des Herrn von Sybel, so sehr ich mich freue, mit ihm einer Meinung zu sein, doch nicht in ihrem Motiv acceptiren. Wir leben in einer Zeit, in welcher die Phrase eine gewaltige und sehr bedenkliche Macht hat, — und für mich ist die gefährlichste Phrase von allen die von der öffentlichen Meinung. Was ist öffentliche Meinung?" rief er umherblickend, — „woher kommt sie — und wohin geht sie? Ist die öffentliche Meinung, welche diesen Reichstag beherrscht, eine Parlamentstochter — oder nicht vielmehr eine Regimentstochter?"

Herr von Sybel lachte.

„Sie sprechen gegen die Phrase," sagte Miquel

ruhig, — „und haben uns da doch so eben eine — in der That sehr hübsch pointirte — Phrase gemacht."

„Das beweist, wie groß ihre Herrschaft ist, — daß selbst ihre Gegner sich ihr nicht entziehen können," erwiederte Wagener lächelnd, — „um so mehr muß man diese gefährliche Herrschaft bekämpfen!"

„Da der Herr Geheimerath Wagener uns einmal auf das Gebiet der Phrasen geführt hat," rief der Abgeordnete Braun, welcher ebenfalls zu der Gruppe getreten war, in einer gewissen Erregung, „so muß ich ihm doch auf seine ‚Regimentstochter' mit dem Citat eines französischen Schriftstellers antworten: — ‚die Bajonette sind für Vieles vortreffliche Dinge — aber sich darauf setzen kann man nicht.'"

Alle lachten.

„Ja," fuhr Braun noch immer lebhaft animirt fort, — „blicken Sie in die Geschichte, — nicht der Krieg macht die öffentliche Meinung, — sondern die öffentliche Meinung macht den Krieg — jeder Krieg ist überhaupt nur das Ergebniß der vorangegangenen Volksentwickelung — sein Resultat ist nur das quod erat demonstrandum der Geschichte!"

„Meine Herren, meine Herren," rief der kleine Doktor Lasker herantretend, — „Sie debattiren ja so lebhaft, als ob der Reichstag hier in diesen Salon verlegt

wäre! — Lassen wir die Deputirten draußen, — sie machen schon genug Lärm auf der Tribüne. — Wissen Sie," fuhr er fort, „daß der Kronprinz von Sachsen angekommen ist, um die Uebernahme des Kommandos über das zwölfte Armeekorps zu übernehmen? — das ist sehr erfreulich — ein mächtiger Schritt zur militärischen Einheit!"

„Wenn nur die civile Freiheit mit der militärischen Einheit käme!" sagte der Abgeordnete Braun, „aber —"

„Still, still!" rief Lasker, — „Alles hat seine Zeit; lassen wir uns die eine Errungenschaft nicht verkümmern, weil wir die andere noch nicht haben, — man steigt eine Leiter nicht mit einem Schritt hinauf." —

Eine gewisse Bewegung wurde im ersten Salon bemerkbar. Man sah den Grafen Bismarck schnell zur Thüre schreiten — mit ehrerbietigem Gruß empfing er den Prinzen Georg von Preußen, — einen großen, schlanken Mann von vierzig Jahren, ein blonder, dichter Backenbart umrahmte das blasse Gesicht von kränklichem, geistig bewegtem, aber etwas schwermüthigem Ausdruck. Der Prinz trug die preußische Generalsuniform, — er unterhielt sich längere Zeit mit dem Ministerpräsidenten und trat dann, indem er mit artiger Bewegung dessen weitere Begleitung ablehnte, in den zweiten Salon.

Sein Blick schweifte einige Augenblicke über die Gesellschaft, dann trat er zu einem Herrn im schwarzen Frack mit mehreren Dekorationen hin, welcher so eben allein in der Mitte des Saales stand. Kaum bemerkte er die Annäherung des Prinzen, als er ihm schnell entgegeneilte und sich tief verneigte.

Der Prinz reichte ihm die Hand.

„Guten Abend, Herr von Putlitz!“ rief er, — „ich hätte kaum erwartet, Sie hier zu sehen, — was macht der Dichter auf dem Parket der Politik?“

„Wenn der Dichter sich von dem Boden des Lebens loslöst, Königliche Hoheit,“ erwiederte Gustav zu Putlitz mit Ton und Haltung des vornehmen Weltmannes, — „so schneidet er die Wurzeln ab, welche die Blüten seiner Phantasie ernähren müssen, — übrigens,“ fuhr er lächelnd fort, — „könnte ich Eurer Königlichen Hoheit die Frage zurückgeben.“

Prinz Georg lächelte mit einem trüben Anflug. „Wenn ein Prinz in seinen Mußestunden einige Verse macht, — so darf man ihn noch nicht einen Dichter nennen!“

„Lassen wir also den Prinzen,“ sagte Putlitz sich verneigend, — „und sprechen wir von G. Conrad! — Ich habe sein Schauspiel Electra gelesen, welches er die Güte hatte mir zuzuschicken, — und ich kann Eure Kö-

nigliche Hoheit versichern, daß ich darin den Geist und die Sprache des wahren Dichters erkannte."

„Wirklich?" rief der Prinz, indem ein freudiger Strahl sein Auge belebte.

„So gewiß," fuhr Herr von Putlitz fort, „daß ich den Verfasser bitten möchte, mir zu erlauben, dieß Stück nach meiner Bühnenerfahrung für die szenische Aufführung vorzubereiten."

„Sie glauben in der That," rief Prinz Georg, indem sein bleiches Gesicht sich mit heller Röthe färbte, — „daß es möglich wäre, die Electra aufzuführen?"

„Ich bin davon überzeugt und rathe dringend zu dem Versuch. — G. Conrad," fuhr er fort, — „hat die Gestalt der Electra, welche Euripides der wahren Würde der Weiblichkeit entkleidet, wieder in ihrer Reinheit hergestellt und dem Herzen sympathisch gemacht, — die Verse — ich muß es sagen — erinnern zuweilen an den Reiz der Sprache Goethe's."

Ein glückliches Lächeln spielte um den Mund des Prinzen. — „Sie machen mir eine große Freude, Herr von Putlitz," sagte er, — „darf ich Sie bitten, mich morgen zu besuchen, wir wollen dann weiter darüber sprechen. O," fuhr er mit einem Seufzer fort, — „es macht so glücklich, eine Thätigkeit zu haben, mit der man vielleicht hie und da ein Menschenherz erfreuen

kann, — das brächte Ziel und Beruf in ein Leben, dem Schwäche und Kränklichkeit den Kreis der harten Arbeit in dem Ringen und Kämpfen der Welt verschlossen haben."

Herr von Putlitz blickte mit inniger Theilnahme in das edle, traurig bewegte Gesicht des Prinzen. „Dieses Ziel," sagte er, — „ist gewiß eben so groß und herrlich als irgend ein anderes — und vielleicht noch befriedigender für ein so großes, warmes Herz, als es aus den Dichtungen Conrad's zu uns spricht," fügte er sich verneigend hinzu.

„Was sagen Sie zu dem Tode von Cornelius?" sagte der Prinz nach einer kurzen Pause.

„Ein harter Schlag für die Kunstwelt," erwiederte Herr von Putlitz traurig, — „der alte König Ludwig von Bayern hat an Frau von Cornelius aus Rom einen Brief geschrieben, worin er an die Sonnenfinsterniß anknüpft und sagt: ‚Die Sonne verfinsterte sich, als Der erlosch, welcher der Kunst eine Sonne war. Jene scheint wieder, aber schwerlich kommt ein Cornelius wieder.'"

„Wahr, wahr!" rief der Prinz, — und mit träumerischem Ausdruck fügte er hinzu: „Wie schön muß es sein, zu sterben nach einem Leben, das solche Schöpfungen hinterläßt! — Also auf morgen!" sagte er dann zu

Herrn von Putlitz und wendete sich nach einem freundlichen Kopfnicken zu dem französischen Botschafter Benedetti, welcher in seine Nähe getreten war.

Graf Bismarck war in den Saal getreten und unterhielt sich kurze Zeit mit den Mitgliedern des diplomatischen Korps.

Dann trat er auf einen ziemlich großen Mann zu, dessen röthliches Gesicht mit hoch hinauf kahler Stirne, über welche eine breite Narbe lief, und mit dunklerem Vollbart, ihm das Aussehen eines einfachen Landjunkers gab, — wenn nicht die scharfen, beweglich umherspähenden Augen von einer lebhaften und erregten geistigen Thätigkeit Zeugniß abgegeben hätten.

„Guten Abend, Herr von Bennigsen!" sagte der Ministerpräsident in äußerst höflichem Tone, jedoch ohne wärmere vertrauliche Nüance, — „ich freue mich, Sie bei mir zu sehen, — fast fürchtete ich, daß Sie sich von hier fern halten würden."

„Wie könnten Eure Excellenz das glauben!" erwiederte Herr von Bennigsen sich verneigend, — „ich habe doch seit Jahren bewiesen, daß ich dem Werke, welches Eure Excellenz ein so gutes Stück vorwärts gefördert haben, alle meine Kräfte zu widmen bereit bin."

„Gewiß!" erwiederte Graf Bismarck, — „aber dennoch hätte ich hoffen können, Ihre Unterstützung bei

dem Ausbau des Geschaffenen zu finden, — statt dessen sehe ich mit großem Bedauern, daß bei den Berathungen über die Verfassung Sie und die hannöverischen Abgeordneten Ihrer Partei mir ebensoviel Schwierigkeiten in den Weg legen, als die partikularistischen Ritterschaften und die Anhänger des Welfenthums. — Auf diese Weise kommen wir nicht weiter auf dem Wege zu dem Ziel, welches Sie als das Ihrige ebensosehr bezeichnet haben, wie ich danach strebe."

„Ich kann meiner Ueberzeugung in staatlichen Prinzipienfragen nicht untreu werden," erwiederte Herr von Bennigsen, — „in der praktischen Ausführung des Einigungswerkes werden Eure Excellenz meiner eifrigsten Unterstützung stets sicher sein, — ebensosehr in Deutschland als in meinem besondern Vaterlande Hannover."

„Hannover ist sehr schwierig!" sagte Graf Bismarck nachdenklich, — „ich hatte gehofft, daß das preußische Regiment dort freundlicher aufgenommen werden würde, — es scheint, daß auch Ihre Partei sich über die Stimmung des Landes getäuscht hatte, — die Agitationen des Königs Georg finden einen fruchtbaren Boden."

„Der König Georg, Excellenz," sagte Herr von Bennigsen, „ist für die Hannoveraner nur die Verkörperung der Autonomie und Selbstständigkeit oder unab-

hängigen Selbstverwaltung des Landes. Dieses allen Hannoveranern eingeborne Unabhängigkeitsgefühl wird von den Agenten des Königs mit Geschick benutzt, während die untern Organe der neuen Verwaltung es oft ohne Noth verletzen. Die Diktatur beängstigt die Bevölkerung und läßt ihr das Vergangene in schönerem Lichte erscheinen. Das beste Mittel ist eine möglichst schnelle Organisation der Verwaltung auf autonomer Basis, — man müßte dazu Vertrauensmänner des Landes heranziehen." —

„Vertrauensmänner!" sagte Graf Bismarck, — „wer hat das Vertrauen des Landes?"

Herr von Bennigsen sah ihn ein wenig befremdet an.

„Wie sollen sie ermittelt werden? Soll das Land sie wählen? — das würde eine bedenkliche Bewegung hervorrufen und vielleicht noch bedenklichere Resultate liefern, — soll ich sie berufen? — haben sie dann das Vertrauen des Landes? — Die Frage ist nicht leicht," fuhr er fort, — „ich habe wohl auch schon an Vertrauensmänner gedacht, — ich will mir das noch überlegen, vielleicht sprechen wir bald wieder darüber."

Herr von Bennigsen verneigte sich.

Graf Bismarck wendete sich zur Seite und stand dem damaligen Kronoberanwalt des Appellationsgerichts

zu Celle, früheren hannöverischen Staatsminister Windt-
horst gegenüber.

Es war kaum möglich, daß zwei Persönlichkeiten
einen schärferen Kontrast bildeten, als Graf Bismarck
und Herr Windthorst.

Der frühere hannöverische Justizminister, im da-
maligen Augenblick Bevollmächtigter des Königs Georg
für die Verhandlungen über die Vermögensabfindung,
erschien in seiner auffallend kleinen, durch die gebückte
Haltung noch niedrigeren Gestalt fast zwerghaft neben
dem hohen, mächtigen Wuchs des Bundeskanzlers. Eben-
soviel freie Offenheit, bewußte und stolze Kraft als in den
markigen Zügen des Grafen Bismarck lag, ebensoviel
versteckte List und Schlauheit drückten die geistreichen
Züge des eigenthümlichen, charaktervoll häßlichen Gesichts
Windthorst's aus. Ein sarkastisches Lächeln spielte oft
um den breiten, aber beweglichen und ausdrucksvollen
Mund, — eine Brille mit großen runden Gläsern schien
mehr den Zweck zu haben, die Augen zu verhüllen, als
das in der That schwache Gesicht zu unterstützen, denn
der spähende Blick des kleinen grauen Auges richtete sich
im Gespräch fast immer über den Rand der Brille auf
den vor ihm Stehenden. Die breite, runde, mächtig ge-
wölbte Stirn war überdeckt von sehr dünnen, kurzen
grauen Haaren, — die auffallend kleinen, weiblich zier-

lichen Hände, welche aus den weiten Aermeln des altmodischen Fracks hervorspielten, begleiteten die Rede mit lebhafter Gestikulation, — das Kinn begrub sich oft in die weite weiße Halsbinde, während das Auge von unten herauf den Eindruck der gesprochenen Worte zu verfolgen versuchte.

Er trug den Stern des österreichischen Ordens der eisernen Krone auf der Brust, das Kommandeurkreuz des hannöverischen Guelfenordens an lang herabhängendem blauen Bande um den Hals.

„Nun, mein lieber Minister," sagte Graf Bismarck, ihn artig begrüßend, „wie stehen die Vermögensverhandlungen des Königs Georg — sind Sie zufrieden?"

„Excellenz," erwiederte Herr Windthorst im prononcirten Gaumenton des westphälischen Dialekts von Osnabrück, — „es geht langsam vorwärts — Ihre Kommissarien sind ein wenig zäh." —

„Ah?" rief Graf Bismarck, — „das ist gegen ihre Instruktion, — ich kann es nicht recht glauben, — sollte nicht von Ihrer Seite die Sache etwas erschwert werden, — Sie bestehen auf der Herausgabe von Domanialgut —"

„Nicht ich, Excellenz," sagte Herr Windthorst, über die Brille hin zu dem Ministerpräsidenten hinaufblickend,

— „es ist so die Instruktion von Hietzing, — wir sind ja hier nur Mandatarien —"

„Aber wie ist es möglich, daß man dort halbe und zweiseitige Instruktionen gibt?" fragte Graf Bismarck, — „und bei der Haltung, die der König einmal einzunehmen für gut befunden hat, würde doch ein reines Prinzip richtiger sein und die Verhandlungen befördern, — was sollen dem König Domänen im preußischen Lande? — und auf der andern Seite: können wir einen großen Grundbesitz dem Könige in einem Lande geben, in welchem er die Landeshoheit des Königs von Preußen nicht anerkennt?"

Herr Windthorst zuckte die Achseln. „Eure Excellenz dürfen nicht vergessen," sagte er mit leichtem Lächeln, „daß unsere Instruktionen vom Grafen Platen kommen, — es sind da verschiedene Wünsche, — der Kronprinz möchte die Jagdreviere behalten, — die Königin will die Marienburg nicht aufgeben —"

„Die Marienburg ist Privateigenthum Ihrer Majestät," sagte Graf Bismarck ernst, — „und wird ihr nie streitig gemacht werden, — auch Herrenhausen, diese historische Erinnerung des Welfenhauses, soll dem Könige gelassen werden — aber die übrigen Domänen — das geht nicht!"

„Es ist mir lieb, wenn Eure Excellenz mir darüber eine bestimmte Erklärung geben, — das wird unsere Stellung wesentlich verbessern, bis dahin werden wir keine bestimmten Anweisungen erhalten, — denn Graf Platen," — er spielte mit den kleinen, spitzigen Fingern an dem Bande des Guelfenordens, — „schließen Sie ihn in ein Zimmer allein mit zwei Stühlen ein, — wenn Sie nach einer Stunde öffnen, so wird er zwischen beiden Stühlen auf der Erde sitzen."

Graf Bismarck lachte.

„Uebrigens, mein lieber Minister," fuhr er ernster fort, „muß ich Ihnen sagen, daß auch die fortwährende Agitation in Hannover, deren Fäden nach Hietzing offen daliegen, nicht geeignet ist, unser Entgegenkommen in den Vermögensverhandlungen zu unterstützen."

„Ich beklage diese vollkommen unnützen Agitationen," sagte Windthorst, — „glaube indeß nicht, daß sie ernsthaft etwas zu bedeuten haben, wenn nicht," fügte er mit einem spähenden Blick hinzu, — „die Fehler der preußischen Verwaltung ihnen immer neue Nahrung geben!"

„Mein Gott!" rief Graf Bismarck, — „ich kann nicht in allen unteren Organen stecken, — was wäre denn zu thun, um diese Fehler zu vermeiden? — Man hat mir von der Berufung von Vertrauensmännern des

Landes gesprochen, um mit ihnen die Organisation der Provinz zu berathen —"

„Hm, hm," machte Windthorst, — „ich will nichts dagegen sagen, — das kann vielleicht ganz gut sein, — noch besser aber wäre es nach meiner Ansicht — ernste und bewährte Kräfte aus Hannover direkt in die preußische Regierung zu ziehen, — das würde der Provinz Vertrauen und das Bewußtsein geben, im Rathe der Krone vertreten zu sein." —

Graf Bismarck's Auge sah einen Augenblick scharf und forschend zu Herrn Windthorst hinab, — ein eigenthümliches Zucken bewegte eine Sekunde seine Lippen.

„Das wäre ein Gedanke!" sagte er dann wie betroffen von dem Worte und nachdenklich vor sich hin blickend, — „aber wie, — für die innere Verwaltung? — das wäre schwierig, — aber," fuhr er fort, wie von einer plötzlichen Idee erfaßt, — „die hannöverische Gesetzgebung und Rechtspflege ist ja stets ein Muster gewesen, — das wäre etwas — für die Justiz" — und als folgte er einer in ihm auftauchenden Gedankenreihe, brach er ab. Herr Windthorst schlug das Auge zu Boden — ein unwillkürliches Lächeln flog über sein Gesicht.

„Die hannöverische Justiz hatte allerdings vortreffliche Kräfte," sagte er mit bescheidenem Tone.

Aus einer Gruppe, welche sich um den Dr. Lasker gebildet hatte, trat Herr von Bennigsen und näherte sich dem Bundeskanzler.

Graf Bismarck, dessen scharfes Auge jede Nüance der im Saale entstandenen Bewegung verfolgte, trat ihm entgegen.

„Ich bitte um Verzeihung, Excellenz," sagte Herr von Bennigsen mit leicht zitternder Stimme, „daß ich Sie anrede, — aber die unerhörte Nachricht, welche hier die Runde macht —"

„Der Verkauf von Luxemburg?" warf Graf Bismarck leicht hin.

„Diese schmähliche Geschichte ist also wahr?" fragte Herr von Bennigsen.

„Es scheint etwas daran zu sein," sagte Graf Bismarck ruhig, — „ich sehe noch nicht klar —"

„Aber dazu kann, dazu darf," rief Herr von Bennigsen, — „die Nation, — der Reichstag nicht schweigen, — würden Eure Excellenz etwas gegen eine Interpellation im Reichstage zu erinnern haben?"

„Wie sollte ich?" erwiederte Graf Bismarck, — „je mehr Licht in diese Sache kommt, desto besser. — Selbstverständlich werde ich auf eine solche Interpellation nur antworten können, was ich weiß."

„Aber der Reichstag muß seinen Standpunkt,

seinen Willen klar aussprechen!" rief Herr von Bennigsen.

„Und dieser Wille wird mir maßgebend sein!" sagte Graf Bismarck.

Herr von Bennigsen verbeugte sich und bald verließen die Führer der Parteien die Säle.

„Es scheint, mein lieber General," sagte Graf Wrangel an den Ministerpräsidenten herantretend, „daß da eine Federfuchserei im Werk ist —"

„Der Kürassier ist auf dem Posten, Excellenz," erwiederte Graf Bismarck mit festem Ton, — „und wenn es Noth thut, wird der Pallasch dazwischen fahren."

Ruhig und still, mit glattem, lächelndem Gesicht hatte Herr Benedetti die Bewegung verfolgt, welche den Saal erfüllte. „Er ist ein furchtbarer Gegner!" flüsterte er und glitt mit leichtem Schritt über das Parket zur Ausgangsthüre hin.

Die Säle leerten sich immer mehr.

Graf Bismarck trat zu Herrn von Keudell.

„Lassen Sie morgen in allen Zeitungen eine Notiz über die luxemburger Sache erscheinen, — einfach und thatsächlich, — ohne alles Räsonnement, — äußerst friedlich und in keiner Weise provozirend."

Herr von Keudell verneigte sich.

Mittel und Wege ihrer Begründung und Erhaltung zu verständigen."

„Vielleicht ist mein Maß weiter noch und reicher als das Ihrige," sagte Graf Bismarck mit gedankenvoll sinnendem Ausdruck, — „und die Wege? — — Glauben Sie denn ernsthaft," fuhr er lebhafter fort, — „daß die Freiheit begründet wird, wenn die Regierung den Abgeordneten des Volkes Diäten zahlt, — ist England kein freies Land, ohne daß die Deputirten besoldet werden, — und," rief er erregter, — „was soll es heißen, daß die Herren gegen den Militäretat und die Feststellung des Militärbudgets Opposition machen? Wo wären wir ohne die starke Armee? Vor dem Krieg konnte ich das verstehen, — Sie wollten kein Spielzeug für Paraden machen, — aber jetzt? — Sie freuen sich der Früchte des Sieges und wollen das Werkzeug nicht kräftigen, das dazu berufen war, diese Früchte zu erkämpfen, — das vielleicht dazu berufen sein wird, sie zu vertheidigen?"

Ernst blickte Dr. Lasker auf.

„Lassen Sie mich offen sein, Excellenz!" sagte er, — „ich gehöre nicht zu den Anbetern der grauen Theorieen, welche die Freiheit nach der Schablone dieser oder jener Doktrin formen wollen, — über den Theorieen stehen mir die Personen, — aber," fügte er mit feinem

Lächeln und schalkhaftem Blick hinzu, — „da liegt's, — wenn ich Eurer Excellenz so gegenüberstehe, so erinnere ich mich der Sage von den Centauren, — man möchte freudig in die dargebotene Hand einschlagen, — aber man fürchtet auch den Tritt des eisenbeschlagenen Hufs."

Graf Bismarck lachte herzlich. „Aber wenn der Centaur diese Hufe nicht hätte," rief er heiter, — „wie sollte er vorwärts kommen auf dem coupirten Terrain, — wo man ihm neben den natürlichen noch so viele künstliche Hindernisse schafft?"

„Eure Excellenz müssen mir aber zugeben," sagte Dr. Lasker, „daß wir — ich und meine politischen Freunde, die Liberalen, — in großer Verlegenheit sind. So gern wir Sie unterstützen möchten — wir werden scheu, wenn wir Ihre Umgebungen sehen. Sie haben Gewaltiges vollbracht, — Sie haben — Niemand erkennt es mehr und höher an wie wir — der wahren Freiheit eine Gasse in Deutschland gebahnt, — aber hier in Preußen bleibt Alles beim Alten. Da ist der Graf Lippe, — da ist Mühler, — noch immer Mühler," fuhr er fort, — „können Sie da erwarten, daß wir Vertrauen zu der innern Verwaltung haben sollen? Diesen Männern gegenüber müssen wir in der Opposition bleiben und für uns selbst sorgen. — Und," sprach er weiter, als Graf Bismarck schwieg, — „abge-

Dr. Lasker machte fast einen Sprung.

„Und das wollen Eure Excellenz dulden?“ rief er mit funkelnden Augen, — „Luxemburg ist deutsch, — deutsches Gebiet an Frankreich?!“

„Ich bin in einer eigenthümlichen Lage,“ sagte Graf Bismarck achselzuckend, indem sein klares graues Auge scharf zu dem erregten Gesichte des Deputirten herabblickte, — „Sie wissen, der deutsche Bund ist aufgehoben, die staatsrechtliche Seite der Frage ist dadurch ein wenig verwickelt geworden —“

„Was Staatsrecht!“ rief Dr. Lasker zitternd vor Aufregung, — „dieß ist eine Frage des nationalen Rechtes, der nationalen Ehre Deutschlands —“

„Damit sie das würde,“ warf Graf Bismarck ein, — „müßte die Nation sprechen —“

„Und wenn sie spräche,“ rief Dr. Lasker, — „würden Eure Excellenz —“

„Wenn die Nation spricht,“ sagte Graf Bismarck mit leuchtendem Blick und metallischer Stimme, — „dann werde ich der Vollstrecker ihres Verdikts sein, so wahr ich hier vor Ihnen stehe, und wehe Dem, der sich dem Willen Deutschlands entgegenstellt!“

„Excellenz,“ rief Dr. Lasker, — „darf ich von dem Inhalt unserer Unterhaltung Gebrauch machen?“

„Warum nicht?“ fragte Graf Bismarck.

„Am 1. April ist Ihr Geburtstag, Excellenz,“ sagte Dr. Lasker, indem er die Hand erhob, — „Sie sollen den einmüthigen Ausspruch des nationalen Willens als Geburtstagsgeschenk erhalten.“

„Ein solches Geschenk wird mich seiner würdig finden,“ sagte Graf Bismarck.

Und freundlich grüßend wendete er sich zu einer Gruppe von Diplomaten, mit Jedem einige Worte wechselnd.

Dr. Lasker aber durcheilte den Saal, bald hier, bald dort einen seiner Bekannten zur Seite ziehend und eifrig mit ihm sprechend.

Bald bemerkte man überall eine außergewöhnliche Bewegung.

Gruppen bildeten sich in lebhaftem Gespräch, — die hervorragenderen Mitglieder der Parteien sahen sich umringt, — Bestürzung und Unruhe lag auf allen Gesichtern.

Bald theilte sich diese Bewegung den Diplomaten mit, — man drängte sich zum Grafen Bylandt, — welcher mit wenigen Worten die Nachricht bestätigte, die wie ein Lauffeuer durch die Säle zog. Die Vertreter der größeren Mächte traten an den Ministerpräsidenten heran, — er antwortete mit ruhigster Miene und leichtem Achselzucken auf ihre Fragen.

Aus einer Gruppe, welche sich um den Dr. Lasker gebildet hatte, trat Herr von Bennigsen und näherte sich dem Bundeskanzler.

Graf Bismarck, dessen scharfes Auge jede Nüance der im Saale entstandenen Bewegung verfolgte, trat ihm entgegen.

„Ich bitte um Verzeihung, Excellenz," sagte Herr von Bennigsen mit leicht zitternder Stimme, „daß ich Sie anrede, — aber die unerhörte Nachricht, welche hier die Runde macht —"

„Der Verkauf von Luxemburg?" warf Graf Bismarck leicht hin.

„Diese schmähliche Geschichte ist also wahr?" fragte Herr von Bennigsen.

„Es scheint etwas daran zu sein," sagte Graf Bismarck ruhig, — „ich sehe noch nicht klar —"

„Aber dazu kann, dazu darf," rief Herr von Bennigsen, — „die Nation, — der Reichstag nicht schweigen, — würden Eure Excellenz etwas gegen eine Interpellation im Reichstage zu erinnern haben?"

„Wie sollte ich?" erwiederte Graf Bismarck, — „je mehr Licht in diese Sache kommt, desto besser. — Selbstverständlich werde ich auf eine solche Interpellation nur antworten können, was ich weiß."

„Aber der Reichstag muß seinen Standpunkt,

seinen Willen klar aussprechen!" rief Herr von Bennigsen.

„Und dieser Wille wird mir maßgebend sein!" sagte Graf Bismarck.

Herr von Bennigsen verbeugte sich und bald verließen die Führer der Parteien die Säle.

„Es scheint, mein lieber General," sagte Graf Wrangel an den Ministerpräsidenten herantretend, „daß da eine Federfuchserei im Werk ist —"

„Der Kürassier ist auf dem Posten, Excellenz," erwiederte Graf Bismarck mit festem Ton, — „und wenn es Noth thut, wird der Pallasch dazwischen fahren."

Ruhig und still, mit glattem, lächelndem Gesicht hatte Herr Benedetti die Bewegung verfolgt, welche den Saal erfüllte. „Er ist ein furchtbarer Gegner!" flüsterte er und glitt mit leichtem Schritt über das Parket zur Ausgangsthüre hin.

Die Säle leerten sich immer mehr.

Graf Bismarck trat zu Herrn von Keudell.

„Lassen Sie morgen in allen Zeitungen eine Notiz über die luxemburger Sache erscheinen, — einfach und thatsächlich, — ohne alles Räsonnement, — äußerst friedlich und in keiner Weise provozirend."

Herr von Keudell verneigte sich.

„Der Schneeball ist losgelöst," sprach der Minister=präsident leise, — „warten wir ab, ob der schlaue Cäsar es wagen wird, sich der rollenden Lawine des deutschen Nationalwillens entgegenzustellen!"

Artig verabschiedete er sich von den letzten seiner Gäste und schritt langsam seinen Gemächern zu.

Achtes Kapitel.

Es war um die Mittagsstunde des ersten April. Der Graf von Bismarck hatte im Kreise seiner Familie die Glückwünsche zu seinem Geburtstage von den nächsten Freunden seines Hauses entgegengenommen und sich dann in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, wo er mit großen Schritten auf und nieder ging.

Er überdachte die Erklärung, welche er heute in der Sitzung des Reichstages auf die bereits angekündigte Interpellation in Betreff der luxemburgischen Verhandlungen abgeben wollte.

Sinnend blieb er vor seinem Schreibtisch stehen.

„Die Geschichte Deutschlands und Europas steht vor einer großen Krisis," sprach er langsam, „und von dem Wort, das ich heute sprechen werde, hängt der Krieg oder der Frieden ab! — Man wird in Frankreich die Wendung verstehen, welche ich der Frage gegeben habe, — der Kaiser wird den hohen Ernst der Situation begreifen, — er wird begreifen, daß ich in

Betreff der Abtretung Luxemburgs nicht weichen will und werde; — wie ich ihn kenne, wird er nachdenken, überlegen — und zurückweichen, — freilich mit dem Hintergedanken, später auf seine Pläne wieder zurückzukommen. — Dazu aber ist es nöthig, daß ich ihm die Möglichkeit des Rückzugs lasse. Die Stimmung in Frankreich ist auf das Aeußerste erregt, wenn ich heute ein Wort spreche, das wie eine Provokation, wie ein Verbot gegen Frankreich klingt, das den Verkauf von Luxemburg an Frankreich als geschehen, als feststehend annimmt und von Frankreich einen Rückzug verlangt — ein Wort, wie es mir auf der Lippe liegt und wie ich es am liebsten spräche nach dem Gefühl meines Herzens, — dann würde der französische Nationalstolz aufwallen und der Kaiser würde wider seinen Willen gezwungen werden, den Krieg zu beginnen. — Den Krieg!" sprach er, wiederum langsam auf und nieder schreitend, — „den Krieg! — Ich habe ihn nicht zu fürchten, — ich bin überzeugt, — ich weiß es, daß wir siegen werden; — nicht nur ist Moltke sowie Roon aus militärischen Gründen dessen sicher — nein," — rief er mit leuchtendem Blick, — „ich fühle den Sieg Deutschlands in dem Kampf um deutschen Boden — alle diese trüben Wirrnisse, die jetzt langsam mit Vorsicht und diplomatischer Kunst der Lösung entgegengeführt werden

müssen, — sie würden verschwinden vor dem großen nationalen Athemzug des deutschen Volks, vor dem einstimmigen Kriegsruf, der die Oriflamme des deutschen Heerbannes begrüßen würde. Mit einem Schlag könnte ich das leuchtende Ziel meiner Gedanken erreichen — das geeinigte Reich der deutschen Nation erstehen lassen, wenn ich jetzt den Handschuh hinwerfe, — oder vielmehr wenn ich ihn aufnehme, der mir bereits hingeworfen ist!"

Er stand still und blickte nachdenkend zu Boden. Tiefer Ernst legte sich auf seine bewegten Züge.

„Aber," sprach er dumpf, — „wenn ich jetzt den Krieg entfessele, wenn ich der Versuchung weiche, die Hand auszustrecken nach dem lockenden Kranze des Sieges, — so gilt es nicht einen Kampf, dessen Leiden und Opfer in einigen Jahren vergessen werden, — nein — es gilt die Eröffnung einer fünfzigjährigen Aera des permanenten Kriegszustandes. Wir werden Frankreich besiegen, niederwerfen sogar, — aber das besiegte und niedergeworfene Frankreich wird den Durst nach Rache in seinem Herzen behalten und jede Gelegenheit ergreifen, um den Kampf von Neuem wieder aufzunehmen, um das verlorne Prestige wiederzugewinnen, und der Friede, der diesem Kriege folgen wird, wird ein Friede sein, der die Hand am Schwert hal-

ten und sich vom Kopf zu den Füßen in eherne Kriegsrüstung hüllen muß! — Und dann —" fuhr er fort, — „die Niederlage Frankreichs ist der Sturz des Kaiserreichs — und was wird ihm folgen? — die rothe Republik oder der Kampf der Parteien, — die Gährung, — die Auflösung. — Das gährende, kochende Frankreich aber, das ist die stete Unruhe Europas — das ist die stete Drohung der Staats- und Gesellschaftsordnung! — Nein," rief er mit fester Stimme, — „ich darf der Versuchung nicht weichen — ich will der Vorsehung nicht vorgreifen. Ich entsage dem lockenden Reiz, durch ein kühnes und rasches Vorgehen alle Knoten der Gegenwart zu durchschlagen, — ich will warten, in Ergebung warten auf die Führung Gottes, — wenn es nach seinen Rathschlüssen geschehen kann, daß mein großes Werk sich in friedlicher Entwickelung vollziehe ohne das Blut und Elend langer Kriege, so will ich die verderbliche Flamme nicht entzünden, so lange es anders noch möglich ist, — und sollte auch meine Hand dieß Werk nicht mehr krönen — sollte auch mein Auge seine Vollendung nicht mehr schauen."

Sein klares Auge blickte ruhig in fast weichem Ausdruck aufwärts.

„Diese holländische Indiskretion," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, — „erlaubt mir so zu spre-

chen, daß der Friede erhalten bleiben kann, — daß man in Frankreich ohne Demüthigung zurückgehen kann, — wenn man die Situation begreifen und den Wink verstehen, das Halt! hören will, das ich ihnen zurufe. Ich kann im Reichstage mit gutem Gewissen sagen, daß ich von den Verhandlungen Frankreichs mit Luxemburg nichts weiß, — denn ich weiß in der That offiziell nichts davon, — Benedetti hat mir keine Mittheilung darüber machen wollen oder können, — man hat volle Gelegenheit, einen äußerlich ehrenvollen Rückzug anzutreten. Noch ist der Kaiser nicht engagirt, — ich bin überzeugt, er wird es nicht zum Aeußersten treiben wollen."

Er trat an seinen Schreibtisch, ergriff ein Blatt Papier, auf welchem einige Notizen von seiner Hand verzeichnet standen, und las dasselbe aufmerksam, leicht die Lippen bewegend, durch.

„So ist es gut," sagte er, — „das zeigt den festen Willen und engagirt doch noch nicht, — verletzt nach keiner Seite."

Er blickte auf die Uhr.

„Es ist Zeit," sagte er, — „ich will pünktlich im Reichstag sein, um die Interpellation sogleich zu erledigen."

Er ergriff die Militärmütze mit dem gelben Rand und seine Handschuhe.

Sein Kammerdiener trat in das Kabinet.

„Der französische Botschafter bittet Eure Excellenz, ihn zu empfangen.“

Graf Bismarck blickte betroffen zu Boden.

„Sollte es zu spät sein?“ flüsterte er.

„Ich komme,“ sagte er dann laut und schritt durch die Thür, deren Flügel der Kammerdiener offen hielt, in den großen Vorsaal, in welchen Herr Benedetti bereits eingetreten war.

Der Botschafter Napoleon's III. in schwarzem Morgenanzug mit der Rosette der Ehrenlegion trat dem Ministerpräsidenten entgegen. Auf seinem glatten Gesicht lag das gewöhnliche höflich verbindliche Lächeln.

Graf Bismarck reichte ihm die Hand und sagte, bevor Herr Benedetti ihn anreden konnte, in gleichgültig ruhigem, artigem Ton:

„Sie sehen mich im Begriff, mein lieber Botschafter, zur Sitzung des Reichstags zu gehen, dessen Eröffnung ich heute nicht versäumen darf, — wenn daher keine besonders dringliche und eilige Angelegenheit den Gegenstand der Unterhaltung bilden soll, mit welcher Sie mich beehren wollen, — so möchte ich Sie bitten, dieselbe auf eine andere Stunde zu verschieben, wo wir mit Muße plaudern können.“

In den Zügen des Botschafters zeigte sich eine leichte Verlegenheit.

„Ich will Ihre Zeit jetzt durch keine lange Unterredung in Anspruch nehmen, Herr Graf,“ sagte er, — „wir werden ja im Laufe des Tages dazu noch Gelegenheit finden können, — nur möchte ich mich des Auftrages entledigen, Ihnen eine Depesche zu übergeben, die ich so eben erhalten.“

Und er zog ein Papier aus der Tasche seines Rockes.

Graf Bismarck blickte ihn ernst an, — er streckte die Hand nicht aus, das Papier in Empfang zu nehmen.

„Und was enthält die Depesche?“ fragte er ruhig.

„Die Erklärung meiner Regierung in Betreff der luxemburgischen Verhandlungen,“ erwiederte Benedetti.

„Mein lieber Botschafter,“ sagte der Graf, einen Blick auf die Uhr werfend, — „es ist in der That die höchste Zeit für mich, zur Reichstagssitzung zu gehen, — wollen Sie mich begleiten, — wir können ja unterwegs noch sprechen, — Sie verzeihen meine Eile — aber Sie werden meine parlamentarischen Pflichten begreifen.“

Ein wenig erstaunt, verneigte sich Herr Benedetti leicht und schickte sich an, den Grafen zu begleiten, der mit artiger Handbewegung den Botschafter voranschreiten ließ und ihm durch die Ausgangsthür folgte. Sie

stiegen die Treppe hinab und gingen nach dem Durchgang, welcher durch die Gärten hinter dem Radziwill'schen Palais vorbei nach der Leipzigerstraße führt.

Benedetti wartete schweigend auf die Anrede des Grafen Bismarck.

„Mein lieber Botschafter," sagte dieser, als sie sich in dem Gartendurchgang befanden, „ich gehe so eben in den Reichstag, um die Interpellation zu beantworten, welche, wie Sie wissen, dort wegen der luxemburger Angelegenheit heute gestellt werden wird."

„Um so mehr möchte ich bitten —" sagte Benedetti, abermals das Papier aus seiner Tasche hervorziehend.

„Erlauben Sie," unterbrach ihn Graf Bismarck mit leicht abwehrender Handbewegung, „Ihnen zu sagen, was ich auf diese Interpellation antworten werde."

Erwartungsvoll blickte Benedetti zu dem Grafen empor.

„Ich werde sagen," fuhr der Ministerpräsident fort, jedes Wort scharf betonend, — „daß die preußische Regierung die Empfindlichkeit der französischen Nation, — soweit dieß mit ihrer eigenen Ehre vereinbar, — auf das Aeußerste zu schonen bestrebt sei, und daß auch in dieser Frage die gerechte Würdigung des Einflusses maßgebend sei, welchen die friedlichen und freundlichen Beziehungen zu

einem mächtigen und ebenbürtigen Nachbarvolke auf die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten ausüben muß."

Benedetti neigte leicht den Kopf. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck erwartungsvoller Spannung.

„Ich werde ferner erklären," fuhr Graf Bismarck in demselben ruhigen und festen Tone fort, — „die Staatsregierung habe keinen Anlaß, anzunehmen, daß ein Abschluß über das künftige Schicksal des Großherzogthums bereits erfolgt sei, — ich werde erklären, die verbündeten Regierungen glauben, daß keine fremde Macht zweifellose Rechte deutscher Staaten und deutscher Bevölkerungen zu beeinträchtigen gesonnen sein könne, — ich werde mich daher enthalten, auf die bestimmte Frage der Interpellation mit Ja oder Nein zu antworten, und die feste Zuversicht aussprechen, daß die Rechte Deutschlands werden gewahrt werden auf dem Wege friedlicher Verhandlungen und ohne Gefährdung der freundschaftlichen Beziehungen, in denen sich Deutschland bisher mit seinen Nachbarn befunden."

Benedetti hatte, während der Ministerpräsident sprach, mehrmals nachdenklich auf das Papier in seiner Hand geblickt.

„Herr Graf —" sagte er.

„Sie begreifen," fuhr Graf Bismarck, ihn abermals in höflichstem Tone unterbrechend, fort, — „daß

nach dieser Erklärung, wie ich sie abgeben will, die freundschaftlichste Verständigung über die ganze Frage nach allen Seiten offen bleibt, — der Kaiser wird Gelegenheit haben, über die Angelegenheit — und ihre Konsequenzen," fügte er mit Betonung hinzu — „nachzudenken, ohne durch die aufgeregte öffentliche Meinung Frankreichs beunruhigt zu werden, — und ich zweifle nicht, daß bei den Gesinnungen, welche für Ihre Regierung eben so maßgebend sein müssen, wie sie mich beseelen, — dieser ganze Zwischenfall sich eben so leicht als freundlich erledigen lassen wird."

„Gewiß, gewiß, lieber Graf," sagte Herr Benedetti, — „aber — mein Gott — diese Depesche, welche über den Abschluß des Vertrages —"

Sie waren an das Ende des Durchganges gekommen.

Graf Bismarck blieb stehen und sah den Botschafter, der das Papier in seiner Hand hin und her drehte, starr an.

„Sie werden aber auch begreifen," sagte er mit metallisch klingender Stimme, „daß ich jene Erklärung nicht abgeben kann, wenn ich eine Depesche empfangen habe, welche mir nicht erlaubt, mit gutem Gewissen zu versichern, daß ich über den Abschluß eines Vertrages nichts wisse —"

„Mein Gott, Herr Graf," rief Benedetti, — „diese

Depesche, — lesen Sie wenigstens" — und er hielt dem Grafen das Papier hin.

Abermals streckte der Ministerpräsident abwehrend die Hand aus.

„Sie begreifen," sagte er kalt und ruhig, — „daß wenn ich von dem Abschluß eines solchen Vertrages etwas weiß, — ich dieß nicht verschweigen kann, — und dann," fuhr er fort, sich hoch aufrichtend und den schneidigen Blick seines klaren Auges auf den Botschafter herabsenkend, — „dann muß ich und werde ich hinzusetzen, daß die Ausführung eines solchen Vertrages nicht zugelassen werden wird, so lange das deutsche Volk in Waffen gegürtet an den nationalen Grenzen auf der Wacht steht!"

Die schmächtige Gestalt des Botschafters bog sich in sich zusammen. Die sonst so gleichgültigen Züge seines Gesichts arbeiteten in heftiger Erregung — schlaff hing sein Arm mit dem verhängnißvollen Papier herab.

„Nach einer solchen Erklärung aber," sagte Graf Bismarck, — „würden die zornig entflammten Gefühle beider Nationen sich gegenüber stehen, und welche Möglichkeit bliebe dann der Diplomatie, den Gang der Ereignisse zu beherrschen? — Eine solche Erklärung," fuhr er fort, — „wäre fast der Krieg — den ich nicht

will, — ebensowenig wie nach meiner Ueberzeugung der Kaiser!“

„Wahr — wahr!“ rief Benedetti, indem er in heftiger Bewegung einige Schritte hin und her that, während der Blick des Grafen Bismarck stolz und fest auf ihm ruhte. — „O mein Gott, mein Gott, welche Verantwortung, welche entsetzliche Verantwortung! Kann ich eine Depesche, die ich offiziell erhalten, um sie zu übergeben, unterdrücken? — Können Sie mir rathen — —“

„Ihnen einen Rath zu geben, habe ich nicht das Recht,“ sagte Graf Bismarck, — „ich habe Ihnen einfach gesagt, was ich erklären werde bei dem mir jetzt bekannten Stande der Sache — und, was ich erklären müßte, wenn ich auf offiziellem Wege anders als bisher über das Sachverhältniß unterrichtet würde. An Ihnen ist es, zu thun, was Sie für die höhere Pflicht gegen Ihren Kaiser und Ihr Land halten!“

Benedetti ging unruhig hin und her. In tiefen Athemzügen arbeitete seine Brust — er zerknitterte fast das Papier in seinen Händen.

„Es ist eine furchtbare Lage!“ rief er, — „ich wage meine Stellung — meine Zukunft!“ rief er, — „eine Depesche zu unterdrücken — das ist beinahe unmöglich — wenn der Kaiser —“

„Mein lieber Botschafter,“ sagte Graf Bismarck

in ruhigem Tone, indem er einen Blick auf seine Uhr warf, — „ich habe in der That keinen Augenblick mehr zu verlieren, die Sitzung muß schon begonnen haben — und ich möchte Sie bitten, mich nun nicht länger zu begleiten, denn ich bedarf der Augenblicke, welche mir die wenigen Schritte bis zum Reichstag noch übrig lassen, um mich zu sammeln. — Erlauben Sie mir daher nun die bestimmte Frage: „Uebergeben Sie mir eine Depesche? Ja oder Nein?"

Benedetti stand einige Augenblicke schweigend in mächtigem innerem Kampf, die Augen zu Boden gesenkt, mit zitternden Lippen. Graf Bismarck machte eine leichte Wendung zum Ausgang des Durchganges.

„Ich nehme sie zurück," sagte Benedetti tonlos und steckte das zerknitterte Papier wieder in seine Tasche.

Ein heller Strahl erleuchtete das Auge des Grafen Bismarck.

„Es ist gesagt!" sprach er ernst, — „ein Wort bleibt ein Wort!"

„Ich muß die Verantwortung tragen," flüsterte Benedetti mit zitternder Stimme, und rasch die artig dargebotene Hand des Ministerpräsidenten drückend, wendete er sich und eilte gedankenvoll mit fast schwankenden Schritten die Leipzigerstraße hinab.

Graf Bismarck aber ging langsam in militärisch

fester Haltung dem Reichstagsgebäude zu, freundlich die Grüße der Vorübergehenden erwiedernd, denn jetzt blieben sie stehen und blickten ihm nach voll Bewunderung und sympathischer Theilnahme, diese guten Berliner, die früher für ihn nur Blicke voll Zorn und Unmuth hatten. Der feudale Junker, der Anstifter aller Unruhe und alles Unheils, der Preußen heraufgeführt hatte an die Spitze Deutschlands, begann vor ihren Augen emporzuwachsen zu dem mächtigen Erbauer des neu sich einenden Reichs, und der Hauch der Zukunft begann die Herzen zu erfüllen mit seinem mächtigen Wehen.

„Vielleicht habe ich in diesem Augenblick den Frieden der Welt erhalten,“ sprach Graf Bismarck leise und sinnend vor sich hin, als er die wenigen Stufen zum Eingang des damaligen Sitzungsgebäudes des Reichstags emporstieg. — „Ruhm und schnelle Vollendung meiner Lebensaufgabe konnte der Krieg bringen, — aber die Erhaltung von tausend und abertausend Menschenleben ist wohl des Wartens werth. Gott möge die Eiche der deutschen Macht und Herrlichkeit erwachsen lassen, wenn es möglich ist, ohne daß sie gedüngt werden darf mit neuen Strömen von Blut und Thränen!“

Neuntes Kapitel.

In einem freundlichen und geräumigen Hause am Friedrichswall, jener breiten Avenue, welche, vom alten Schlosse in Hannover ausgehend, an den schönen sogenannten Maschwiesen hinführt, — an einer Seite nur bebaut und an der andern von einer prachtvollen Allee alter Bäume begrenzt, — wohnte der Oberamtmann von Wendenstein, welcher mit ehrenvollem Abschied aus dem Staatsdienst den alten Amtssitz zu Blechow im Wendlande verlassen und sich in Hannover etablirt hatte. Frau von Wendenstein war noch stiller und ernster als früher, — ein wehmüthiger Zug lag auf ihrem Gesicht, — aber die sanft schmerzliche Erinnerung an das alte, kühle, hallende Haus in Blechow hinderte sie nicht, die neue vorläufige Heimat in Hannover mit liebevoller Sorglichkeit für die Ihrigen zu ordnen und zu schmücken.

Hatte sie doch alle ihre Lieben um sich, — war doch ihr Sohn gerettet und vollständig zu neuem, kräf-

tigem Leben genesen, — sollte doch bald durch ihn eine neue Häuslichkeit erblühen, — mochten da die Ereignisse der Welt noch so schmerzlich für sie sich gestalten, — ihr Leben lag im Hause, und mit stiller Hoffnung und Freude bereitete sie Alles vor, um demnächst dem geliebten Sohn die heimatliche Häuslichkeit zu gründen.

Der Oberamtmann ging ernst und schweigend einher. Er gehörte der alten Zeit an, welche er seit lange um sich her zerbröckeln — und dann in der gewaltigen, welterschütternden Katastrophe zusammenbrechen gesehen hatte, — er liebte die eigenartige Selbstständigkeit seines hannöverischen Landes, schmerzlich berührte es ihn, die neue Herrschaft zu sehen im Lande der Fürsten, denen seine Väter gedient hatten, — aber sein klarer, praktischer und verständiger Geist hielt ihn fern von jenen demonstrativen Aeußerungen des Unmuths, von jenem passiven agitatorischen Widerstand, welchen ein Theil des Volkes und ein großer Theil seiner Standesgenossen dem preußischen Regimente entgegensetzte. Er sah die neue Zeit und verstand sie, ohne sie lieben zu können, — so lebte er ziemlich allein, — zurückgezogen im Kreise seiner Familie; — von der neuen um die preußischen Elemente gebildeten Gesellschaft entfernte ihn sein Herz und sein Stolz — von den sogenannten wel-

fischen Patrioten hielt ihn sein klarer und ruhiger Verstand zurück.

Der Lieutenant war vollständig genesen. In der Blüte kräftiger Gesundheit schimmerten wieder seine Wangen, und seine lange Krankheit hatte nur einen tieferen, sinnigen Ernst in dem Blick seines Auges hinterlassen. Schwerer als seinem Vater war es ihm geworden, seine Stellung zu den neuen Verhältnissen zu nehmen, — im täglichen Umgang mit seinen Kameraden und Freunden, den Offizieren der früheren hannöverischen Armee, lebte er in einer Sphäre des brennenden, mit jugendlicher Lebhaftigkeit erfaßten und idealisirten Schmerzes um die Vergangenheit, der ja auch sein ganzes Herz mit allen seinen Fasern angehörte.

Der König Georg hatte allen Offizieren erklären lassen, daß sie auf ihren Wunsch und Antrag sofort den Abschied erhalten würden — die Wohlhabenden hatten diesen Abschied nicht genommen, oder waren doch nicht in preußische Dienste getreten, — eine große Anzahl von jungen Leuten, welche weder die Mittel zu selbstständiger Existenz noch die Ausbildung zu irgend einem andern Lebensberuf besaßen, hatten die Verhältnisse und ihre Nothwendigkeit angenommen.

Während die Kämpfe, welche die Nothwendigkeit dieser Entschlüsse bedingten, nicht nur die Kreise der

jüngeren Offiziere, sondern auch deren Familien lebhaft bewegten und aufregten, hatte der Hauptmann von Adelebsen alle jüngeren Offiziere, die noch nicht in der preußischen Armee Dienste genommen, zu einer Versammlung berufen. Dort hatte er ihnen ein Schreiben des Königs aus Hietzing vorgelesen und gezeigt, in welchem derselbe die Hoffnung ausdrückte, daß alle Offiziere sich seiner Sache erhalten möchten, und zugleich das Versprechen gab, daß Jeder eine Jahreseinnahme von fünfhundert Thalern beziehen solle, sei es durch Ergänzung der eigenen Mittel, sei es durch vollständige Zahlung aus der Kasse des Königs. Die Offiziere sollten ruhig im Lande leben und der Befehle des Königs gewärtig sein, welche ihnen durch dazu bestimmte Vertrauenspersonen zugehen würden.

Diese Botschaft des Königs hatte neue große Aufregung und beängstigende Zweifel in die Seelen dieser armen jungen Leute geworfen, welche so hart und schwer unter den mächtig daherrollenden Ereignissen zu leiden hatten. — Viele waren der Aufforderung des Königs gefolgt und hatten opfermuthig das gefahrvolle, traurige Leben auf sich genommen, zu welchem das Festhalten an dem, dem Könige Georg geleisteten Fahneneide sie verurtheilte, sie hatten es auf sich genommen, ein Leben von Verschwörern zu führen, immer unter der Strafe

des Hochverraths stehend, ausgesetzt allen Gefahren, — ohne die Ehren und den Ruhm, den der frische, fröhliche Kampf dem Soldaten bringt.

In tiefer Bewegung und lebhaftem inneren Kampf war der Lieutenant von Wendenstein aus jener Versammlung seiner Kameraden heimgekehrt. Sein Herz zog ihn auf die Seite Derjenigen, welche den dornenvollen Dienst von Verschwörern und Agitatoren für ihren bisherigen König und Kriegsherrn auf sich zu nehmen entschlossen waren — nicht die persönliche Gefahr, aber der Gedanke an seine Zukunft, an die Heimat, welche er begründen wollte, machte ihn zittern. Durfte er die Geliebte, welche ihr Leben an das seine gebunden, welche von ihm Schutz und Halt erwarten mußte, den Zufällen und Fährnissen eines solchen Lebens aussetzen?

Lange war er sinnend im Kampf widersprechender Gedanken und Empfindungen umhergegangen, — dann war er mit allem Vertrauen des Sohnes, mit aller Ehrfurcht des Jünglings vor dem alten, in ehrenfestem Leben bewährten Manne, zu seinem Vater gegangen und hatte ihm die Botschaft des Königs und die Kämpfe seines Herzens mitgetheilt, ihm die Entscheidung anheimstellend.

Ernst und still ging der alte Oberamtmann auf

und nieder, den Blick des treuen, klugen Auges zu Boden gesenkt.

Dann blieb er vor seinem Sohne stehen, blickte ihm voll und frei in's Gesicht und sprach mit milder, ruhiger Stimme:

„Ich danke Dir, daß Dein Vertrauen Dich zu mir geführt. — Du verlangst meine Entscheidung — ich kann sie Dir nicht geben. Ich habe meine Söhne erzogen, Männer zu sein — und in Konflikten, wie sie unsere Zeit bringt, muß der Mann der eigenen Stimme folgen, fest und unbeirrt. — Aber," fuhr er fort, indem er die Hand sanft auf die Schulter seines Sohnes legte, — „meinen Rath und meine Ansicht bin ich dem Sohne, — dem Jüngling schuldig, und ich will Dir sagen, was ich denke — frei von allen persönlichen Rücksichten, allein der Stimme der Ehre und des Gewissens folgend, — ohne daran zu denken, wie nahe Deine Entschlüsse auch mich berühren. — Wenn Du," fuhr er langsam und ruhig fort, — „jetzt mit Deinem Eide an die Fahne des Königs gefesselt bleibst, so darfst Du nicht vergessen, daß diese Fahne fortan nicht mehr diejenige der äußeren Ehre, — sondern diejenige der Empörung gegen die von Europa anerkannte Obrigkeit ist, — daß die Gefahr, der Du entgegengehst, nicht mehr der Tod auf dem Schlachtfeld ist, — sondern der

Kerker, das Zuchthaus, vielleicht das Schaffot. Der Schlaf wird Deine Nächte fliehen, — Sorge und Angst werden Deine Begleiter sein. — Doch davon will ich nicht sprechen, — ich weiß," sagte er mit festem und stolzem Ton, „daß mein Sohn keine Gefahr scheut, — sie möge Namen haben, welche sie wolle — wenn er ihr auf einem Wege begegnet, den seine Ehre und seine beschworene Pflicht ihm zu gehen vorschreiben. — Aber eine andere, eine größere Gefahr ist da. Stellst Du Dich dem Könige zur unbedingten Verfügung, — so darfst Du nicht vergessen, daß der unglückliche Herr heute nicht mehr auf dem von Gesetzen und Landesrechten umgebenen Throne sitzt, von welchem herab er nur Befehle geben kann, welche mit den Gesetzen und Rechten des Landes übereinstimmen. Gibst Du Dich ihm jetzt zu eigen mit dem höchsten und heiligsten Bande, das die Erde kennt, dem Fahneneide des Offiziers, — so ist er Dein absoluter Herr, — und kennst Du seine Umgebung, kennst Du Diejenigen, welche ohne verfassungsmäßige Verantwortlichkeit — und ohne persönliche Gefahr ihm rathend zur Seite stehen? Weißt Du, welche Befehle Du erhalten kannst, kannst Du das Ende des Weges übersehen, wenn Du den ersten Schritt thust? Kannst Du wissen, ob nicht ein Augenblick kommt, in welchem Dein Eid auf der einen Seite und Deine

Ehre, Dein Gewissen, Dein deutsches Blut," sagte er mit Betonung, — „auf der andern Dich in einen furchtbaren Zwiespalt führen können? — Und dann," fuhr er fort, — „stehst Du nicht allein. Helene, ich weiß es, wird Dich nicht mit einem Wort, nicht mit einem Blick zurückhalten von dem Entschlusse, der Dir der rechte scheinen würde, — aber ihr Herz wird vergehen in der ewigen Sorge und Angst eines Lebens, das Dich zum Geächteten macht!"

Der Lieutenant sah traurig zu Boden.

„Helene, arme Helene!" sagte er, die Hände faltend, — „aber meine Kameraden, — der König!" flüsterte er.

Der Oberamtmann sah ihn lange an.

„Der König," sagte er dann, „glaubt an einen Kampf für sein Recht, — er glaubt an eine Wiedergewinnung seines Thrones, — und Deine Kameraden, welche sich ihm zur Verfügung stellen wollen, theilen diesen Glauben. — Ich theile ihn nicht!" fuhr er nach einer Pause fort, — „denn ich sehe in dem Charakter des Königs und in seiner bisherigen Haltung Nichts, was in einem so ungeheuren Kampf Erfolg versprechen könnte, — es wird die moralische Wiederholung des Feldzuges vom vorigen Jahre werden, — unglaubliche Hin- und Herzüge, Aufopferung heldenmüthiger Hingebung, — stetes Versäumen der richtigen Mittel und

der richtigen Augenblicke — und endlich ein trauriges Ende in selbstgeschaffener Sackgasse, bei welchem den einzigen schmerzlichen Ruhm die Opfer haben werden. — Sieh, mein Sohn," fuhr der alte Herr fort, — „das Unternehmen eines Fürsten, welcher allein mit seinem Recht und mit wenigen Getreuen dasteht, — und welcher so gegen eine Macht, vor welcher die Großstaaten Europas zittern, in den Kampf tritt für sein Recht, das er nicht aufgeben will — hat etwas so Heldenhaftes, mächtig Ergreifendes, daß ich, der alte Mann, welcher gelernt hat, seine Gefühle durch Vorsicht und Erfahrung leiten zu lassen, — davon hingerissen werden könnte. Allein — ich müßte die Möglichkeit eines Sieges, — eines ehrenvollen Friedens, — oder eines großen, ruhmvollen Unterganges sehen. — Eine solche Möglichkeit aber sehe ich nicht. — Um zu siegen, — oder um durch ehrenvollen Friedensschluß das verlorene Recht ganz oder theilweise wieder zur Geltung zu bringen — müßte der König sich furchtbar und mächtig machen, — er müßte sich an die Spitze aller Ideen stellen, welche in Deutschland der preußischen Herrschaft widerstreben, damit, wenn sich je eine Bewegung gegen dieselbe erhebt, — er von dieser Bewegung emporgetragen werde, — er müßte die Möglichkeit schaffen, auch den Kern einer von mächtigem Gedanken durchströmten

Armee bilden zu können, wenn es Noth thut, — um dann, wenn irgend eine Erschütterung Europas die Gelegenheit bietet, — sein Recht zu reklamiren und es durch Kampf oder Vertrag geltend zu machen. Dazu fehlt aber in den bisherigen Manövern, soweit ich sie sehe, Alles! Ueberall dasselbe schwächliche, zweideutige Spiel, — man protestirt gegen die Annexion und möchte doch die Domänen unter der preußischen Herrschaft behalten, — man will kämpfen und sieht ruhig zu, wie die nach London geretteten Papiere, zu deren Verkauf man so lange Zeit hatte, amortisirt werden, — überall Negation statt der Handlungen, — der König weiß zu befehlen, aber er versteht nicht zu herrschen! — Ich habe hier Manches gelernt und gesehen," fuhr der alte Herr nach einigen Schritten durch das Zimmer fort, „das mir in der ruhigen und zurückgezogenen Thätigkeit in Blechow verborgen geblieben war, — und ich muß es sagen, was ich von dem Treiben in Hietzing höre — gefällt mir nicht und flößt mir wenig Vertrauen ein. Der General von Knesebeck hat mir Trauriges mitgetheilt. Ihn hat der König unglaublich schnöde behandelt, — ebenso ist der alte General von Brandis fortgeschickt, — und die Personen, welche sich hier als Vertreter des welfischen Patriotismus geriren, in wohlfeilen Demonstrationen durch gelbweiße Kra=

vatten und gelegentliche gelbweiße Fähnchen, — glaubst Du, daß sie die Leute sind, um im großen geistigen und politischen Kampf Erfolge zu erringen? Mit einem Wort — ich sehe nichts vorher, — als ruhmlose Gefahren, — verfehltes Streben — und ein klägliches Ende. Dieß ist meine Ansicht. — Doch," fuhr er fort, — „Deinen Entschluß mußt Du selbst fassen, — und," fügte er mit warmem Blick hinzu, — „welchen Weg Du auch erwählen magst, Du wirst ihn mit Ehren gehen, — und mein Segen wird mit Dir sein."

Lange stand der junge Mann in schweigendem Nachdenken.

„Ich bleibe hier!" sagte er dann, seinem Vater die Hand reichend, welche dieser herzlich schüttelte. — „Ich werde meinen Kameraden meinen Entschluß mittheilen, — ich will mich nicht heimlich zurückziehen, — sollte jemals ein Augenblick kommen, in welchem der König mit Aussicht auf Erfolg und unter günstigen und ehrenvollen Umständen sein Recht im Felde wiederzuerobern versteht, — so bin ich da und werde dann bei einem Aufruf nicht fehlen. Für jetzt werde ich meinen Abschied nehmen."

Und erleichtert durch diesen Entschluß seufzte der junge Mann auf, ein heiteres Lächeln erleuchtete sein Gesicht.

„Hast Du Bergenhof genau geprüft?" fragte sein

Vater nach einer Pause, — „Haus und Hofgebäude haben mir wohl gefallen —"

„Ich habe Alles auf das Genaueste angesehen, Boden und Kultur sind gut, — ich glaube, daß der Preis angemessen ist," erwiederte der junge Mann.

„So laß uns in diesen Tagen noch einmal hingehen," sagte der Oberamtmann, „und dann wollen wir abschließen, — mich drängt es, wieder eine wahre, wirkliche Heimat zu haben, — und dann — kannst Du ja bald Deine junge Hausfrau heimführen," fügte er freundlich hinzu und nahm den Arm seines Sohnes, um seinen vom Podagra etwas schwerfällig gewordenen Gang zu unterstützen.

Beide verließen das Zimmer des Oberamtmanns, um sich in den Salon der Damen zu begeben.

Fast ähnlich waren die Zimmer der Frau von Wendenstein in dem gemietheten Hause zu Hannover den Räumen im alten Hause zu Blechow. Es waren zum Theil dieselben alten Möbel, es war überall dieselbe stille, einfache, saubere Traulichkeit, welche die sanft waltende Hand der alten Dame um sich her geschaffen hatte.

Helene war gekommen, um Einkäufe für ihre Ausstattung zu machen, und in diesem stillen Familienkreise blühte inmitten der großen Katastrophe, welche die Welt

aus den Fugen riß, ein friedliches, selbstgenügendes Glück auf, das nur leicht beschattet wurde von den Wolken der Zeit.

Frau von Wendenstein saß in ihrem Lehnstuhl, — freundlich lächelnd blickte sie auf die jungen Mädchen, welche verschiedene vor ihnen liegende Stoffe musterten.

Mit innigem Ausdruck blickte Frau von Wendenstein auf ihre künftige Schwiegertochter, deren sinnende Augen mehr inneren Bildern zu folgen schienen, als die vor ihr ausgebreiteten Muster zu betrachten. Das junge Mädchen war schöner als früher, ein Licht reinen Glücks verklärte ihre zarten Züge mit duftigem Hauch, — aber es war nicht das lachende Glück des frischen, fröhlichen Augenblicks, — es war ein träumender Ausdruck sinnigen Seelenlebens, der in wunderbarem Glanz aus den klaren Tiefen ihres Auges heraufschimmerte.

Der Oberamtmann mit seinem Sohne trat ein.

Ein flüchtiges Roth überzog Helenens Wangen. Der Lieutenant führte seinen Vater zu einem Lehnstuhl neben seiner Mutter und küßte dann zärtlich und innig die Hand seiner Braut, welche mit strahlendem Blick zu ihm aufschaute.

„Nun," sagte der Oberamtmann mit heiterem Lächeln, — „ich hoffe, wir werden bald mit unseren

Vorbereitungen fertig sein, — beeilt also die euren, — ich stehe in Unterhandlung wegen des Gutes Bergenhof, — nicht zu weit von unserer alten Heimat in Blechow und von unserem Freunde Berger, — sobald ich abgeschlossen, wollen wir den Kindern da ihr Nest bauen."

Erröthend senkte Helene das Haupt.

„Wir werden fertig sein," sagte Frau von Wendenstein mit einem leichten Anklang milden Selbstbewußtseins, „Du weißt ja, daß ich gewöhnt bin, meinen pünktlichen Herrn Gemahl niemals warten zu lassen," fügte sie lächelnd hinzu.

„Zuweilen auch ihn zu übertreffen und mit ihm zu schmollen, wenn er nicht zur rechten Zeit fertig ist," lachte der Oberamtmann.

Der alte Diener öffnete die Thüre und meldete:

„Der Herr Kandidat Behrmann."

Der Oberamtmann stand auf und streckte dem eintretenden Kandidaten die Hand entgegen, der sie mit tiefer Verneigung ehrerbietig ergriff und dann die Damen und den Lieutenant begrüßte.

Nichts war verändert in dem Aeußern des jungen Geistlichen. Sein einfacher schwarzer Anzug war eben so sauber und glatt als die Züge seines ruhigen Gesichts, — die niedergesenkten Augenlider und die würde=

volle Bescheidenheit seiner Haltung vereinigten sich zu einem Ausdruck geistlicher Ruhe und Zurückhaltung.

„Ich komme nach Hannover," sagte er mit leiser, salbungsvoller Stimme, „um mir meine Ernennung zum Adjunkten meines Oheims bestätigen zu lassen, welche in der Unruhe des vorigen Jahres noch nicht definitiv ausgefertigt wurde und bis jetzt immer im Zustande des Provisoriums erhalten ist. — Es ist traurig für mich," fuhr er fort, „mit den Behörden der neuen Herrschaft verhandeln zu müssen, — aber der Wunsch meines Oheims, diese Sache regulirt zu sehen —"

„Und wie geht es dem lieben Freunde?" rief der Oberamtmann.

„Seine Gesundheit ist vortrefflich," antwortete der Kandidat, — „aber sein Herz ist schwer bedrückt, — er unterwirft sich, wie es christliche Pflicht ist, der Obrigkeit, die da Gewalt über uns hat, — aber sein Herz und seine Liebe gehören dem verbannten Könige — und schwer trauert er über das Schicksal des Landes."

Der Oberamtmann blickte schweigend und düster zu Boden.

„Der Oheim hat mir die herzlichsten Grüße für den Herrn Oberamtmann und seine Familie aufgetragen," sprach der Kandidat, — „und mir diesen Brief für Helene mitgegeben."

Er zog aus der Tasche seines Rocks einen Brief und reichte ihn seiner Cousine.

Das junge Mädchen hatte seit dem Eintritt ihres Vetters die Augen zu Boden geschlagen, — eine leichte Blässe überdeckte ihr Gesicht, — rasch nahm sie den Brief, den der Geistliche ihr darreichte, — ein scheuer Blick erhob sich zu ihrem Vetter und senkte sich schnell wieder vor seinem scharfen, stechenden Auge, das sich auf sie richtete.

Sie erhob sich und trat in die Nische des Fensters, um den Brief ihres Vaters zu lesen.

„Und wie geht es sonst in Blechow?“ fragte der Oberamtmann, — „was macht der alte brave Deyke — und Fritz?“

„Fritz Deyke und seine junge Frau aus Langensalza,“ sagte der Kandidat, „führen die Wirthschaft des Hofes, welche der alte Deyke ihnen übergeben, der sich nur sein Ehrenamt als Bauermeister vorbehalten — und es herrscht ein neues, munteres Leben auf dem sonst so ruhigen und stillen alten Hofe. — Die junge Frau ist fromm,“ fuhr er mit salbungsvollem Tone fort, — „eine Beschützerin aller Armen des Dorfes, und mein Oheim hat viel Freude an ihrem Thun und Treiben, — der Alte macht sich zuweilen in einigen derben Aeußerungen über die neue Landesherrschaft Luft,

— aber ein Blick seiner Schwiegertochter bringt ihn wieder zum Schweigen. — Wenn überall die alte und die neue Zeit sich in so freundlicher Harmonie die Hand reichen, wie auf dem Bauerhofe des alten Deyke, — so wäre der Frieden bald hergestellt!"

„Nun," sagte der Oberamtmann, ernst die Hände faltend, — „Gott wird Alles fügen nach seinem Wohlgefallen! — In Zeiten wie die unsrigen muß der einzelne Mensch schweigend erwarten, wohin die Vorsehung die Schicksale der Völker führt."

„Amen!" sprach der Kandidat, das Haupt neigend.

„Herr von Tschirschnitz und Herr von Hartwig!" meldete der alte Diener, und die beiden Herren, frühere hannöverische Offiziere, traten in den Salon.

Herr von Tschirschnitz, der Sohn des früheren Generaladjutanten des Königs Georg, war ein großer, schöner Mann von hohem, kräftigem Wuchs; die ausdrucksvollen Züge seines von dunkelblondem Vollbart umrahmten Gesichts drückten Intelligenz und Energie aus; Herr von Hartwig, älter als Jener, hatte weiche, kränkliche Züge, sein Kopf war ganz kahl und seine hellen, freundlichen Augen blickten jetzt wehmüthig und traurig.

Die Herren setzten sich zu dem Tische, nachdem sie

den Oberamtmann und die Damen begrüßt und ihrem Kameraden, dem jungen Herrn von Wendenstein, herzlich die Hand gedrückt.

„Kandidat Behrmann aus Blechow," sagte der Oberamtmann vorstellend.

Die Herren verneigten sich. „Ein guter Hannoveraner?" rief Herr von Hartwig mit freiem Ausdruck, — „wie es sich ja hier von selbst versteht!" fügte er zum Oberamtmann gewendet hinzu.

Der Kandidat neigte schweigend das Haupt.

Herr von Tschirschnitz betrachtete ihn mit forschendem Blick.

„Ich habe mit tiefer Theilnahme von dem harten Schlage gehört, der Sie betroffen," sagte Frau von Wendenstein mit innigem Ausdruck, sich an Herrn von Hartwig wendend, — „wie konnte dieß schwere Unglück so schnell kommen?"

„Meine arme Frau," erwiederte Herr von Hartwig, indem eine Thräne sein Auge verdunkelte, — „war schwer erschüttert durch die Ereignisse, — man brachte mich ihr auf den Tod verwundet, — die unermüdliche Pflege, die Sorge und Angst haben ihre schon schwankende Gesundheit zerrüttet — ein chronisches Brustleiden nahm eine schnell akute Gestalt an, — und als ich mich von meinem Lager erhob," fügte er mit bebender

Stimme hinzu, — „da war es — um meine Frau zu Grabe zu geleiten.“

„Welche Schmerzen, — welcher Jammer!“ sagte Frau von Wendenstein leise, — „o die Kronen der Fürsten müßten sich nur mit Perlen schmücken, statt mit Diamanten und Rubinen, — wie viele Thränen haften an ihrem Glanz!“

„Aber es wird ein Tag der Rache kommen,“ rief Herr von Tschirschnitz, — „und vielleicht ist er nahe!“

„Rache?“ sprach der Oberamtmann ernst und sinnend, — „die Rache ist des Herrn, vor dessen Blick allein Schuld und Unschuld offen liegt, — menschliche Rache fügt nur immer weiter Ring an Ring in der furchtbaren Kette der Leiden. — Doch,“ unterbrach er sich, — „was gibt es Neues in dieser Zeit, — wie sind die Herren zufrieden, welche in den preußischen Dienst getreten?“

„Sie werden mit aller Zuvorkommenheit behandelt,“ erwiederte Herr von Tschirschnitz, — „aber sie fühlen selbst mehr als man es sie fühlen läßt, wie schwer die Stellung ist, in welche die Nothwendigkeit sie gedrängt hat, — um so mehr, als sie vielleicht bald in der neuen Uniform in's Feld ziehen sollen!“

Der Lieutenant horchte hoch auf.

Der Kandidat warf einen schnellen Blick auf die Offiziere.

„In's Feld ziehen?" rief der Oberamtmann, — „wie das?"

„Seit gestern," sagte Herr von Tschirschnitz, „spricht alle Welt von großen Verwickelungen, — Frankreich hat sich Luxemburg von Holland abtreten lassen, — die Zeitungen bringen die Nachricht von großen französischen Rüstungen, — auch hier sollen im Stillen Vorbereitungen getroffen werden, welche auf ernste Ereignisse schließen lassen."

„Ein Krieg gegen Frankreich?" sagte der Oberamtmann, — „das könnte ja vielleicht die neue Waffenbrüderschaft fester kitten."

Die Offiziere schwiegen.

Der Lieutenant von Wendenstein stand auf und schritt im Zimmer auf und nieder.

„Ich bitte um die Erlaubniß," sagte der Kandidat, „meinen Geschäften nachgehen zu dürfen, — meine Zeit ist gemessen und ich habe viele Gänge zu machen."

Er stand auf.

Die Herren erhoben sich ebenfalls.

„Wir müssen Euch allein sprechen," flüsterte Herr von Tschirschnitz dem Lieutenant von Wendenstein zu.

„Sogleich — wir wollen auf mein Zimmer gehen," erwiederte dieser und trat zu Helenen, welche den Brief ihres Vaters gelesen hatte.

„Ich hoffe," sagte der Oberamtmann zum Kandidaten, „daß wir Sie vor Ihrer Rückreise noch sehen?"

„Ich werde nicht versäumen, mich zu empfehlen, — und," fügte er mit einem schnellen Seitenblick auf seine Cousine hinzu, die ihre Hände um den Arm ihres Verlobten geschlungen und ihr Haupt leicht an seine Schulter gelehnt hatte, — „und eine Antwort von Helene an ihren Vater abzuholen."

Helene neigte den Kopf, ohne ihre Augen aufzuschlagen.

Der Kandidat verließ das Zimmer mit demüthiger Verneigung, ein mildes Lächeln auf den geschlossenen Lippen.

Als er auf die Straße gekommen war, verschwand dieß Lächeln, ein scharfer Strahl blitzte aus seinem Auge und ein harter, feindlicher Ausdruck legte sich auf seine Züge. Bald aber zeigte sein Gesicht wieder seine gewöhnliche, gleichmäßige Ruhe und mit raschen Schritten ging er nach dem Georgswalle und trat in das große Haus dem Theater gegenüber, in welchem der preußische Civilkommissär, Freiherr von Hardenberg, sein Geschäftslokal eingerichtet hatte.

Ein Bureaudiener führte ihn in das Vorzimmer des Civilkommissärs. Nach einer halben Stunde stand

er vor dem Chef der preußischen Civilverwaltung im ehemaligen Königreich Hannover.

Herr von Hardenberg, ein Mann von etwa dreiundvierzig Jahren, mit vornehmen, freundlich wohlwollenden Zügen von etwas nervös gereiztem Ausdruck, saß vor seinem Schreibtisch und lud durch eine Handbewegung den Kandidaten ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

In demüthiger Haltung und mit niedergeschlagenen Augen sprach der junge Geistliche:

„Ich bin gekommen, um Eure Excellenz zu bitten —"

„Ich bin nicht Excellenz," sagte Herr von Hardenberg kurz.

Der Kandidat verneigte sich tief. — „Mir war," sagte er, „von der früheren Regierung die Zusicherung ertheilt worden, daß ich der Adjunkt meines Oheims, des Pfarrers Berger in Blechow, — und demnächst sein Nachfolger werden solle, — die Ausfertigung ist in Vergessenheit gerathen und ich wollte unterthänigst bitten —"

„Warum wenden Sie sich nicht an die Abtheilung für Kultusangelegenheiten?" fragte Herr von Hardenberg.

„Ich habe es mehrfach vergeblich gethan," erwiederte der Kandidat, — „ich weiß nicht, ob der Drang der Geschäfte oder persönliches Uebelwollen schuld sind"

— er schlug in schnellem Aufblick das Auge empor — „ich kann jenes starre Festhalten an den früheren Zuständen nicht zur Schau tragen," fuhr er fort, — „vielleicht daß deßhalb die hohen geistlichen Herren —"

„Sie erfassen also die neuen Verhältnisse," fragte Herr von Hardenberg ihn forschend anblickend, — „wie wir wünschen, daß sie erfaßt werden möchten zum Wohle des Landes, dem wir alle unsere Sorgfalt widmen und dem wir mit aufrichtiger Liebe entgegenkommen?"

„Gott hat gerichtet!" sagte der Kandidat die Hände faltend, — „und dem Diener Gottes kommt es nicht zu, dem Urtheil des Herrn zu widerstreben, — seine Pflicht ist es, die Härten dieses Urtheils in christlicher Gesinnung, in Ergebenheit und Liebe zu mildern."

„Ich freue mich aufrichtig, Herr Kandidat," sagte Herr von Hardenberg, indem sein Ausdruck freundlicher wurde, — „solchen Gesinnungen zu begegnen, — wenn dieselben allgemein wären — wie viel leichter würde es uns werden, dem Willen des Königs gemäß, mit schonender und liebevoller Hand das Land in die neuen Verhältnisse hinüberzuführen! — Leider," fuhr er fort, „theilen nicht alle Ihre Standesgenossen diese Anschauungen, — und gerade in den Kreisen der lutherischen Geistlichen begegnen wir einem Widerstande, der um so bedenklicher ist, als er sich hinter die Unantastbarkeit der geistlichen Würde stellt."

Der Kandidat schwieg einen Augenblick. — „Ich bin noch jung an Jahren und im Amte," sagte er dann, — „und mein Urtheil mag unrichtig sein, — aber — ich glaube nicht, daß diese widerstrebenden Gesinnungen sich so leicht werden beseitigen lassen" — er hielt inne.

„Und woher glauben Sie denn, daß jene Gesinnungen kommen?" fragte Herr von Hardenberg gespannt, — „doch nicht aus der bloßen Anhänglichkeit an den König Georg, — er war ja den Meisten persönlich unbekannt —"

„Wenn ich mir erlauben dürfte," sagte der Kandidat zögernd, „meine Ansicht über diese Frage, wie über die ganze Lage des Landes auszusprechen —"

„Ich bitte Sie darum!" rief Herr von Hardenberg, — „ein Wort der Aufklärung von Jemand, der in den Verhältnissen steht, kann für uns nur von größtem Nutzen sein, — und," fügte er artig hinzu, „uns zur größten Dankbarkeit verpflichten."

„Ich möchte glauben," sagte der Kandidat, indem er die Augen aufschlug und den Blick voll auf Herrn von Hardenberg richtete, — „daß die feindliche Haltung der Geistlichkeit gegen die neuen Zustände nicht politischer, sondern, um mich so auszudrücken, rein theologischer Natur ist. — Die preußische evangelische Lan-

deskirche," fuhr er fort, „beruht auf der Union, — dieser Wiedervereinigung dessen, was der Streit der Reformatoren geschieden, — die hannöverische Kirche steht auf dem Boden des strengen und exklusiven Lutherthums, welches eher noch zur katholischen Kirche zurückkehren würde, als den Reformirten einen Schritt entgegenkommen. Die Geistlichen in Hannover sehen nun," sprach der Kandidat weiter, „in Preußen und allem preußischen Wesen die Verkörperung der Union, das heißt den Uebergang zum reformirten Bekenntniß oder den religiösen Indifferentismus, sie finden die altlutherische Kirche bedroht — und," fuhr er seufzend fort, „um den Grad von fanatischer Erbitterung zu begreifen, welchen diese Auffassung hervorruft, — muß man innerhalb der geistlichen Kreise stehen, wie ich. — Ich bin," sagte er nach einer kleinen Pause, — „in dieser Frage ein unparteiischer Beobachter. — Seit lange schon habe ich die kirchlichen Verhältnisse in Preußen zum Gegenstande meines Studiums gemacht und seit lange schon habe ich jene weise Einrichtung der evangelischen Landeskirche bewundert, welche auf dem Boden der Union beider Bekenntnisse alle Gehässigkeiten, Feindschaften und Verketzerungen ausschließt, die das exklusive Lutherthum mit sich bringt — dieses Lutherthum, welches heute so weit abgeirrt ist von dem

nachdem die Verhältnisse es möglich machen, jüngere, — der kirchlichen Unionsidee ergebene, — und damit natürlich auch der politischen Assimilirung günstige Geistliche an die Stelle der alten exklusiven Vertreter des starren Lutherthums bringen, — und auf diese Weise ohne alle scheinbare Absicht und ohne schroffe Uebergänge den geistlichen Einfluß der neuen Ordnung der Dinge gewinnen und sichern. — Der Erfolg," fügte er hinzu, „kann nicht ein plötzlicher sein, — aber ich möchte dafür bürgen, daß er ein sicherer sein wird."

„Sie sehen die Verhältnisse klar und unbefangen an," sagte Herr von Hardenberg, — „ich freue mich, daß mir Gelegenheit geworden ist, mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie selbst," fuhr er fort, den Kandidaten fixirend, „würden ohne Zweifel in der von Ihnen angedeuteten Richtung zu wirken bereit sein?"

„Ich bin Adjunkt meines Oheims und kam hieher, um Ihre Bestätigung dafür zu erbitten."

„Ich werde sogleich das Nöthige veranlassen," sagte Herr von Hardenberg, — „Ihr Oheim —"

„Der Pastor Berger in Blechow," sagte der Kandidat, — Herr von Hardenberg notirte die Namen auf ein Blatt Papier, — „mein Oheim," fuhr der Kandidat fort, — „gehört der allerstrengsten und exklusivsten lutherischen Richtung an, — er thut gewiß nichts,

um Agitationen zu befördern, — aber er wird niemals die neuen Verhältnisse freundlich ansehen.“

„Aber er ist alt?“ fragte Herr von Hardenberg, — „und es würde vielleicht seine Emeritirung möglich sein?“

„Herr Baron,“ sagte der Kandidat mit leiser Stimme, — „es ist mein Oheim, den ich wie einen zweiten Vater liebe, — sein Vermögen setzt ihn freilich in den Stand, sorgenfrei zu leben, — doch liebt er sein Amt und seine Gemeinde.“

Herr von Hardenberg schwieg einen Augenblick. — „Seien Sie versichert, Herr Kandidat,“ sagte er dann, „daß ich für die Erfüllung Ihres Wunsches Sorge tragen werde. Ich hoffe, daß Sie zur Beruhigung des Landes nach Kräften mitwirken werden, und es wird mich immer freuen, Sie wieder zu sehen.“

„Ich bin glücklich,“ erwiederte der Kandidat, „daß meine Bemerkungen Ihnen nicht mißfallen haben, — und es würde mir zur größten Befriedigung gereichen, wenn ich durch dieselben hätte dazu beitragen können, das nach der göttlichen Weltlenkung unabwendbare Schicksal meines Landes einer freundlicheren und versöhnenden Zukunft entgegenzuführen, — um so mehr, als auch auf anderen Gebieten Gefahren drohen — und vielleicht noch manche Opfer einer verderblichen

Agitation zu verfallen bestimmt sind," fügte er seufzend hinzu.

Herr von Hardenberg horchte hoch auf.

„Da Sie mit so scharfem Blick," sagte er, — „die Verhältnisse auf dem kirchlichen Gebiete beobachtet und verfolgt haben, — sollten Sie sonst nicht auch gesehen haben, was nützlich — oder gefährlich sein könnte?"

„Ich habe hier gehört," sagte der Kandidat ein wenig zögernd, — „daß in Angelegenheiten Luxemburgs eine Verwickelung mit Frankreich in der Luft schwebe, — ich fürchte fast, daß die Agitation, welche von dem Könige Georg oder dessen Umgebung ausgeht, in großer Thätigkeit ist — und daß vielleicht irregeleitete junge Leute — Offiziere zu bedenklichen Zwecken gemißbraucht werden könnten, — wodurch viele Familien in Bekümmerniß versetzt werden würden."

Herr von Hardenberg blickte in höchster Spannung auf das gleichmäßig ruhige Gesicht des Kandidaten.

„Wissen Sie etwas Näheres darüber?" fragte er lebhaft, — „können Sie mir einen Anhaltspunkt für meine Wachsamkeit geben, — können Sie mir Personen bezeichnen?"

Der Kandidat machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Herr Baron," sagte er, „ich kann wohl warnen, — aber nicht denunziren."

„Die Sache ist ernst!" erwiederte der Civilkommissär mit Betonung, — „ich hätte ein Recht nach Ihrer Andeutung, Sie nach bestimmten Angaben zu fragen, — indeß ich will Sie nur darauf aufmerksam machen, daß eine Mittheilung, die Sie mir machen könnten, keinen denunziatorischen, keinen gehässigen Charakter haben würde. Auch ich habe Grund zu glauben, daß in den welfischen Kreisen etwas vorgeht, — im Interesse der jungen Leute selbst, welche verführt und gemißbraucht werden könnten, wünschte ich dringend, Präventivmaßregeln treffen zu können, — bevor etwas geschehen ist, — denn jedes wirkliche feindliche Vorgehen gegen uns in diesem Augenblick würde mit der vollsten und rücksichtslosesten Strenge der Gesetze geahndet werden müssen."

„Das wäre schrecklich!" rief der Kandidat mit dem Ausdruck eines lebhaften Erschreckens, — „wenn diese so würdige Familie —! Herr Baron," sagte er, die Hand wie in unwillkürlicher Bewegung auf den Arm des Civilkommissärs legend, — „wenn es sich um Präventivmaßregeln handelt — achten Sie auf den Lieutenant von Wendenstein!"

„Von Wendenstein?" fragte Herr von Hardenberg,

— „der Sohn des Oberamtmanns, der seit dem vorigen Jahre hier wohnt?“

„Derselbe,“ sagte der Kandidat, — „ich fürchte, er verkehrt viel mit sehr preußenfeindlich gesinnten Offizieren, — Herr von Tschirschnitz, — Herr von Hartwig —“

„Herr von Hartwig?“ rief der Civilkommissär lebhaft, — „das ist ja —“ er unterbrach sich — „und Herr von Hartwig ist hier bei dem Herrn von Wendenstein gewesen, — das könnte auf eine Spur führen,“ murmelte er, — „wenn es gelänge, die Fäden zu entdecken —“

„Ich bitte Sie aber um Gotteswillen, Herr Baron,“ rief der Kandidat, „mit Vorsicht zu verfahren — und mich nicht zu kompromittiren — vergessen Sie nicht, daß ich in der besten Absicht gehandelt habe!“

„Seien Sie unbesorgt, mein Herr,“ sagte Herr von Hardenberg, — „und rechnen Sie auf meine Dankbarkeit für Ihren wohlmeinenden Eifer, uns nützlich zu sein!“

Er stand auf.

Der Kandidat erhob sich und verließ, sich tief verneigend, mit niedergeschlagenen Augen das Kabinet.

„Wenn es gelingt,“ flüsterte er, — „diese nahe Hochzeit aufzuschieben, — so habe ich noch ein weites

Feld vor mir und kann das Verlorene wiedergewinnen. — Alles gestaltet sich günstig, — soll ich das Vermögen des Oheims verlieren, weil es einem nichtsbedeutenden Offizier gefällt, einen Roman mit meiner Cousine zu spielen? Wir werden sehen!"

Und mit einem triumphirenden Lächeln auf seinen dünnen Lippen verließ er das Haus.

Herr von Hardenberg hatte inzwischen einige Zeilen auf ein Papier geschrieben, das er faltete und versiegelte.

„Dieß sogleich dem Herrn Polizeidirektor Steinmann!" befahl er dem auf den Schall der hastig gezogenen Glocke eintretenden Bureaudiener.

Zehntes Kapitel.

In dem großen, hellen Kabinet des Palais am Ballhofplatze in Wien saß in seinem Lehnstuhl vor dem breiten Schreibtisch, den Rücken der Eingangsthüre zugewendet, der Minister des kaiserlichen Hauses und des Aeußern Freiherr von Beust.

Das leicht ergrauende und etwas dünn gewordene Haar war sorgfältig frisirt und fiel in zwei gleichmäßigen Seitenlocken neben der hohen, weißen Stirn herab. Den an der einen Seite etwas herabhängenden Mund umspielte ein leichtes Lächeln, das im Verein mit dem heiteren Blicke der Augen dem ganzen ausdrucksvollen Gesicht des Ministers den Stempel ruhiger Zufriedenheit aufdrückte.

Herr von Beust war bequem in seinen Stuhl zurückgelehnt und durchflog mit aufmerksamem Blick einen Bericht, den ihm der Sektionschef von Hofmann, welcher zur Seite des Schreibtisches dem Minister gegenüber saß, so eben gereicht hatte.

Herr von Hofmann, eine trockene, bureaukratische Gestalt mit ziemlich unbedeutenden, faltigen Gesichtszügen, älter erscheinend als er war, beobachtete mit aufmerksamen Blicken das bewegliche Mienenspiel in dem Gesichte seines Chefs, der bei seiner Lektüre mehrmals mit dem Kopfe nickte, als wolle er seine Billigung mit dem, was er las, ausdrücken.

„Ich bin sehr erfreut,“ sagte er endlich, indem er den durchgelesenen Bericht auf den Tisch warf, „daß der Fürst Michael sich geneigt zeigt, seine weitgehenden Forderungen zurückzuziehen und sich mit der Räumung der serbischen Festungen von türkischem Militär zu begnügen — dieser Prinz von Hohenzollern auf dem rumänischen Fürstenstuhl ist eine böse Sache für uns, man hat ihm durch den französischen Einfluß in Konstantinopel so große Vorrechte zugestanden, daß nun die anderen tributären Fürsten unruhig werden und uns mit ihren Querelen über Nacht die orientalische Frage über den Hals bringen können. — Das ist das Pulverfaß an unseren Grenzen,“ fuhr er fort, indem der heitere Ausdruck seines Gesichts einem nachdenklichen Ernst Platz machte, — „an welchem Preußen durch seinen Alliirten in Petersburg fortwährend die Lunte hält und das uns in jeder unabhängigen Aktion, in jeder freien Wahl unserer Allianzen behindert!“ —

„Dank der Geschicklichkeit Eurer Excellenz wird es aber gelingen, diese Gefahr zu beseitigen," sagte Herr von Hofmann, — „Oesterreich tritt ja jetzt wieder in die Reihe der Staaten, welche wirklich durchdachte und geniale Politik machen, und der Geist vergangener großer Tage weht wieder durch die Räume der alten Staatskanzlei."

Das Lächeln kehrte auf die Lippen des Herrn von Beust zurück.

„Wir müssen nun," sagte er, die Spitze seines zierlichen Stiefels betrachtend, welche unter dem weiten Beinkleid hervorspielte, — „wir müssen allen unseren Einfluß aufbieten, um die Pforte zu bestimmen, diese Räumung zu bewilligen. Lassen Sie schleunigst eine Instruktion in diesem Sinne an den Internuntius abgehen, — er soll auf schnelle Antwort dringen, damit diese serbische Frage definitiv geordnet werde."

Herr von Hofmann verneigte sich.

„Doch wir müssen weiter gehen," sagte Herr von Beust, — „diese orientalische Frage muß für lange Zeit ihres gefährlichen Charakters entkleidet werden, — und zugleich," fuhr er langsamer und nachdenklicher fort, — „können wir sie benutzen, um die Verbindung Rußlands mit Preußen zu lösen, — diese Verbindung, welche uns in jeder Bewegung lähmt. Rußland hält fest zu Preußen,

weil es eine Rückendeckung für seine Politik im Orient bedarf, — kommen wir ihm unsererseits entgegen, — zeigen wir ihm, daß es hier Eingehen auf seine Wünsche findet, so wird es vielleicht gelingen, jene enge Verbindung zu lockern. Ich habe schon mit Gramont darüber gesprochen, daß es nöthig wäre, durch eine gemeinsame Vorstellung der Großmächte in die Pforte zu dringen, daß sie die gerechten Anforderungen ihrer christlichen Unterthanen in Candia, Thessalien und Epirus durch genaue Ausführung des Hat Humayn befriedige. — Außerdem aber möchte eine Revision des pariser Traktates von 1856 behufs Abänderung einiger Rußland zu stark beschränkender Bestimmungen desselben anzuregen sein, — man wird uns in Petersburg für eine solche Anregung danken, — wollen Sie eine vertrauliche Instruktion in diesem Sinne an den Fürsten Metternich entwerfen, — ich werde ausführlich mit Gramont sprechen."

„Ich bewundere den genialen Scharfsinn Eurer Excellenz," sagte Herr von Hofmann, „Ihr Blick umfaßt das ganze Schachbrett der europäischen Politik und weiß jeden Stein an die richtige Stelle für die große Kombination zu bringen!"

„Ich muß," sagte Herr von Beust lächelnd, „die Studien und Beobachtungen, welche ich gemacht und als

sächsischer Minister nicht verwerthen konnte, jetzt für Oesterreich nutzbar machen. — Dem Kaiser Napoleon traue ich nicht ganz," fuhr er fort, — „ich fürchte, er spielt ein doppeltes Spiel und möchte, wenn er einige Kompensationen zur Beruhigung des französischen Nationalgefühls erlangen kann, sich mit Preußen und Rußland vereinigen und diese Trias als europäischen Areopag konstituiren, — mit Preußen allein wird er sich nicht zu eng verbinden, — auch aus diesem Grunde ist die Trennung Rußlands von dem berliner Kabinet nöthig und wir bewerkstelligen sie am besten durch die geschickte Benutzung des Punktes, welcher sie gebildet, — die orientalische Frage. Dieß ist eine Giftpflanze für Oesterreich," fügte er lächelnd hinzu, — „machen wir sie nicht nur unschädlich — sondern ziehen wir aus ihr Honig, wie die geschickte Biene."

Ein Kanzleidiener trat ein und stellte vor den Minister eine große schwarze Mappe auf den Schreibtisch.

Herr von Beust öffnete dieselbe mit einem kleinen Schlüssel und zog einige Papiere daraus hervor, welche er eifrig durchflog.

Ein Ausdruck von Erstaunen und Schreck überflog sein Gesicht.

„Da sehen Sie," rief er, „wie Recht ich hatte, der französischen Politik zu mißtrauen! — Graf Wimpffen

berichtet, man sei in Berlin plötzlich über eine projektirte Abtretung Luxemburgs an Frankreich unterrichtet, — die öffentliche Meinung sei auf's Aeußerste erregt, eine Interpellation im Reichstage werde morgen stattfinden, und trotz der äußeren, fast gleichgültigen Ruhe des Grafen Bismarck müsse die Situation als eine äußerst gespannte und bedenkliche angesehen werden. — Da haben wir," fuhr er fort, indem er den Bericht, den er so eben gelesen, Herrn von Hofmann reichte, — „da haben wir den Schlüssel zur französischen Politik! — Für die Abtretung Luxemburgs — demnächst vielleicht die Erwerbung Belgiens — will er die ernste Anerkennung der preußischen Herrschaft in Deutschland, die Allianz mit Preußen und Rußland geben, — Oesterreichs Zukunft preisgeben! — Glücklicherweise," fuhr er fort, „täuscht sich dieser schlaue Spieler in seiner Kombination, — Graf Bismarck ist kein Faktor, mit dem er zu rechnen versteht, — er wird ihm den Preis nicht zahlen — dieser Mann," fügte er mit unmuthigem Tone hinzu, — „mit welchem eine regelmäßige vorberechnende Politik gar nicht möglich ist! — Aber," sagte er nach einer Pause, während Herr von Hofmann aufmerksam den Bericht des Grafen Wimpffen durchlas, — „wenn dieser Konflikt zu einem kriegerischen Zusammenstoß führte, — vielleicht wäre das in Berlin gar nicht

so unerwünscht, — was würde die Folge sein? — Jedenfalls eine definitive Konstituirung der europäischen Zustände, — und ohne Oesterreichs Mitwirkung, denn wir sind im Chaos der Uebergänge, — wir können nicht handeln! Damit wäre," fuhr er sinnend fort, — „Oesterreich verurtheilt, für immer unter den Folgen des Schlages vom vorigen Jahre zu bleiben, — das große Ziel, welches nur durch eine wohlvorbereitete, kunstvoll und vorsichtig eingeleitete Aktion der Zukunft erreicht werden kann, — wäre für immer verloren. Die große Aufgabe der österreichischen Politik ist es, — ohne den Anschein davon zu haben, — jede definitive Konstituirung und Konsolidirung der europäischen, insbesondere der deutschen Zustände zu verhindern, durch das Spiel der entgegengesetzten Interessen Zeit zur inneren Kräftigung und zu richtigen Allianzkombinationen zu gewinnen, damit dann," fuhr er fort, indem sein Auge mit lichtem Blick sich weit öffnete, — „dann, wenn die Kraft des neuen Blutes die habsburgische Monarchie durchströmt, wenn der Bann der Isolirung Oesterreichs gebrochen ist, — dann das Verlorene wieder eingebracht und neue, glänzende und feste Macht gewonnen werden könne!"

Er schwieg einen Augenblick, das Auge wie auf eine innere Vision gerichtet.

„Doch," sagte er dann, — „bis dahin ist noch ein

weiter Weg zu machen, — für jetzt gilt es, die dunklen Wege Napoleon's zu durchkreuzen, — er darf Luxemburg nicht erhalten, darf auf dieser Basis nicht zur Verständigung mit Deutschland kommen, — aber es darf auch kein Krieg aus dieser Frage entstehen, der Oesterreichs Neugestaltung hemmen und die Politik der Zukunft abschneiden würde."

„Glauben Eure Excellenz, daß man in Frankreich bis zum Aeußersten vorgehen würde?" fragte Herr von Hofmann.

„Wer weiß?" sagte der Minister, — „bei Napoleon muß man immer mit der Möglichkeit eines coup de tête rechnen."

Und er durchblätterte die Papiere, welche er vorher aus der Mappe genommen hatte.

„Da ist ein Bericht von Metternich!" sagte er, lebhaft einen Bogen ergreifend, — „wir werden sehen, was in Paris vorgeht."

Er durchflog das Papier.

„Man ist in Paris sehr aufgeregt," fuhr er fort, — „der Kaiser ist entrüstet über die plötzliche Enthüllung seiner Pläne, — Moustier drängt zu festem Vorgehen, — eine starke chauvinistische Bewegung umgibt den Kaiser — das ist schlimm, — um jeden Preis muß ein Bruch vermieden werden, — doch," sagte er erleichtert

aufathmend, indem er den Schluß des Berichtes las und denselben dann Herrn von Hofmann reichte, — „die Kaiserin arbeitet auf das Lebhafteste für den Frieden — das ist ein Stützpunkt, den man benützen muß — wir müssen alle Thätigkeit aufbieten, um diesen Schlag zu pariren. — Telegraphiren Sie sogleich an Metternich," sagte er nach einem augenblicklichen Nachdenken, „daß er auf das Lebhafteste unsern Wunsch, den Frieden zu erhalten, betonen und unsere bons offices nach jeder Richtung anbieten solle, — ich werde ihm selbst sogleich persönlich schreiben, damit er seinen ganzen Einfluß aufbiete, die Gefahr zu beschwören. Eine gleiche Instruktion muß an Wimpffen abgehen. — Dann," fuhr er fort, „müssen wir mit England eine gemeinsame Vermittlung vorbereiten, — eine Konferenz vorschlagen, — das wird man von beiden Seiten kaum ablehnen können, — und," sagte er lächelnd, „haben wir die Sache erst am grünen Tisch, so wird sich das Echauffement abkühlen, — wollen Sie eine Instruktion an den Grafen Apponyi aufsetzen und mir vorlegen!"

Herr von Hofmann verbeugte sich.

„Ich müßte die Sachen wohl mit dem Unterstaatssekretär von Meysenbug verabreden?" sagte er.

„Gewiß," erwiederte Herr von Beust mit leichtem Lächeln, — „ich wünsche nicht, daß er übergangen oder

verletzt werde, es ist gut, bei dem neuen Bau einige alte Stützen stehen zu lassen — bis wir weiter vorgeschritten sind, — sprechen Sie sogleich mit ihm, — er wird übrigens in diesem Falle ganz einverstanden sein."

Herr von Hofmann stand auf. Der Minister zog einen über seinem Schreibtisch hängenden Glockenzug.

„Wer ist im Vorzimmer?" fragte er den eintretenden Bureaudiener.

„Der Herzog von Gramont," antwortete dieser.

„Das ist gut," sagte Herr von Beust, — „da kann ich sogleich den Anfang machen!" —

„Und dann," sagte der Diener, — „ein Herr, welcher mir diese Karte und diesen Brief für Eure Excellenz gegeben hat."

Herr von Beust ergriff die Karte.

„Reverend Mr. Douglas," las er mit dem Ausdruck des Erstaunens, — „kennen Sie den Namen?"

Herr von Hofmann zuckte die Achseln.

Der Minister öffnete das Billet.

„Graf Platen empfiehlt mir Mr. Douglas," sagte er, — „es würde mir von Interesse sein, ihn zu sprechen, er kenne die englischen Verhältnisse genau und der König von Hannover interessire sich besonders für ihn — ich begreife nicht recht, — aber hören will ich ihn. — Bitten Sie den Herrn, einen Augenblick zu warten,"

sagte er zu dem wartenden Diener, „und führen Sie den Herzog herein!“

Herr von Hofmann verließ das Kabinet, in der Thür den französischen Botschafter begrüßend, welchem der Minister entgegentrat.

„Guten Morgen, mein lieber Herzog,“ sagte er, ihm die Hand reichend, in französischer Sprache, — „es ist mir sehr lieb, daß Sie kommen, — ich hatte Sie um eine Unterredung gebeten, — ich sehe Sturm auf dem Barometer Europas und wir müssen uns vereinigen, um ihn zu beschwören.“

Der Herzog, im schwarzen Ueberrock, die große Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, richtete seine hohe, militärische Gestalt gerade empor, sein fein geschnittenes Gesicht mit dem leicht gekräuselten Haar, dem kurzen, aufwärts gedrehten Schnurrbart überflog ein stolzes Lächeln, und indem er den Händedruck des Herrn von Beust erwiederte, sprach er:

„Es wird vielleicht leichter sein, dem Sturme zu trotzen, als ihn zu beschwören.“

Herr von Beust neigte leicht den Kopf zur Seite, ein fast unmerklicher Schimmer feiner Ironie glitt über seine lächelnden Lippen, und indem er sich vor seinen Schreibtisch setzte, lud er den Botschafter ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Den Stürmen zu trotzen," sagte er, „ist kühn — und klug, wenn es keinen andern Weg gibt, um ein großes, vorgestecktes Ziel zu erreichen, — aber gegen den Sturm zu kämpfen, wenn dadurch das Ziel nicht erreicht — ja seine spätere Erreichung für immer gefährdet werden kann, — das möchte ich nicht als die Aufgabe der Staatskunst anerkennen können. — Doch," fuhr er fort, „sprechen wir ohne Metapher, — Sie sehen mich erstaunt, lieber Herzog, und — ich muß es sagen — bekümmert über die Nachrichten, welche ich so eben von Berlin und Paris zugleich in Betreff einer Abtretung Luxemburgs erhalte, — man scheint in Berlin nicht geneigt, dieselbe ruhig geschehen zu lassen —"

„Dann muß man Ernst zeigen!" sagte der Herzog das Haupt emporwerfend, „man muß die gebieterische Stimme Frankreichs vernehmen lassen, welche schon zu lange geschwiegen hat."

Herr von Beust schüttelte leicht den Kopf.

„Sie wissen, mein lieber Minister," fuhr der Herzog von Gramont fort, „wie sehr ich es persönlich beklagt habe, daß der Kaiser sich nicht hat entschließen wollen im vorigen Jahre, im Augenblick der großen Bedrängniß Oesterreichs ein energisches Veto einzulegen und mit fester Hand in die Ereignisse einzugreifen, — Sie wissen, wie sehr ich zu solcher Politik gerathen

habe, — indeß," fuhr er fort, indem er leicht die Achseln zuckte, — „sie ist nicht beliebt worden und mir als Vertreter des Kaisers steht es nicht zu, bedauernde kritische Rückblicke auf Das zu werfen, was geschehen ist. Nachdem dieß aber geschehen, muß Frankreich thun, was es sich selbst, seiner Sicherheit und Machtstellung und dem europäischen Gleichgewicht schuldig ist. Das vergrößerte Preußen, an der Spitze der deutschen konzentrirten Militärmacht, hat kein Recht, Positionen zu behalten, welche dem inoffensiven deutschen Bunde zugestanden waren, und Frankreich muß zur Sicherheit seiner Grenzen neue militärische Positionen als Garantie verlangen. Eine solche Position ist Luxemburg, — und wenn man sie uns verweigert," sagte der Herzog mit stolzem Ton, — „so werden wir sie nehmen!"

Herr von Beust wiegte den Kopf hin und her und blickte unter den leicht gesenkten Augenlidern zu dem Herzog, welcher rasch und lebhaft gesprochen hatte, hinüber.

„Sie haben so eben," sagte er dann mit ruhiger Stimme, „die Passivität Frankreichs gegenüber der deutschen Katastrophe als einen Fehler bezeichnet, Herr Herzog, — ich darf also keinen Anstand nehmen, diesen von Ihnen selbst gegebenen Ausgangspunkt zu acceptiren. — Glauben Sie aber," fuhr er mit leichtem Lä-

cheln fort, — „daß es den Fehler verbessern hieße, wenn Frankreich, das im rechten Augenblick nicht schlug, nun im unrechten Augenblick schlagen würde?"

Der Herzog blickte ihn ein wenig betroffen an.

„Warum wäre es ein unrechter Augenblick?" fragte er. „Wenn Preußen diese wahrlich bescheidene und höchst berechtigte Kompensation uns verweigert, so wird das französische Nationalgefühl mächtig entflammen, und in seiner zornigen Erregung wird Frankreich unbesiegbar sein, — außerdem ist jetzt die Unifikation Deutschlands noch sehr wenig vorgeschritten, die neuerworbenen Länder sind voll Erbitterung, in Süddeutschland regt sich gewaltig der antipreußische Geist, die Wunden, welche der Krieg Preußen selbst geschlagen, sind noch nicht geheilt, — kann es eine bessere Gelegenheit geben, dieser neuen preußischen Großmacht eine Lektion zu geben und uns die so berechtigte Genugthuung zu nehmen?"

Herr von Beust schüttelte abermals, immer lächelnd, den Kopf.

„Und wenn Sie nun siegen, — wenn Frankreich eine entscheidende Schlacht gewinnt," fragte er, — „was haben Sie dann erreicht?"

„Wir haben das erreicht, was wir forderten!" rief der Herzog in etwas erstauntem Tone, — „vielleicht noch ein wenig mehr, — wir haben Preußen gezeigt,

daß der Augenblick noch nicht gekommen ist, um Frankreich von oben herab zu behandeln und seine Stimme zu überhören, — wir haben feste Garantieen für die Sicherheit unserer Grenzen."

„Wollen Sie, lieber Herzog," sagte Herr von Beust mit ruhiger Stimme, „mir eine Frage beantworten, — aufrichtig nach Ihrer Ueberzeugung?"

„Gewiß!" sagte der Herzog. „Sie wissen, daß ich mit meiner persönlichen Ansicht nicht zurückhalte, auch wenn sie nicht vollständig mit Dem übereinstimmt, was ich als Vertreter meiner Regierung aufrecht halten muß."

„Nun wohl," sagte Herr von Beust, — „meine Frage betrifft Italien. Sie haben Savoyen und Nizza erworben, — um Ihre Grenzen zu sichern der militärischen Konzentration Italiens gegenüber, — glauben Sie, daß diese Sicherung dauernder und fester sei, als wenn Sie an der Ausführung des Vertrags von Zürich festgehalten und ein föderatives Italien hergestellt hätten, welches in der Ruhe seines inneren Gleichgewichts niemals hätte daran denken können, Ihnen durch eine offensive Expansion gefährlich zu werden?"

Der Herzog von Gramont sagte nach einem augenblicklichen Schweigen: „Ich habe stets die Grundsätze des Vertrags von Zürich für die beste und weiseste

Politik gegenüber Italien gehalten und bedaure, daß es unmöglich war, sie durchzuführen."

„Nun," sagte Herr von Beust, — „in ähnlicher Lage sind Sie heute Deutschland gegenüber — nur mit dem Unterschiede, daß die physische Kraft Deutschlands mächtiger ist als diejenige Italiens, daß Deutschland, in preußischer Militäreinheit konzentrirt, Ihnen viel gefährlicher werden kann als jemals Italien. Machen Sie es mit dem Prager Frieden nicht wie mit dem Vertrage von Zürich."

Der Herzog blickte nachdenklich zu Boden.

„Erlauben Sie mir, ausführlicher zu sein," sagte Herr von Beust, „und Ihnen meinen ganzen Gedanken auszusprechen, — denn wir stehen vielleicht an einem ernsten Wendepunkt, von dem die künftige Gestaltung Europas und," fügte er mit einem scharfen Blick auf den Herzog hinzu, „die künftigen Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich abhängen."

„Frankreich und Oesterreich sind durch gemeinsame Interessen verbunden," sagte der Herzog mit verbindlichem Kopfneigen.

„Zunächst durch einen gemeinsamen Gegner," bemerkte Herr von Beust ruhig, — „das ist viel, — aber es ist ein negativer Boden — und," fuhr er fort, „politische Gegnerschaften können zuweilen wechseln. — Ich

sehe indeß," sagte er nach einer augenblicklichen Pause," „eine große Anzahl positiver Verbindungspunkte, welche, richtig klar gestellt und formulirt, die Grundlage einer festen und dauernden Verbindung werden können, — einer Verbindung, welche für beide Länder vom bedeutendsten und glücklichsten Einfluß zu werden bestimmt zu sein scheint."

Die Züge des Herzogs drückten die gespannteste Aufmerksamkeit aus.

„Wenn Sie jetzt Kompensationen fordern," fuhr Herr von Beust fort, — „wenn Sie dieselben mit den Waffen in der Hand erzwingen wollen, — so beginnen Sie einen Krieg — verzeihen Sie, daß meine Ansicht der vorhin von Ihnen geäußerten diametral entgegensteht — einen Krieg unter den ungünstigsten Chancen im allerschlechtest gewählten Moment. — Denn Sie greifen Preußen wegen einer Sache an, welche vollkommen geeignet ist, das deutsche Nationalgefühl zu entflammen, — wegen der Abtretung deutschen Gebietes, — und wenn die süddeutschen Regierungen auch keine Neigung haben, preußische Interessen zu verfechten, so wird diese deutsch-nationale Erregung der Bevölkerungen sie um so mehr auf die Seite Preußens treiben, als sie nirgends einen Halt sehen und die traurigen Schicksale der entthronten Fürsten ihnen noch lebendig vor Augen

stehen. — Wir unsererseits," fuhr Herr von Beust achselzuckend fort, — „sind vollständig außer Stande, uns auch nur zu regen, — und wollten wir trotz unserer unfertigen, im Werden begriffenen Zustände wirklich eine Aktion wagen, so würde Rußland und Italien es uns unmöglich machen — Sie würden sich also ohne alle Bundesgenossen der deutschen Nationalaufregung und der mehr oder minder aktiven Gegnerschaft Rußlands und Italiens gegenüber befinden, — was Italien betrifft, so werden Sie selbst ermessen, welche Folgen ein isolirtes Engagement Frankreichs gegen Deutschland auf die römische Frage haben müßte —"

„Ich verkenne das Alles nicht," sagte der Herzog ein wenig zögernd, — „aber," rief er dann in heftigem Tone, — „soll man denn diesem unersättlichen, rücksichtslosen Ehrgeize Preußens gegenüber immer nachgeben, — immer zurückweichen, sollen denn alle Großmächte Europas sich beugen vor diesem berliner Kabinet?"

Herr von Beust blickte mit ruhigem Lächeln in das erregte Gesicht des französischen Diplomaten.

„Wissen Sie," sagte er dann, leicht mit dem Finger auf dem Tisch trommelnd, — „wissen Sie, mein lieber Herzog, welches unsere schärfste und wirksamste Waffe dieser preußischen Macht gegenüber ist? — die Geduld!"

„Das ist eine Waffe," rief der Herzog, „welche Frankreich wenig gewöhnt ist zu führen!"

„Und doch," sagte Herr von Beust ruhig, „kann ich nur dringend rathen, zu dieser Waffe zu greifen, — denn sie sichert uns nach meiner Ueberzeugung den Sieg, — die endliche Erreichung des Zieles. — Sie werden überzeugt sein," fuhr er fort, „daß ich nicht nur eine negative Geduld, eine indolente Zurückhaltung empfehlen will, — aber ich wünsche die Aktion so ernst und so folgerichtig vorzubereiten, daß der Erfolg so sicher als möglich ist — ich wünsche den Fehler zu vermeiden, den man in Oesterreich begangen hat, — und dessen Folgen ich jetzt wieder gut zu machen berufen bin. — Diese vordrängende preußische Macht," sagte er, indem seine Züge sich belebten und der Schimmer einer leichten Röthe auf seinem bleichen Gesicht erschien, „kann nur mit Erfolg angegriffen werden, wenn man sie isolirt und ihr eine Koalition entgegenstellt, welche sie von allen Seiten übermächtig umzingelt. Jetzt ist die Lage umgekehrt. Preußen ist von starken Allianzen flankirt — Oesterreich ist ohnmächtig — Frankreich steht also allein. Unsere erste Aufgabe muß sein, Italien von Preußen zu trennen. Frankreich, Oesterreich und Italien bilden eine starke Macht, noch bedeutungsvoller dadurch, daß sie Süddeutschland in eisernem Ringe umfassen und von

der Einigung mit dem Norden zurückhalten können. — Wird es nun möglich sein, Italien einer österreichisch-französischen Allianz einzufügen? — Ich glaube, ja. Der König Viktor Emanuel wünscht dringend die Anbahnung eines besseren Verhältnisses mit unserem Kaiserhaus, — der französische Einfluß ist mächtig in Florenz — das Ministerium wird diesen Einfluß unterstützen — und mit einigen Konzessionen in der römischen Frage kann man, ohne das Prinzip aufzugeben, die öffentliche Meinung günstig stimmen. Ist dieß erreicht, so stehen wir schon auf einer festen, ernsten Basis. Dann aber muß Rußland von Preußen getrennt werden, — und das scheint mir nicht so sehr schwer. Kommt man Rußland ein wenig im Orient entgegen, so fällt der Grund seiner festen Anlehnung an Preußen fort, — Sie wissen, daß ich schon eine Revision des Pariser Traktats angeregt habe, und ich bemerke in Folge dessen bereits eine fühlbare Verbesserung unseres Verhältnisses zu dem St. Petersburger Kabinet. Gehen wir vorsichtig und geschickt auf diesem Wege weiter, so werden wir, wie ich hoffe, diese kompakte Verbindung der nordischen Mächte lockern, welche für die Politik Oesterreichs so lähmend und erdrückend ist. — Das ist," fuhr Herr von Beust aufathmend fort, „die diplomatische Aufgabe, welche wir uns zu stellen haben. Zugleich aber müssen wir un-

ausgesetzt und sorgfältig daran arbeiten, alle antipreußischen Elemente in Deutschland in ihrem Widerstande zu bestärken, sie zu sammeln und zu organisiren, um, wenn der Augenblick des Handelns kommt, auf die schwankenden Regierungen einen starken Druck ausüben zu können. Aber auch dazu ist Zeit nöthig. Wir haben hier den König von Hannover und den Kurfürsten von Hessen und damit die Fäden der Agitationen in jenen Gebieten, Sie werden auf die katholische Presse in Bayern wirken können, — die unangenehmen Berührungen der preußischen Centralisationsbestrebungen werden das Ihrige thun und so bin ich überzeugt, wird die Zeit, anstatt wie Sie fürchten, das unvollendete Werk des vorigen Jahres zu konsolidiren, dasselbe vielmehr zerbröckeln."

„Ich bewundere in der That die weite und tiefe Kombination, welche sich in Ihren Worten vor mir öffnet," sagte der Herzog von Gramont.

Herr von Beust lächelte.

„Um nun dieß Alles vorbereiten und ausführen zu können," fuhr er fort, „ist vor Allem nöthig, daß die Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland scharf aufrecht gehalten wird, und statt Kompensationen zu suchen und zu fordern, sollte die französische Politik sich mit der österreichischen zur festen Aufrechthaltung des Prager

Friedens verbinden, und die in diesem Traktat vorgesehene und völkerrechtlich stipulirte Herstellung eines Südbundes anstreben, welcher ja unter unsern beiderseitigen Einfluß fallen würde — darin liegt der Schlüssel der Zukunft."

„Aber der Prager Frieden ist ja bereits verletzt!" rief der Herzog von Gramont, — „die Militärverträge mit den süddeutschen Staaten, welche so eben bekannt gemacht werden —"

Herr von Beust lächelte fein.

„Gerade diese Verträge," sagte er, „mischen unsere Karten. Preußen hat den Prager Traktat schon verletzt, und wir haben den Konflikt ganz fertig zur Hand, — wenn der Moment gekommen sein wird, wo wir seiner bedürfen. Wenn aus dieser Frage ein Konflikt entsteht, so greift Preußen ein von ihm selbst geschaffenes Vertragsrecht an, — und wir sind die Vertheidiger desselben, — das ist sehr wichtig, insbesondere für Frankreich, — denn wenn Frankreich sich in die Angelegenheiten Deutschlands mischt, so muß es geschehen zur Vertheidigung deutscher Rechte, nicht um aus deutschem Gebiet Kompensationsobjekte zu nehmen. — Da haben Sie," fuhr er fort, „in großen Zügen die Ideen, welche nach meiner Ueberzeugung für die Zukunft maßgebend sein müssen, die näheren Modalitäten ihrer Ausführung wer-

den sich Schritt vor Schritt ergeben, wenn wir uns entschließen, gemeinsam und im Einverständniß auf diesem Wege vorzugehen, welcher zwar für jetzt uns große Zurückhaltung und Vorsicht auflegt, — aber dafür mit Sicherheit endlich zum Ziele führt."

Herr von Beust hatte lebhaft gesprochen — sein Gesicht zeigte die Erregung seines Geistes, — erwartungsvoll blickte sein helles Auge auf den Herzog.

Dieser saß einige Augenblicke stumm, der feine, zierlich geschnittene und fast immer lächelnde Mund war ernst zusammengepreßt — sein Blick zu Boden gerichtet.

„Ich glaube, Sie haben Recht," sagte er endlich. — „Sie sind der wahre Staatsmann, welcher von persönlichen Gefühlen, Neigungen und Erregungen abzusehen versteht und ruhig und fest Alles dem großen Ziel unterordnet und dienstbar macht. Ich erkenne die Weisheit Ihrer Bemerkungen, die Größe und Klarheit Ihrer Ideen an, — wenn sich auch," fügte er mit leichtem Kopfschütteln hinzu, — „mein militärisches Gefühl ungern dem System der Geduld unterwirft."

„Seien Sie ruhig, mein lieber Herzog," sagte Herr von Beust lächelnd, — „auch Ihre Zeit wird kommen, — wir haben eine starke Festung zu besiegen, — nach der stillen und mühsamen Arbeit der Ingenieure in den Laufgräben kommt der Augenblick für die stürmenden

Bataillone. — Für jetzt also," fuhr er fort, „billigen Sie meinen Plan und theilen meine Ansicht?"

„So sehr," erwiederte der Herzog, „daß ich mir alle Mühe geben werde, Ihre Anschauungen in Paris zur Geltung zu bringen, — Sie erlauben mir, über unsere Unterredung ausführlich zu berichten?"

„Sie werden mich dadurch verpflichten," sagte Herr von Beust, — „ich werde den Fürsten Metternich veranlassen, in gleichem Sinne zu sprechen, — vor Allem vergessen Sie nicht, auf das Bestimmteste zu betonen, daß, wenn der Kaiser meine Anschauungen, welche vollkommen von Seiner apostolischen Majestät getheilt werden, nicht zu den seinigen machen könnte, — wenn demnach aus dieser luxemburger Frage ein ernster kriegerischer Konflikt entstehen sollte, — eine Unterstützung Oesterreichs in keiner Weise zu erwarten sei, — es ist meine Pflicht, mich darüber sehr klar und bestimmt auszudrücken, — in keiner Weise, Oesterreich würde die absoluteste und vorsichtigste Neutralität zu beobachten gezwungen sein, — man darf darüber in Paris keinen Augenblick im Zweifel sein."

Der Herzog verneigte sich leicht.

„Doch," fuhr Herr von Beust fort, „die Sache ist von so großer Wichtigkeit, daß es vielleicht noch besser wäre, wenn Sie sich entschließen könnten, selbst nach

Paris zu gehen, — Sie kennen die Situation hier genau und das mündliche Wort, die persönliche Einwirkung sind einflußreicher als alle Berichte —"

„Ich bin vollkommen dazu bereit," sagte der Herzog, „und wenn Sie es wünschen, will ich sogleich abreisen."

„Warten Sie noch einige Tage," sagte Herr von Beust, „bis ich Mittheilungen über den weiteren Verlauf der Sache in Berlin und über die Auffassung des englischen Kabinets habe, — damit ich meine Ansicht in genauer Erwägung aller einschlagenden Verhältnisse formuliren kann, — vielleicht wird sich dann auch in Paris die erste Erregung etwas gelegt haben."

„Sie werden selbst die Güte haben zu bestimmen, wann Sie für meine Reise den Augenblick für den richtigsten halten," erwiederte der Herzog, indem er aufstand, — „ich werde inzwischen sogleich meinen Bericht absenden und meine Ankunft ankündigen."

Herr von Beust begleitete den Herzog zur Thüre und verabschiedete sich von ihm mit herzlichem Händedruck.

„Wie schwer wird es sein," rief er seufzend, „die Ruhe zu erhalten, bis das Werk der Wiedergeburt Oesterreichs vollendet ist, — bis alle diese so heterogenen Elemente in eine dem gemeinsamen lenkenden Willen gehorchende Maschinerie vereinigt sind!"

Er stand einen Augenblick sinnend still.

„Doch es wird gelingen!“ rief er dann lächelnd, indem der Ausdruck freudiger Zuversicht auf seinem Gesicht aufleuchtete, — „alle diese Faktoren, aus denen sich die politische Welt zusammensetzt, sind lenkbar durch den Geist, — durch die Kombination, durch die geschickte Leitung des Widerspiels der Kräfte, — es gilt nur, den vorzeitigen Ausbruch der rohen Gewalt zu verhüten, — versuchen wir muthig, was der Geist und die geschickte Staatskunst vermögen!“

Er trat zu seinem Schreibtisch und bewegte den Glockenzug.

„Lassen Sie den Herrn eintreten, der mir vorhin die Karte gesendet,“ sagte er dem Bureaudiener, und erwartungsvoll blickte er dem Eintretenden entgegen.

Reverend Mr. Douglas, wie er sich durch seine Karte angemeldet, ein breitschulteriger, kleiner, untersetzter Mann von etwa fünfzig Jahren, war eine jener Erscheinungen, welche man schwer wieder vergißt, sobald man sie einmal gesehen.

Sein großes, stark markirtes Gesicht mit hoher, breiter Stirn, von glatt herabhängendem Haar umgeben, von einzelnen Narben zerrissen, trug einen aus Energie und Schwärmerei gemischten Ausdruck; die Augen, so stark schielend, daß es unmöglich war, jemals ihren

Blick zu erfassen, bildeten im Verein mit dem großen, breiten Mund, den starken Kinnbacken und der mächtig hervortretenden, etwas schief im Gesichte stehenden Nase ein Bild von so ungemeiner Häßlichkeit, wie es schwer zum zweiten Male zu finden gewesen wäre. Dennoch entbehrte dieß auf den ersten Anblick fast erschreckende Ensemble nicht einer gewissen Anziehungskraft durch das Licht geistigen Lebens, welches diese so absonderlich gebildeten Züge durchschimmerte.

Mr. Douglas, in einfachem schwarzen Rock, trat in ruhiger Haltung herein, verneigte sich und blieb mit jener den englischen Geistlichen eigenthümlichen würdevollen Zurückhaltung vor dem Minister stehen.

Herr von Beust blickte ihn erstaunt und betroffen von der eigenthümlichen Erscheinung an.

Er deutete artig auf den Stuhl, welchen der Herzog von Gramont so eben verlassen, und setzte sich vor seinen Schreibtisch.

„Graf Platen schreibt mir," sagte er, als Mr. Douglas ihm gegenüber Platz genommen, im reinsten Englisch, — „daß Sie von England kommen und mir manches Interessante mitzutheilen haben."

Mit einer sonoren Stimme, deren Ton ein wenig an die Gewohnheit kirchlicher Vorträge erinnerte, erwiederte Mr. Douglas:

„Ich bin beglückt, den großen Staatsmann zu sehen, dessen Name uns Engländern sympathisch ist, dessen Geist ich lange bewundert habe und von dem ich überzeugt bin, daß er die Ideen, welche mich bewegen, verstehen und würdigen wird.“

Herr von Beust neigte lächelnd den Kopf. „Es freut mich sehr,“ sagte er, „wenn mein Name in England einen guten Klang hat, — ich bin meinerseits stets ein aufrichtiger Bewunderer des Geistes der englischen Nation gewesen.“

„Wir verfolgen in England,“ sagte Mr. Douglas, „mit gespanntem Interesse Alles, was Eure Excellenz thun, um die große Aufgabe zu erfüllen, welche Ihnen übertragen ist, — und,“ fügte er hinzu, „welcher Niemand in dem Grade gewachsen wäre, als Sie. — Ich insbesondere,“ fuhr er fort, „habe meine Blicke voll Aufmerksamkeit auf Ihr Werk gerichtet, weil ich dasselbe in Verbindung bringe mit einem großen Gedanken, der mich erfüllt und mächtig bewegt, — so mächtig, daß ich mich aufgemacht habe aus meiner Heimat, um auszuziehen zur Ausführung dessen, was mit der leuchtenden Gewalt der Wahrheit mein Inneres durchdringt.“

Herrn von Beust's erstaunte Blicke drückten die Spannung aus, mit welcher er den Mittheilungen entgegensah, die dieser eigenthümlichen Einleitung folgen sollten.

„Ich habe,“ fuhr Mr. Douglas fort, „die Geschichte Europas, wie sie sich in den letzten Jahren gestaltet und entwickelt hat, genau und aufmerksam verfolgt — und ich habe zugleich in Folge meines geistlichen Amtes die heiligen Schriften eingehend studirt, und aus dieser doppelten Beobachtung habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Offenbarungen des großen Evangelisten sich erfüllen und daß der Streit mit dem großen Drachen geführt werden muß, welcher gegen den Himmel anstürmt, damit die endliche Herrschaft des Reiches Gottes vorbereitet werde!“

Mit großen Augen sah Herr von Beust diesen Mann an, der da vor ihm saß, das scharf markirte Gesicht durchzittert von dem Ausdruck fanatischer Ueberzeugung, die rechte Hand erhoben mit zwei ausgestreckten Fingern, die linke auf die Brust gelegt. — Er wußte in der That nicht, was er mit dieser merkwürdigen Persönlichkeit anfangen sollte.

„Der Drache,“ sprach Mr. Douglas weiter, „ist Preußen, das die Grundsätze des Rechts zerstört, das die Heiligkeit des Glaubens, des Christenthums mit Füßen tritt, Thron und Altar zu Boden wirft und dem Unglauben; dem Heidenthum die Welt überantworten möchte. Die aber von ihm niedergeworfen und erwürgt sind, die Männer in den weißen Kleidern, das sind

Diejenigen, die am Recht, am Glauben, an der Religion festhalten, das sind Diejenigen, die sich vereinigen müssen, um dem Erzengel Michael beizustehen in dem großen Kampfe gegen den Drachen der Finsterniß."

Ein eigenthümliches Lächeln zuckte um die Lippen des Herrn von Beust. Schweigend und mit immer wachsender Verwunderung betrachtete er den sonderbaren Interpreten der Apokalypse.

Mr. Douglas ließ die Hand sinken, der Ausdruck der begeisterten Erregung schwand von seinem Gesicht und im Tone ruhiger Konversation fuhr er fort:

„Das Alles habe ich gefunden in der sorgsamen Verfolgung der Geschichte und dem Studium der Offenbarungen, — es ist mir immer klarer geworden, seit ich eingedrungen bin in die Geheimnisse des Spiritismus, — ich habe Verkehr gehabt mit den hervorragendsten Geistern der Vergangenheit, — und alle ihre Mittheilungen haben mir bestätigt, daß der Augenblick gekommen sei, um den gemeinsamen Kampf gegen den großen Drachen zu beginnen."

Herr von Beust schwieg immerfort.

„Diejenigen aber, welche berufen sind, diesen Kampf aufzunehmen, sich zu demselben in engem Bunde zu vereinigen, das sind diejenigen Mächte in Europa, welche jede in ihrer Weise am positiven Christenthume fest-

halten, welche das weiße Kleid der Auserwählten tragen: das ist England, die Vertreterin der reinen Hochkirche, — das ist Oesterreich und Frankreich, die katholischen Mächte, — das ist Rußland, welches in seiner Hand das griechische Kreuz trägt, dem der Osten huldigt. Was bedeutet," fuhr er fort, „der Unterschied, welcher die englische Hochkirche, den Katholizismus und den griechischen Kultus von einander trennt, im Vergleich zu dem Abgrunde, welcher alle diese Vertreter des christlichen Glaubens von jener Macht trennt, welche das Recht mit Füßen tritt, die Fürsten von den Thronen wirft und die Kirche zu einer Institution der Staatsraison macht? Die großen christlichen Mächte müssen sich also vereinigen, um Preußen und seinen Satelliten Italien niederzuwerfen, das Recht, die Autorität und den Glauben auf Erden wiederherzustellen."

Herr von Beust machte eine leichte ungeduldige Bewegung.

„Ich glaube nicht recht," sagte er mit einem kaum merkbaren Lächeln, „daß diese der geistlich-kirchlichen Anschauungsweise entnommenen Gesichtspunkte geeignet sein möchten, die Politik der Kabinette Europas zu bestimmen, — welche sehr weltlich gesinnt sind," fügte er mit leichtem Achselzucken hinzu.

Mr. Douglas lächelte mit überlegener Würde.

„Die weltlichen Interessen stimmen vollkommen mit den Bedingungen der vorbezeichneten Entwickelung der christlichen Weltordnung überein, — wie es ja überhaupt das Wesen der Religion ist, daß ihre Wahrheiten auch Diejenigen beherrschen und lenken, welche sie nicht erkennen. Betrachten Excellenz," fuhr er fort, „die Stellung und die nothwendigen Aufgaben der europäischen Mächte, — Sie werden finden, daß sie in ihrem eigenen, rein politischen, rein weltlichen Interesse handeln müssen, — wie sie nach meiner Auffassung der Weltlage handeln sollen. Sie, Excellenz, stehen an der Spitze des österreichischen Staates, — welcher niedergeworfen ist von dem gemeinsamen Feinde, beraubt seiner heiligsten und unantastbarsten Rechte, dem Verfall und Untergang preisgegeben, wenn er sich nicht aufrafft zu ernstem, rücksichtslosem Kampf. Sie sind bedroht von Italien, dem Bundesgenossen Ihres Feindes, — Sie sind angewiesen auf die Allianz Frankreichs, das nur bestehen kann, wenn es sich fest stützt auf die Religion und das Recht, denn in seinem Innern gährt schon die Revolution, und die Kraft der Religion, das ewige Recht allein kann die aus dem Krater heraufdrängenden bösen Geister bannen. — Die beiden anderen Mächte," fuhr Mr. Douglas seufzend fort, „welche berufen wären, an dem großen Kampfe theilzunehmen, stehen leider ab-

seits — England, mein Vaterland, — weil es versunken ist in Materialismus, — aber es schläft nur, es kommt darauf an, den alten englischen Sinn zu wecken, und England wird von Neuem seine ganze Kraft einsetzen, um das heilige Recht zur Geltung zu bringen. Rußland — ich bin überzeugt, daß man dort mit Besorgniß den Umsturz alles dessen sieht, was als heilig und ehrwürdig jahrhundertelang dagestanden hat, — aber Rußland ist von Denen, welche mit ihm gemeinsam handeln müßten, zurückgestoßen, man hat ihm den Weg seiner naturgemäßen Entwickelung verschlossen, statt sich mit ihm zu vereinigen, um die Heiden aus der alten Hauptstadt Konstantin's des Großen zu vertreiben, — dadurch hat man Rußland gewaltsam zu Preußen gedrängt und die Kraft des allgemeinen Feindes mächtig verstärkt."

Herr von Beust hatte immer aufmerksamer zugehört.

„Sie würden also, um Ihre Ideen, — die mich sehr interessiren, zur Ausführung zu bringen —" fragte er mit forschendem Blick.

„Rußland vor Allem, diese christliche Macht, den Bannerträger des Christenthums im Osten, von Preußen trennen; durch eine richtige Behandlung der orientalischen Frage würde das sehr leicht sein, — England

aufrütteln aus seiner Lethargie, — durch zahlreiche Freunde, welche denken wie ich, durch kräftige Benutzung der Presse würde auch das bald geschehen können, — und dann," fuhr er fort, abermals die Hand mit den emporgerichteten Fingern erhebend, „den Vernichtungskampf des großen europäischen Bundes für das christliche Recht gegen das Heidenthum in Staat und Kirche beginnen. Der Sieg kann nicht fehlen."

Herr von Beust sann einen Augenblick nach.

„Haben Sie schon mit Jemand über Ihre Ideen und Ihre Pläne gesprochen?" fragte er.

„Ganz im Allgemeinen mit einigen gleichgesinnten Freunden in England," erwiederte Mr. Douglas; — „eingehender und was die Durchführung der Gedanken betrifft, die mich bewegen — noch nicht, als hier. — Es ließ mir keine Ruhe," fuhr er fort, „Tag und Nacht bewegte mich der immer mächtiger und klarer in mir sich emporarbeitende Gedanke, ich fühlte die Mission in mir, seine Ausführung den Mächtigen der Erde zu predigen, — aber wie sollte meine Stimme, die Stimme eines einfachen Geistlichen, der bisher in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien und den Pflichten seines Amtes gelebt, dahin bringen, wo die Macht wohnt, in die Geschicke der Welt einzugreifen? — Da gab mir Gott, den ich anrief, ein," fuhr er fort, „mich an den

König von Hannover zu wenden, — er ist geborener Prinz meines Landes, er ist hart und schwer von dem mächtig durch die Welt schreitenden Unrecht getroffen, — er mußte besonders berufen sein, mir meinen Weg zu öffnen. Ich erhielt von einer Dame ein Einführungsschreiben an die Königin Marie, welche in trauriger Einsamkeit auf der Marienburg leidet, — ohne Besorgniß ließen die preußischen Wachen mich, den einfachen Geistlichen, zu der hohen Frau, und ich brachte ihr Trost und Stärkung, ich erweckte in ihr den Glauben und das Vertrauen auf die göttliche Hülfe und deutete ihr an, wie durch die Macht des christlichen Gedankens die Mächte Europas erweckt werden müßten, um alles Recht und auch das ihrige wieder aufzurichten. — Die Königin verstand mich und sendete mich an ihren erhabenen Gemahl nach Hietzing, welchem ich in großen Zügen den Gedanken entwickelte, der mich erfüllt. Der König," fuhr er fort, „ergriff meine Ideen mit großem Interesse, er begriff vollständig sowohl die christlich-religiösen Prinzipien, von welchen ich ausging, als auch die politischen Kombinationen, durch welche ich die Erreichung meines großen Zieles möglich machen wollte, — und er befahl sogleich, mir den Weg zu Eurer Excellenz zu öffnen, ‚denn,' sagte Seine Majestät zu mir, ‚dort werden Sie den großen Geist finden, um Ihre Gedanken zu erfassen,

und die geschickte Hand, um Ihnen den Weg zu ihrer Ausführung zu zeigen und zu öffnen.'"

Herr von Beust hatte nachdenkend zugehört.

„Ich bin in der That frappirt von Ihrer Auffassung," sagte er, als Mr. Douglas schwieg, — „Sie fassen mit weitem Blick die ganze Gesammtlage Europas zusammen und bezeichnen so scharf und treffend die Punkte, welche die Situation bestimmen, — daß ich lebhaft bedauern würde, wenn diese Gedanken lediglich private Reflexionen blieben. Ich freue mich meinerseits, Ihre Ideen gehört zu haben, — allein," fügte er achselzuckend hinzu, „ich vertrete nur Eine europäische Macht, und zwar eine Macht, welche in diesem Augenblicke sehr wenig mächtig ist, — um Ihren Gedanken ernste, praktische Folgen zu geben, müßten dieselben in Paris und St. Petersburg gehört und erfaßt werden."

„Ich wünsche nichts mehr," rief Mr. Douglas, „als dort Gehör zu finden! — Der König von Hannover hat mir versprochen, mich sowohl beim Kaiser Napoleon einzuführen als auch in St. Petersburg, wo er und besonders die Königin, mit der ich darüber schon sprach, besonders nahe Beziehungen hat. — Ich möchte indeß," fuhr er fort, — „nicht ausschließlich als Verfechter der ganz besonderen Rechte des Königs von Hannover dastehen, — ich möchte eine Macht wenigstens

zur Seite haben, deren Zustimmung und Unterstützung meinen Worten größeres Gewicht geben würde."

„Ich bin vollständig bereit, mein lieber Mr. Douglas," sagte Herr von Beust, „Sie auf jede Weise in Ihrem Werke zu unterstützen, — in der Weise natürlich, in der das möglich ist, denn Sie werden begreifen, daß, so sehr ich Ihre Gedanken bewundere und billige, ich sie nicht offiziell als die Formel der österreichischen Politik aufstellen kann, — das würde Ihnen den Eingang erschweren und vorzeitige Publizität und Wachsamkeit der Gegner hervorrufen. — Ich würde es indeß," fuhr er fort, „für höchst wichtig und bedeutungsvoll halten, wenn Sie persönlich mit der eindringenden Beredsamkeit, deren Wirkung ich so eben empfunden," — er verneigte sich mit verbindlichem Lächeln — „Ihre Kombinationen dem Kaiser Napoleon, sowie dem Kaiser Alexander und dem Fürsten Gortschakoff entwickelten. — Ich glaube nun," sagte er nach einem kurzen Nachdenken, „daß es das Beste wäre, wenn Sie sich zunächst durch die Beziehungen des Königs von Hannover, dessen Sache mir am Herzen liegt und gegen welchen Oesterreich eine Ehrenverpflichtung hat, — einführen ließen. Ich werde die Vertreter Oesterreichs anweisen, Sie in jeder Weise zu unterstützen und Ihnen überall, wo Sie es nöthig finden, den Zugang zu erleichtern. Zunächst

müßten Sie nach Paris gehen, lassen Sie sich einen Brief vom Könige von Hannover geben, — ich werde Ihnen eine Einführung an den Fürsten Metternich mitgeben, — demnächst müßten Sie dann Ihr Werk in St. Petersburg beginnen.“

„Ich danke Eurer Excellenz von ganzem Herzen für dieß freundliche Entgegenkommen und diese wirksame Unterstützung,“ sagte Mr. Douglas, — „auf welche ich bestimmt hoffte, — und werde sogleich mit dem Könige von Hannover sprechen, — er wird sehr erfreut sein, daß ich bei Eurer Excellenz so volles Verständniß gefunden.“

„Jedenfalls werde ich Sie noch sehen,“ sagte Herr von Beust, — „kommen Sie Abends zu mir, — da werde ich stets für Sie zu Hause sein, wenn keine drängenden Geschäfte mich mehr stören, — ich werde mich freuen, mit Ihnen noch eingehender und ausführlicher mich zu unterhalten. Ich hoffe, daß Sie mich von Paris und demnächst von St. Petersburg aus fortlaufend und genau über Ihre Unterhaltungen und Ihre Erfolge unterrichten werden.“

„Ich stehe von diesem Augenblick an ganz zu Eurer Excellenz Disposition!“ sagte Mr. Douglas aufstehend, — „verfügen Sie vollständig über mich und seien Sie überzeugt,“ fügte er die Hand erhebend hinzu,

„daß ich Alles aufbieten werde, um die Leitung der europäischen Politik in Ihre Hände zu legen.“

„Haben Sie mit dem Grafen Platen über Ihre Ideen gesprochen?“ fragte Herr von Beust.

„Wenig,“ antwortete Mr. Douglas achselzuckend, „ich hielt es kaum für nöthig.“

Herr von Beust nickte lächelnd mit dem Kopf.

„Auf Wiedersehen also!“ sagte er aufstehend und reichte Mr. Douglas die Hand, welcher sich darauf langsam und ruhigen Schrittes entfernte.

„Though this be madness, — yet there is method in't!“ rief Herr von Beust, indem er sich wieder in seinen Lehnstuhl setzte und nachdenklich vor sich hin blickte. — „Lassen wir diesen sonderbaren Schwärmer als ballon d'essai die Stimmung der Kabinette sondiren, jedenfalls wird er Manches sehen und hören, was dem Blick der Diplomatie verborgen bleibt und mir als Information von hohem Nutzen sein kann. — Und wenn er auch von dem Standpunkt theosophischer Schwärmerei ausgeht, — seine politischen Gedanken passen vollständig in meinen Plan, — der Kaiser Napoleon ist zugänglich für schwärmerische Mystik, — und in Petersburg, — wer weiß, — auch Frau von Krüdener hatte einst großen Einfluß, — und sie zog aus ihren dunklen Prämissen nicht so klare Konsequenzen als dieser

eigenthümliche Mensch. Je mehr Fäden, je besser — und am besten und wirksamsten ist oft derjenige, welcher in verborgener Dunkelheit sich hinzieht."

Er warf einen Blick auf seine Uhr und zog die Glocke.

„Sagen Sie meinem Diener," befahl er dem eintretenden Bureaubeamten, „daß er mein Pferd vorführen lasse, — ich will ausreiten!"

Elftes Kapitel.

In dem Hause der Rue Notredame de Lorette, dessen Beletage auf der einen Seite von Mademoiselle Julia, der Freundin des Herrn von Grabenow, bewohnt wurde, saß auf der andern Seite, an deren Eingangsthüre man auf einem Schild von Porzellan den Namen las: Romano, Maler, — in einem ziemlich geräumigen, unvollständig möblirten Salon ein Mann über einen großen Zeichentisch gebückt, eifrig beschäftigt mit einer Zeichnung in schwarzer Tusche.

Er trug einen schwarzen, verschossenen Sammetrock, sein lang an den Schläfen herabhängendes schwarzes Haar war dünn geworden und zeigte hie und da ergrauende Stellen, ja einzelne Silberfäden, — obgleich die Züge seines Gesichts auf kaum mehr als ein Alter von vier= bis fünfunddreißig Jahren schließen ließen. Dieß Gesicht war von schönem, edlem Schnitt, unter der Stirn, zu hoch geworden durch das frühzeitig ausgefallene Haar, glänzten, von schön gezeichneten dunklen Brauen

überwölbt, tiefschwarze Augen, deren Blick in fieberhaftem Glanz leuchtete, die griechische Nase trat scharf aus dem mageren Gesicht hervor und um den feinen Mund, dessen Lippen sich fest aufeinander preßten, zuckten in peinlichem Nervenspiel jene eigenthümlichen Linien, welche tiefer Seelenschmerz dem Menschenantlitz eingräbt.

Neben dem andern Fenster stand ein altes Kanape mit zerrissenem Ueberzug, daneben eine Staffelei und ein Tisch mit einer Palette, Pinseln und einem Blechkasten voll Oelfarben. Auf der Staffelei sah man ein großes Bild, die Auferstehung Christi darstellend, — die Konturen waren genial gezeichnet, einzelne Partieen fast vollendet, andere kaum angefangen, das Ganze trug den Stempel des Unvollendeten, Zerrissenen, — der künstlerischen Unsicherheit.

Neben dem Kamin, in welchem die letzten Funken eines erlöschenden Feuers verglühten, hing ein lebensgroßes Bild einer jungen Frau in weißer, idealischer Gewandung, welche der jungen Julia sprechend ähnlich sah.

Der Maler Romano starrte trübe auf seine Zeichnung — schlaff sank die magere, von blauen Adern durchzogene Hand auf das Papier nieder, das brennende große Auge starrte blicklos auf die Konturen. Dann plötzlich erhob er sich in rascher Bewegung, warf den

Stift, den seine Hand mechanisch gehalten, fort und schritt im Zimmer auf und ab.

„Welch' ein Dasein," rief er, — „welch' ein jammervolles Hinsiechen dieser athmenden Maschine, welche bestimmt war zur edlen Wohnung des nach Gottes Ebenbilde geschaffenen Geistes, — und welche nichts weiter mehr ist als das öde und jammervolle Gefängniß einer gebrochenen, zerrütteten Seele, die ihren irdischen Kerker nur verlassen wird, — um dem Abgrund der ewigen Qual zu verfallen!"

Er warf sich auf das alte Kanape und starrte düster vor sich hin.

„Wie oft," flüsterte er, „habe ich die durstigen Lippen geöffnet, um das Ende dieses entsetzlichen Daseins im erlösenden Gift zu trinken, — wie oft habe ich den dreischneidigen Dolch nach diesem verzweifelten Herzen gezückt, um seinen bangen Schlägen für immer Halt zu gebieten, — aber meine Lippen haben sich angstvoll geschlossen, — meine Hand ist zitternd herabgesunken bei dem Gedanken, daß ich die Qual dieses Lebens nur verlassen würde, um vor dem wetterflammenden Thron des ewigen Richters zu erscheinen! — Mein Verbrechen ist groß — ungeheuer," rief er schmerzlich die Hände ringend, — „aber meine Leiden und meine Reue sind eben so groß, eben so furchtbar! Wenn

die Liebe Gottes wägte, — nicht die unerbittliche Gerechtigkeit, — meine Schuld könnte gesühnt sein, — aber habe ich ein Recht an die Liebe, — ich, der ich das Vertrauen der treuesten Liebe so schmählich getäuscht? — Er zwar," sagte er leise, indem eine Thräne in seinem brennenden Auge schimmerte, „er, mein verrathener Bruder, — er würde verzeihen mit seinem großen Herzen voll Erbarmen und Milde, und oft habe ich mich aufmachen wollen, um ihn aufzusuchen und zu seinen Füßen seine Vergebung zu erflehen — aber die Scham, die Verzweiflung halten mich zurück!"

Er blickte lange auf das unvollendete Gemälde auf der Staffelei.

„O du heilige, göttliche Kunst," rief er, indem ein träumerisch weicher Schimmer seinen Blick erleuchtete, — „wie habe ich dich geliebt, wie rankte sich meine Seele empor an den erhabenen Vorbildern der großen Vergangenheit, wie glühte mein Herz von schöpferischem Drange, — o ich hätte Großes und Schönes schaffen können, denn mein Auge war geöffnet dem Heiligthum der ewigen Schönheit, und meine Hand war geschickt, die Gesichte meines Innern zu verkörpern, — aber seit ich gefrevelt an der Treue und dem Vertrauen meines Bruders, seit ich der gebenedeiten Jungfrau die Züge des sündigen Weibes gab und sündige Gedanken bei dem

heiligen Werk meine Seele mit Schlangenringen umzogen, — seitdem verschließt sich die Harmonie der Schönheit meinem Auge und meine Hand hat die Schöpfungskraft verloren, — sie kann nur sklavisch wiedergeben die Bilder des gemeinen Lebens! — Ich wollte die Auferstehung des Heilandes malen," murmelte er finster, die brennenden Blicke auf die Leinwand gerichtet, — „ich hoffte Trost zu finden in dem gnadenreichen Bilde des Erlösers, der aus dem irdischen Grabe zum Throne des Vaters emporsteigt, die Schuld der ganzen Menschheit in seinen reinen Händen tragend, um sie mit dem heiligen Blute, das er am Kreuz vergossen, zu sühnen vor dem Stuhle des Richters, — aber," rief er die Zähne zusammenpressend und die Hände ringend, — „mich berührt der Strahl der Gnade nicht, — trat auch zuweilen das von Erbarmen leuchtende Antlitz des Heilandes vor mein inneres Auge, — ich konnte es nicht wiedergeben, — es nahm unter meinem Pinsel die Züge des erbarmungslosen, strengen, unerbittlichen Richters an, — oder die Dämonen, welche meinen Geist umschwebten, ihn erwartend für die ewige Verdammniß, entstellten des Erlösers himmlisches Antlitz zur teuflischen Fratze!"

Er sank ächzend in sich zusammen und ließ den Kopf in die Seitenkissen sinken.

Lange lag er so still und unbeweglich, — man hörte nichts als die tiefen Athemzüge, welche in schmerzlichen Seufzern aus seiner Brust hervordrangen.

Die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich, — man sah einen reich möblirten Salon, aus demselben trat in das Zimmer des Malers eine Frau von hoher, üppiger und voller Gestalt in einem weiten Kleide von schwerem, rauschendem, dunklem Seidenstoff, das volle schwarze Haar in großen Flechten zu einer jener sonderbaren Coiffuren verschlungen, welche jene Zeit in so vielen Formen hervorbrachte, Formen, die keiner Epoche, keinem Geschmack angehörten und höchstens an die Bewohnerinnen ferner, von der Civilisation noch unberührter Küstenstriche erinnern konnten.

Man sah auf den ersten Blick, daß diese Frau das Urbild des über dem Kamin hängenden Porträts sein mußte, — es waren dieselben edlen, klassischen Züge, — dieselbe Wölbung der Augenbrauen, dieselbe frappante Aehnlichkeit mit der Geliebten des jungen Herrn von Grabenow.

Aber über das Gesicht dieser Frau waren die Jahre mit ihrer zerstörenden Macht dahingezogen, und mehr, als die Jahre es vermocht, hatte die zersetzende Kraft gewaltiger Leidenschaften die ursprünglichen Formen durchwühlt und ihrem natürlichen Adel den Stempel sinn-

licher Niedrigkeit aufgedrückt. Man sah, daß diese Frau vor der Zeit gealtert war, die tiefen Linien des Gesichts, obwohl bedeckt durch geschickte Auflegung von Roth und Weiß, das starre, ungraziöse Lächeln, welches zuweilen den von Natur so schön geformten Mund umspielte, standen nicht im Einklang mit den noch weichen und elastischen Bewegungen ihrer Gestalt.

Diese Frau blieb in der Thüre stehen und ließ ihren Blick durch das einfache, ärmliche Gemach schweifen, das einen eigenthümlichen Kontrast bildete mit dem luxuriös ausgestatteten Salon, den sie geöffnet hatte.

Endlich haftete ihr Auge auf dem bewegungslos in der Ecke des Kanapes daliegenden Maler. Ein Ausdruck von Hohn und Verachtung blitzte in ihrem Auge auf, mit einem bitteren Lächeln zuckte sie die Achseln.

„Ist Julia hier?“ fragte sie mit einer Stimme, deren ursprünglich voller, melodischer Klang scharf und rauh geworden war.

Beim Tone dieser Stimme fuhr der Maler empor und blickte wie erschrocken in eine fremde Welt zurückkehrend zu ihr hin.

„Ich suchte Julia hier,“ sagte sie kalt und scharf, — „ich habe mit ihr zu sprechen und glaubte sie hier

zu finden. Mr. Mireport wird in einer halben Stunde hier sein, um sie singen zu hören."

Der Maler stand auf. Der trostlos apathische Ausdruck seines bleichen Gesichts machte einer unwilligen Erregung Platz, — eine feine Röthe erschien auf den eingesunkenen Wangen, ein krankhafter Glanz entzündete sich in seinen dunkeln, tiefliegenden Augen.

„Du hast also die Idee nicht aufgegeben, sie auf das Theater zu bringen?" fragte er.

„Wie sollte ich?" sagte sie kurz und scharf. „Ich muß an die Zukunft denken, — an die Existenz des Kindes und an die unserige; bis jetzt habe ich dafür gesorgt, — wenn ich alt werde, muß ich diese Sorge auf meine Tochter übertragen."

„Unsere Existenz?" fragte er, — „ich habe Dich für die meinige nie in Anspruch genommen!" fügte er mit einer Aufwallung edlen Stolzes hinzu, „meine Arbeit hat mir stets meine Existenz verschafft!"

„Die Arbeit eines Zeichners für die illustrirten Journale," sagte sie spöttisch die Achseln zuckend, — „eine Existenz wie diese!"

Und sie ließ ihren Blick verächtlich über die ärmliche Ausstattung des Zimmers gleiten.

„Ich ziehe sie der Deinigen vor," sagte er ruhig, — „mein einziger Trost in der Pein meiner Gewissens-

angst ist diese Einfachheit und Armuth, — an welcher wenigstens die Sünde keinen Antheil hat, — und die Schande nicht haftet."

Ein Lächeln voll kalten Hohnes zuckte um ihre Lippen.

„Das sind Phrasen, die ich nicht verstehe," sagte sie in gleichgültigem Tone, „und die keinen Eindruck auf mich machen, — ich meinerseits lege an die Forderungen und Bedürfnisse meines Lebens einen andern Maßstab und werde auch in meiner Weise für die Zukunft meiner Tochter sorgen. — Hättest Du," fuhr sie in schneidendem Tone fort, „Dein reiches Talent angewendet, um Bilder zu schaffen, aus dem vollen, heitern Leben gegriffen, voll Lust, Kraft und Wahrheit, Du hättest Deine Leinwand und Deine Farben in Gold verwandeln können, genügend, um uns Allen eine frohe und sorgenfreie Existenz zu schaffen, — statt dessen brütest Du träumend über idealen Heiligenbildern, die Dir nicht gelingen, — und zeichnest, Du, der Du unter den Ersten der Kunst stehen könntest, — elende Holzschnitte für die blöde Menge."

Er seufzte tief.

„Du hast die Schlange gerufen in den blühenden Garten meines Daseins," sagte er mit schmerzlichem Lächeln, — „Du hast mir die berauschende Frucht der

Sünde gereicht, — verhöhne jetzt den vom Fluche Getroffenen! — Doch," sagte er nach einem kurzen Schweigen, — „Du weißt, daß Julia das Auftreten auf diesen Bühnen verabscheut, welche nichts weiter sind als eine Ausstellung der Schönheit, eine Konkurrenz um den höchsten Preis für dieselbe, sie will den Weg nicht gehen, zu welchem diese Bühnen der erste Schritt sind, und ich werde mich widersetzen, daß man sie zu diesem ersten Schritt überredet!"

„Du?" rief sie höhnisch, — „mit welchem Recht? — Wer gibt Dir die Befugniß, in das einzugreifen, was ich über die Zukunft meiner Tochter bestimme? — Den ersten Schritt?" fuhr sie mit einer verächtlichen Handbewegung fort, — „hat sie ihn vielleicht nicht gethan, — ist sie nicht, wie das ganze Quartier weiß, die Geliebte dieses kleinen, langweiligen Deutschen, der mich mit seiner Sentimentalität zur Verzweiflung bringt?"

„Schlimm genug, daß es so ist!" rief er seufzend, — „ich konnte es nicht hindern, da Du ihr alle Freiheit und Gelegenheit gabst, — aber sie ist nicht innerlich gefallen, — es ist die Liebe, die wahre, reine Liebe ihres jungen Herzens, der sie gefolgt ist, — die Welt mag urtheilen wie sie will, das Verhältniß der beiden Kinder ist ein gutes — ein reines — und vielleicht —" sagte er leise und sinnend.

„Das ist Alles sehr schön und gut," rief sie, ihn rauh unterbrechend, — „aber wie lange soll das dauern, — wohin soll das führen? Dieser junge Mann wird abreisen, zurückkehren in seine ferne Heimat, — ist er unabhängig, um ihr eine sichere Existenz für das Leben zu schaffen? — Nein, — er wird sie vergessen, — und sie wird darauf angewiesen sein, für sich zu sorgen. Dazu muß ich ihr den Weg öffnen — einen Weg, den so Viele gehen, welche die Welt bewundert, einen Weg, auf welchem Ruhm, Gold und Diamanten spielend zu gewinnen sind, und welcher sie zur Unabhängigkeit und zu sorgenfreiem Alter führt."

„Und wenn Er eines Tages wiederkäme," rief der Maler mit glühendem Blick, „wenn mein Bruder vor Dich hinträte und fragte: ‚Lukretia, was hast Du aus meiner Tochter gemacht?' — glaubst Du ihm dann diesen Ruhm, dieß Gold und diese Diamanten zeigen und ihm sagen zu können: ‚so habe ich für Dein Kind gesorgt?'"

Ein leichtes Zittern lief durch die Glieder der Frau. Sie schlug die Augen nieder und schwieg.

„Ich aber," fuhr er fort, — „will nicht ablassen in der Mühe, sein Kind vor dem unrettbaren Fall in den Abgrund zu bewahren, so viel ich kann, — Du weißt," sagte er düster, „daß nur diese Pflicht, die ich

mir vorgesteckt habe als die heiligste Aufgabe meines Lebens, mich bisher an Deine Wege gefesselt hat, — wie an das Leben," fügte er mit dumpfer Stimme hinzu, — „ich werde suchen, sie zu erfüllen bis zum letzten Augenblick, — und sollte ich dazu nicht mehr allein im Stande sein, so werde ich meine Scham, meine Angst überwinden, — ich werde ihn suchen, — ihn zu Hülfe rufen — und Er wird die Macht haben, sein Kind zu retten!"

Ein feindlicher, scharfer Blick schoß aus ihrem Auge zu ihm herüber. Schnell verbarg sie diesen Blick unter den gesenkten Lidern, ein gezwungenes Lächeln erschien auf ihren Lippen und mit ruhigem, fast sanftem Tone sprach sie:

„Du weißt, daß ich meine Tochter liebe und für ihr Glück und ihre Zukunft sorgen will, — in meiner Weise freilich, die nach meiner Ueberzeugung die beste ist. — Uebrigens," fuhr sie fort, — „ist sie frei — und ich kann sie nicht zwingen, — sie muß ihren endlichen Entschluß selbst fassen."

Bevor er antworten konnte, hörte man die Thüre des ersten Salons sich öffnen, — mit leichtem, elastischem Schritt schwebte die schlanke Gestalt Julia's über den weichen Teppich und erschien hinter ihrer Mutter in dem Rahmen der Thüre.

Das junge Mädchen trug einen einfachen Anzug von leichter violetter Seide, in dem einfach geordneten, glänzenden Haar eine Schleife von gleicher Farbe, ein kleines goldenes Kreuz an schwarzem Bande um den von einer leicht gekräuselten Spitze eingefaßten Hals.

Es war ein eigenthümliches Bild, diese beiden sich so ähnlichen und doch so verschiedenen Frauengestalten da neben einander zu sehen. Trauer und Wehmuth mußte es erregen, zu denken, daß die Mutter einst gewesen, wie die Tochter jetzt war; bange Furcht mußte der Gedanke erwecken, daß die Tochter einst der Mutter gleichen könne.

Julia blieb in der Thüre stehen, ein wenig erstaunt, wie es schien, ihre Mutter hier zu finden, welche sie sonst nicht gewohnt war, häufig in dem einfachen Wohnzimmer des Malers zu begegnen. Sie ging auf ihre Mutter zu und küßte ihr in ehrerbietiger Weise die Hand, wobei der Blick der älteren Dame wohlgefällig über die schlanke, biegsame Gestalt des jungen Mädchens hinglitt. Dann aber eilte diese schnell zu dem Maler hin und bot ihm mit reizendem Lächeln die Stirn, auf welche er mit inniger Zärtlichkeit seine Lippen drückte.

„Wie geht es meinem theuren Vater heute?“ fragte Julia mit ihrer reinen, weichen Stimme.

Der Maler senkte den Blick vor dieser einfachen Frage und antwortete, ohne das junge Mädchen anzusehen:

„Mir ist stets wohl, wenn ich die liebe Stimme meiner theuren Julietta höre.“

„Noch immer hast Du keinen weiteren Strich an diesem ewigen Bilde gemalt,“ sagte Julia, einen Blick auf die Staffelei werfend, — „ich kenne das nun schon seit Jahren, — warum ist der Kopf des Heilands da immer in einer Wolke von Grau verborgen? Du würdest ihn doch so schön malen können, lieber Vater, — o ich wollte, ich könnte Dir das Bild zeigen, das in mir lebt, — ich weiß ganz genau,“ sagte sie, den tiefen Blick mit treuherziger Kindlichkeit auf den Maler richtend, — „wie er aussehen müßte der gütige Heiland, als er nach der Erlösung der Menschheit zum Himmel zurückkehrte, um dem Vater zu sagen: ‚Ich habe der Welt Sünde auf mich genommen, ich habe die vergangenen und kommenden Geschlechter der Menschen in meinem Blute rein gewaschen von ihrer Schuld, — ich habe dem Tode seinen Schrecken, der Hölle ihren Stachel genommen!‘“

Und wunderbare Begeisterung, glaubensvolle Andacht strahlte von ihrem frischen Gesicht.

Der Maler hatte die Hände gefaltet und mit angst=

voller Spannung blickte er in die erregten Züge des jungen Mädchens, als hoffe er, das Bild des verzeihenden, alle Sünde und Schuld hinwegnehmenden Christus, das sie beschrieb, solle auch seinem heißen, dürstenden Blicke sichtbar werden.

„Was macht Dein Freund,“ fragte Madame Lukretia in leichtem Tone, — „war er heute noch nicht da? Gehst Du nicht aus?“

Das junge Mädchen senkte den Blick, ein wehmüthiger Zug legte sich um ihre Lippen, während eine flüchtige Röthe ihre Wangen färbte.

„Er war noch nicht hier,“ sagte sie, — „ich erwarte ihn später, — es ist mir so peinlich, so angstvoll, in die Welt zu gehen, eine stille Spazierfahrt am späten Abend, wenn man Niemand mehr in den Alleen des Bois de Boulogne begegnet, macht mir mehr Freude!“

Ihre Mutter schüttelte den Kopf. „Das sind träumerische Phantasieen, die Du ablegen mußt, mein Kind,“ sagte sie, „im Gegentheil, Du solltest Dich zeigen, wenn das ganze elegante Paris sich Rendezvous an den Seen gibt, — Du hast in der That keine Ursache, Dich zu verbergen,“ fügte sie mit einem wohlgefälligen Blick auf ihre Tochter hinzu, „und Dein Freund kann wahrlich stolz sein, mit Dir vor den Blicken der schönen Welt zu erscheinen!“

Ein glühendes Roth stieg in das Gesicht Julia's, ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Sie antwortete nichts auf die Bemerkung ihrer Mutter.

„Für heute," sagte diese, „ist es mir übrigens lieb, daß Du zu Hause geblieben bist, — ich erwarte einen Freund, dem ich von Deiner Stimme gesprochen habe und der begierig ist, Dich zu hören, — ich glaube, da ist er schon," fügte sie hinzu, auf ein Geräusch horchend, welches sich vor der Thüre des ersten Salons vernehmen ließ.

Rasch trat sie in diesen Salon zurück, während Julia mit erschrockenem Blick ihr nachsah.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, mein Kind," sagte der Maler zu dem jungen Mädchen herantretend, — „wenn Du einen Augenblick zu ungestörter Unterhaltung frei hast, so komm zu mir — oder laß mir sagen, daß ich Dich besuchen könne."

„O ich komme lieber zu Dir, mein Vater," sagte das junge Mädchen lebhaft, — „hier bin ich so gern, — alle diese einfachen, kleinen Dinge erinnern mich an meine stille, glückliche Kindheit, — welche für immer dahin ist!" fügte sie seufzend hinzu.

„Julia!" rief ihre Mutter aus dem andern Zimmer.

Das junge Mädchen folgte dem Ruf und trat in den reichen, mit dunkelrothen Seidenmöbeln fast zu voll gestellten Salon ihrer Mutter.

Der Maler schloß die Thüre hinter ihr.

Madame Lukretia saß auf einer schräg vor dem Kamin stehenden Causeuse — vor ihr lehnte in einem kleinen, weiten und bequemen Fauteuil ein Mann von fünfzig bis sechzig Jahren, nach der neuesten Mode gekleidet, das frisirte Haar und den kleinen spitzen Schnurrbart glänzend schwarz gefärbt. Seine dunkeln, stechenden Augen blickten scharf und lauernd umher, die verwitterten Züge des gelblichen Gesichts kontrastirten merkwürdig mit seiner jugendlichen Haltung und Kleidung, die scharf gebogene Nase erinnerte an den Schnabel eines Raubvogels, der große Mund mit etwas hervorstehender Unterlippe ließ bei dem häufigen, fast mechanischen Lächeln eine Reihe glänzender Zähne sehen, welche eben so sorgfältig gearbeitet waren als die übrigen Gegenstände seiner Toilette. Der starke Geruch eines durchdringenden Moschusparfüms umgab wie eine Atmosphäre diese eigenthümliche und durchaus nicht sympathische Erscheinung.

„Herr Mireport, ein großer Freund der Musik," sagte Madame Lukretia, den Fremden ihrer Tochter vorstellend, — „ich sprach mit ihm von Deiner Stimme, — und er ist begierig, Dich singen zu hören, — willst Du so gut sein, uns irgend etwas vorzutragen, —

aber," fügte sie lächelnd hinzu, „nimm Dich zusammen, denn Herr Mireport ist ein feiner Kenner."

Herr Mireport erhob sich ein wenig zu einer kurzen Verbeugung, wobei er aus seinen schwarzen, funkelnden Augen einen prüfenden Blick auf das junge Mädchen warf, der dessen ganze Gestalt umfaßte, — einen Blick, wie ihn etwa ein Pferdehändler auf ein Pferd werfen würde, das man ihm zum Kauf anbietet.

Julia senkte die Augen unter diesem Blick und verneigte sich leicht.

„Ich bin höchst erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Fräulein," sagte er mit etwas heiserer Stimme, indem ein zufriedenes Lächeln seine Lippen umspielte, — und sich zu der Mutter wendend fügte er halblaut hinzu: „Ich wette, die Kleine wird Furore machen, wenn sie nur ein wenig Stimme hat und ihre Blödigkeit ablegt."

„Mein Gesang ist nicht gemacht, um die Prüfung eines Kenners zu bestehen," sagte Julia in ziemlich kaltem Tone, der sehr wenig Neigung verrieth, den ihr antipathischen Fremden zum Richter über ihre Stimme zu machen.

„Falsche Bescheidenheit, falsche Bescheidenheit, meine Kleine," sagte Herr Mireport, — „das müssen Sie ablegen, — denn das macht befangen und hindert die

Entwickelung der Kraft und Geschmeidigkeit der Stimme, — fürchten Sie übrigens nicht," fügte er lächelnd hinzu, „daß ich ein strenger Richter sein werde, — bei so viel Schönheit und Anmuth ist das Urtheil schon zum Voraus bestochen."

„Singe nur, mein Kind," sagte Madame Lukretia in bestimmtem Tone, — „wir sind ja ganz unter uns und ich habe den Herrn gebeten, mir ein Urtheil über Deine Fähigkeit zu geben."

Auf diese Aufforderung ihrer Mutter ging das junge Mädchen langsam zu einem in der Nähe des Fensters stehenden Pianino, Herr Mireport folgte aufmerksamen Blickes ihren Bewegungen.

„Viel Elastizität im Gange," sagte er mit halber Stimme, — „schöne Bewegung der Hüften, — sie wird Furore machen, ich sehe schon alle jungen Herren in Ekstase, — eine Ernte von Diamanten."

Julia hatte sich vor das Pianino gesetzt, richtete einen Augenblick das Auge sinnend empor und begann mit ihrer klangvollen Stimme zu singen:

„Quand je quittais ma Normandie —"

Herr Mireport hörte aufmerksam zu, — anfangs etwas betroffen über die Wahl dieses einfachen, in wehmüthiger Träumerei anklingenden Liedes, das er nach seinem Gespräch mit der Mutter wohl nicht erwartet

haben mochte, schien er immer mehr die Biegsamkeit und den Wohllaut der Stimme und den seelenvollen Vortrag zu bewundern.

Julia hatte vergessen, daß sie Zuhörer hatte, sie folgte dem Liede, das mit ihrer Stimmung harmonirte, und sang mit tief wehmüthiger Wahrheit:

„Il est un âge dans la vie
Où chaque rêve doit finir
Un âge où l'ame recueillie
A besoin de se souvenir —“

„Bravo, bravo!“ rief Herr Mireport, lebhaft in die Hände klatschend, — „eine reizende Stimme, — wenn sie stärker und kräftiger wäre, würde das Fräulein eine Zierde der großen Oper werden, — aber ich fürchte, dazu möchte der Klang nicht ausreichen — doch seien Sie sicher,“ sagte er, sich zu Madame Lukretia wendend, „Ihre Tochter wird eine glänzende Zukunft haben, — ich sehe sie schon auf der Höhe der Bewunderung von ganz Paris, und werde mich glücklich schätzen, bei der Entdeckung dieser Perle betheiligt gewesen zu sein.“

Julia hatte bei der lauten Beifallsäußerung des Herrn Mireport plötzlich ihren Gesang unterbrochen und sich nach der Seite gewendet, wo ihre Mutter mit dem Fremden saß. Sie hörte dessen Bemerkungen, der weiche,

träumerische Ausdruck, welchen ihr Gesicht während der letzten Strophe des Liedes wiedergestrahlt hatte, verschwand von ihren Zügen, eine feste, entschlossene Ruhe erfüllte ihren Blick, rasch stand sie auf und indem sie sich leicht gegen Herrn Mireport verneigte, sagte sie mit kalter Höflichkeit:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihr freundliches Urtheil, — ich weiß am besten, wie wenig mein einfacher Gesang diesen Beifall verdient, den Sie so gütig waren ihm zu spenden, — meine Lieder sind die Freude meines stillen, eigenen Lebens und niemals werde ich das, was mir eine Quelle des Glückes und des Trostes im Kummer ist, der Kritik der gaffenden Menge preisgeben."

Herr Mireport sah erstaunt die Mutter des jungen Mädchens an, — dann sagte er mit einem überlegenen Lächeln, indem er leicht den kleinen schwarzen Schnurrbart empordrehte:

„Das Fräulein wird von diesem grausamen Entschluß zurückkommen, die Blumen sind nicht gemacht, um einsam zu verblühen, — und so viel Reiz und Schönheit darf sich der Bewunderung der Welt nicht entziehen."

„Es ist natürlich," sagte Madame Lukretia ruhig, „daß meine Tochter, welche bisher in der Stille des

Hauses aufwuchs, einige Scheu empfindet bei dem Gedanken, einmal vor die Oeffentlichkeit zu treten, — das ist eine Scheu, die wohl alle Künstlerinnen empfunden haben, — übrigens," fügte sie mit einem bedeutungsvollen Blick auf Herrn Mireport hinzu, — „ist diese ganze Erörterung vielleicht verfrüht, — meine Tochter hat ja vollkommen Zeit, ihre Entschlüsse zu überlegen, die sie dann ganz nach ihrem freien Ermessen zu fassen haben wird."

„Gewiß, gewiß," sagte Herr Mireport, — „ich habe nur meine Gedanken ausgesprochen und meinen Rath gegeben, — wie ich ihn nicht anders geben kann! — Jedenfalls aber hoffe ich," fuhr er fort, „daß das Fräulein nicht die Bitte abschlagen wird, — wenigstens in einem privaten Kreise vor einigen Kunstfreunden und Kennern eine Probe ihres merkwürdigen Talentes abzulegen. Ich werde Sie um die Erlaubniß bitten, Madame," sagte er zu Frau Lukretia gewendet, — „Sie und Ihre Tochter in einigen Tagen in die Salons einer Freundin von mir, einer sehr distinguirten Dame, der Marquise de l'Estrada, einzuführen, dort wird Ihre Tochter Gelegenheit haben, einen kleinen und gewählten Kreis zu entzücken."

Julia hatte die Augen niedergeschlagen und die Lippen zusammengepreßt.

Als er geendet, erhob sie den Blick mit kaltem, ablehnendem Ausdruck zu ihm und schien eine Antwort geben zu wollen.

Da öffnete sich die Thüre, die Dienerin des jungen Mädchens blickte hinein und sagte mit einem bedeutungsvollen Wink:

„Man erwartet Mademoiselle in ihrem Salon."

Ein helles Roth flog über das Gesicht Julia's.

„Du erlaubst," sagte sie zu ihrer Mutter, „daß ich sehe, was es ist" — und mit einer leichten, kalten Verbeugung gegen Herrn Mireport, der ihr überrascht und mit einem forschenden Blick aus seinen stechenden Augen nachsah, verließ sie das Zimmer, eilte schnell über den Korridor nach der andern Seite der Etage und trat in ihren Salon.

Herr von Grabenow blickte ihr mit strahlenden Augen entgegen und breitete die Arme nach ihr aus.

Sie eilte zu ihm hin, warf sich an seine Brust, lehnte den Kopf an seine Schulter und brach in lautes Weinen aus.

Erschrocken rief der junge Mann: „Um Gotteswillen, was fehlt Dir, mein geliebtes Leben?"

„O nichts," flüsterte sie, „wenn ich hier bei Dir bin, — hier an Deiner Brust habe ich wenigstens für den Augenblick das Gefühl der Sicherheit, des Schutzes!

— Eine schöne Täuschung," sagte sie noch leiser, — „denn für mich gibt es keine Sicherheit — und Niemand kann mich schützen!"

„Mein Gott, was ist geschehen?" rief er angstvoll, — „ich bitte Dich — sage mir —"

„Jetzt nicht," rief sie, sich aufrichtend und den Kopf schüttelnd, als wollte sie die Nebelschleier finsterer Gedanken von ihrem Scheitel entfernen, — „Du weißt, ich habe oft trübe Stimmungen, es ist nichts Unmittelbares, — vielleicht kommt der Augenblick, wo ich Dir sagen kann, was mich quält, — wenn der Schatten der Zukunft zum Körper sich verdichten sollte, — jetzt laß uns dem Augenblick leben, der Augenblick ist schön, — verlieren wir ihn nicht, — wer weiß, wie kurz er ist!"

Leicht hauchte sie in ihr Spitzentuch und drückte es auf die Augen.

Dann sah sie mit einem reizenden Lächeln zu ihrem Geliebten empor, den Blick leicht befeuchtet vom Duft der Thränen.

„Hast Du Deinen Wagen hier?" fragte sie, — „laß uns in's Freie — ich sehne mich nach Luft, — nach den Blumen des Frühlings, — nach dem frischen Grün der treibenden Blätter!"

„Wohin willst Du, — nach dem Bois de Boulogne, — nach den Kaskaden?"

„Nein," sagte sie, ihn groß anblickend, — „laß uns nach dem Bois de Vincennes fahren, — dort werden wir Niemand begegnen, — wir können die Welt vergessen, — wir werden allein sein mit der erwachenden Natur!"

„Süße Julia!" rief er, sie in seine Arme schließend.

Sanft machte sie sich los, warf einen dunkeln Mantel von schwarzem Sammt um und setzte einen kleinen Hut auf, dessen dichter, fast undurchsichtiger Schleier das ganze Gesicht verhüllte.

„Immer dieser Schleier," sagte er lächelnd, „undurchsichtig wie die Maske einer Venetianerin, — soll ich auf dem ganzen Wege Dein liebes Gesicht nicht sehen?"

„Wirst Du so schnell vergessen, wie es aussieht?" sagte sie in schalkhaftem Tone, — „draußen, wo uns Niemand mehr sieht, will ich den Schleier ablegen."

Sie legte ihren Arm in den seinen und Beide stiegen die Treppe hinab und in das unten wartende Coupé des Herrn von Grabenow, Julia lehnte sich in die Ecke und in raschem Trabe eilte der Wagen die Rue Notredame de Lorette hinab.

An der Ecke der Rue Lafayette hatte ein großer Lastwagen eine augenblickliche Stockung der Kommunikation verursacht, — die hin und her fahrenden Equi-

pagen waren gezwungen, einen Augenblick zu halten. Herr von Grabenow sah plötzlich neben sich die leichte offene Viktoria des Grafen Rivero, dessen großes, feuriges Pferd ungeduldig über die Verzögerung schnaubte und zitterte.

Der Graf warf einen kurzen, forschenden Blick in das Coupé und grüßte dann lächelnd Herrn von Grabenow mit der Hand.

Dieser beugte sich etwas vor und verdeckte das in die Ecke zurückgelehnte junge Mädchen.

„Ich danke diesem ungeschickten Frachtfuhrmann,“ sagte der Graf, „das Vergnügen, Sie einen Augenblick begrüßen zu können,“ und abermals lächelnd legte er den Finger auf den Mund.

Ehe noch Herr von Grabenow, welcher mit einiger Verlegenheit den Gruß des Grafen erwiedert hatte, Zeit zu einer Antwort gefunden, war das Hinderniß des Verkehrs beseitigt, das ungeduldige Pferd legte sich mächtig in's Geschirr und mit dem Ruf „auf Wiedersehen!“ rollte der Graf Rivero pfeilschnell davon, während das Coupé des Herrn von Grabenow in die Rue Lafayette einbog.

„Wer war das?“ fragte Julia mit tiefem Athemzug.

„Ein Landsmann von Dir, meine Freundin,“ sagte Herr von Grabenow, — „ein italienischer Graf Rivero.“

„Eine eigenthümliche Erscheinung,“ sagte das junge Mädchen nach einem augenblicklichen Schweigen, — „der Blick, welchen er hier in den Wagen warf, fiel wie ein Lichtstrahl auf mich und der Ton seiner Stimme berührte mich wie ein elektrischer Schlag! Es ist thöricht,“ rief sie, — „aber es war, als ob eine Stimme in meinem Herzen rief, daß dieses Mannes Hand tief in mein Leben einzugreifen bestimmt sei, — den Blick seines Auges, obgleich ich ihn nur durch meinen Schleier gesehen, werde ich nie vergessen!“

„Der Graf hat einen wunderbaren Einfluß auf Alle, die ihm begegnen,“ sagte Herr von Grabenow, — „auch ich habe den sympathischen Strom empfunden, der von ihm ausgeht, — aber,“ sagte er lächelnd, — „ich möchte nicht, daß er mit Dir zu viel in Berührung käme, — das könnte mich eifersüchtig machen.“

„Eifersüchtig?“ fragte sie, „welche Thorheit! — das ist es nicht, — aber ich kann den Eindruck nicht los werden, — dieser Mann wird in mein Leben greifen!“

Sie legte ihre Hand in die des jungen Mannes und lehnte schweigend den Kopf in die Kissen der Rücklehne.

Bald waren sie aus der innern Stadt und in einer halben Stunde empfingen sie die schönen, vom ersten leichten Grün überschimmerten einsamen Alleen des Bois de Vincennes.

Julia schlug den Schleier zurück, — der Wagen hielt und die jungen Leute stiegen aus, um sich Arm in Arm in die Wege des Parks zu vertiefen. Sonnenhelle Freude strahlte vom Gesicht Julia's, — wie ein fröhliches Kind lief sie hierhin und dorthin, um ein duftiges Veilchen, eine gelbe Schlüsselblume oder eine kleine Marguerite zu pflücken; mit strahlendem Blick folgte der junge Mann den anmuthigen Bewegungen des schönen Mädchens, — hell und lieblich ertönte ihr glockenreines Lachen durch die Gebüsche und hin und wieder ließ sie im fröhlichen Jauchzen einen langgehaltenen Triller erschallen, — wie die Nachtigall in der Fülle ihres frühlingssüßen Liebesglücks.

Zwölftes Kapitel.

Die Kaiserin Eugenie saß in ihrem Salon in den Tuilerieen, ein halbgeöffneter Fensterflügel ließ die frische Luft eindringen, welche über die großen, im ersten Grün leuchtenden Bäume des Tuilerieengartens hingestrichen war und sich mit allen Aromen des erwachenden Frühlings erfüllt hatte.

Der Kaiserin gegenüber saß in einfacher, dunkler Toilette ihre Vorleserin, Fräulein Marion, eine hübsche Erscheinung von bescheidener Haltung, mit stillen, anmuthigen Zügen, — vor ihr lagen einige geöffnete Briefe.

Die Kaiserin hielt in der Hand zwei jener eigenthümlich gekrümmten Metallstäbchen, welche man durch geschickte Bewegung ineinanderfügen und wieder trennen mußte, ohne eine Gewalt anzuwenden, ein Problem, mit welchem sich damals ganz Paris beschäftigte und welches man „la question romaine“ getauft hatte.

Fräulein Marion sah lächelnd zu, wie die schönen Finger ihrer Gebieterin sich vergeblich bemühten, die ver=

schlungenen Enden der gekrümmten Stäbe auseinander=zubringen.

Ungeduldig warf die Kaiserin die „question“ auf den Tisch.

„Ich werde niemals dahin kommen,“ rief sie, „diese römische Frage zu lösen!“

„Und doch kommt es nur darauf an, einmal die richtige Bewegung erfaßt zu haben,“ sagte Mademoiselle Marion mit sanfter Stimme, „dann ist die Sache sehr leicht. Ich bitte Eure Majestät, genau herzusehen.“

Sie ergriff die Stäbchen und löste sie mit einer leichten Drehung von einander. Die Kaiserin folgte aufmerksam der Bewegung ihrer Hände, dann ließ sie den Blick sinnend durch das Zimmer schweifen und sprach mit einem kleinen Seufzer:

„Das ist wieder einmal der rechte Geist der Pa=riser, — die ernsteste und schwerste Frage, welche je die Welt bewegt hat, verwandeln sie in ein Spielzeug! — Ich glaube wirklich,“ sagte sie lächelnd, — „wenn einer unserer Unterthanen in der guten Stadt Paris den kleinen Kunstgriff gelernt hat, der diese Stäbchen bindet und löst, — so ist er glücklich und glaubt den Schlüssel zur ‚römischen Frage‘ gefunden zu haben!“

„Ist es nicht besser, Madame,“ sagte Fräulein Marion, — „daß die Pariser sich mit dieser römischen

Frage beschäftigen, — als wenn sie sich die Köpfe erhitzten über die große wirkliche Frage, welche die Kabinette in Spannung erhält? Man muß daraus lernen, diesen großen Kindern stets zur rechten Zeit ein hübsches Spielzeug zu geben, — sie werden dann von gefährlicheren Aufregungen fern bleiben."

Die Kaiserin blickte vor sich hin, — ihre schönen Züge nahmen einen ernsten Ausdruck an.

„Also mein liebenswürdiger Vetter im Palais Royal predigt jetzt den Krieg?" fragte sie langsam.

„Ich höre es von allen Seiten," sagte Fräulein Marion, „Seine kaiserliche Hoheit soll sich sehr zornig über die bisherige Nachgiebigkeit gegen Preußen aussprechen und den Kaiser bestürmen, fest und energisch aufzutreten."

Die Kaiserin lächelte.

„Nun das mag er thun!" sagte sie achselzuckend, — „wenn es einen Eindruck macht, so dürfte es der entgegengesetzte sein. — Es ist aber wahrlich traurig," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „daß dieser Prinz, der uns eine Stütze sein sollte, Alles thut, um das Kaiserreich zu diskreditiren und zu kompromittiren. Fast möchte man glauben, es läge eine böse Absicht dabei zu Grunde!"

„O Madame," sagte Fräulein Marion, — „wie

sollte das möglich sein? — der Prinz hat doch der Wiederaufrichtung des Kaiserthums nicht wenig zu danken!"

„Er sieht sich als den eigentlichen Erben des ersten Kaisers an," sagte die Kaiserin in ernstem Sinnen vor sich hin blickend, — „er hat meinem Gemahl vielleicht verziehen, daß er den Thron eingenommen, — aber er verzeiht ihm seine Heirath — und meinen Sohn nicht! — Es ist merkwürdig," fuhr sie fort, „wie stolz diese Kinder Jérôme's darauf sind, daß eine wirkliche purpurgeborene Prinzessin, eine deutsche Königstochter, ihre Mutter war, — zwar meine Cousine Mathilde ist eine geistreiche Frau vom vortrefflichsten Herzen, sie beobachtet alle Déhors, — aber sie liebt mich nicht, — ich verstehe das," fügte sie leise hinzu, — „der Prinz aber, wo er kann, läßt er mich fühlen, wie feindlich er mir gesinnt ist, — und bei jeder Gelegenheit markirt er die königliche Geburt seiner Gemahlin, — der guten Clotilde, — die daran gar nicht denkt. — Es liegt etwas darin," sagte sie seufzend, — „der Sohn des Prinzen hat eine Mutter und eine Großmutter aus jener Familie der Könige, welche sich für Wesen anderer Art halten, — mein Louis hat nur die Namen Montijo und Beauharnais in seinem mütterlichen Stammbaum, — an den Höfen Europas vergißt man das nicht! —

Aber," rief sie, indem ihre Lippe sich stolz über den weißen Zähnen kräuselte und ein flammender Strahl in ihrem Auge aufblitzte, — „ist das Blut der Guzman von Alfarache nicht eben so edel, edler als das Blut so mancher Könige?"

„Eure Majestät folgen da Gedanken, welche wohl Niemand zu hegen wagt," sagte Fräulein Marion lächelnd.

„Wer weiß," flüsterte die Kaiserin, „heute vielleicht nicht, — aber es könnte eine Zeit kommen —. Jedenfalls," sagte sie, den Kopf emporwerfend, „ist es traurig, daß dieser Prinz immer Verwirrung und Unruhe in die Familie und in das Land bringt, — der Kaiser sollte strenger gegen ihn sein, — aber er ist von einer merkwürdigen Schwäche diesem Tollkopf gegenüber, — er hat eine abergläubische Verehrung vor dem Blut des großen Kaisers und die Aehnlichkeit des Prinzen mit seinem Oheim entwaffnet ihn, wenn er noch so zornig ist. — Ich weiß," rief sie lebhaft, „daß die beißendsten Bemerkungen über mich und meine Umgebung im Palais Royal stets willkommen sind, — es genügt, daß ich etwas wünsche, damit mein lieber Cousin das Gegentheil will, — ich bin überzeugt, daß nur, weil ich die Erhaltung des Friedens wünsche, er mit aller Macht zum Kriege drängt!"

„Aber ist das nicht natürlich?“ fragte Mademoiselle Marion, „ebenso wie Eure Majestät die Vertreterin des Friedens sind, als Frau, als die erste der Mütter Frankreichs, — ebenso muß der Prinz die kriegerische Ehre und den Ruhm vertreten, als Mann, als Soldat —“

„Ein Soldat — er?“ rief die Kaiserin, die Achseln zuckend, — „o,“ sagte sie, den schönen Hals hoch emporstreckend und den Kopf zurückwerfend, „handelte es sich um einen Krieg, bei dem wirklich für Frankreich Ruhm und Ehre zu gewinnen wäre, — meine Stimme würde die erste sein, welche laut dazu drängte, — aber hier ist nur ein neuer Fehler zu machen, und alle Feinde des Kaisers und unseres Hauses, welche sich ja stets um den Prinzen sammeln, benutzen ihn, um diesen Fehler begehen zu lassen. — Dazu die Krankheit meines Sohnes, — die Luft von St. Cloud hat noch nicht viel Besserung gebracht, — o meine liebe Marion,“ rief sie mit tief schmerzvollem Tone, die Hände faltend, — „wenn dieß Kind stürbe, — was wäre ich?!“ —

Mademoiselle Marion erhob sich rasch, ließ sich zu den Füßen der Kaiserin niedersinken und drückte ihre Lippen auf die Hand ihrer Gebieterin.

„Madame,“ rief sie, „welche Gedanken!“

„Du bist ein treues Herz,“ sagte die Kaiserin sanft

und freundlich, — „wie viele solche Herzen habe ich um mich," fuhr sie mit dumpfer Stimme fort, — „wo würden sie sein, Alle, die sich vor mir neigen und mich mit den glühendsten Worten ihrer Ergebenheit versichern, — wenn jemals ein Tag des Unglücks erschiene? —"

Und in schweigendem Sinnen strich sie sanft mit der Hand über das Haar ihrer Vorleserin.

Ein Schlag ertönte gegen die Thüre. Der Kammerdiener Ihrer Majestät trat ein.

„Seine Excellenz der Staatsminister."

Die Kaiserin neigte den Kopf, Mademoiselle Marion stand auf.

„Das ist auch einer der wirklich Treuen und Ergebenen," flüsterte sie, während der Kammerdiener Herrn Rouher die Thüre öffnete.

„Weil er mit uns fallen würde," murmelte die Kaiserin fast ohne die Lippen zu bewegen.

Der Staatsminister näherte sich mit ehrfurchtsvoller Verbeugung der Kaiserin, während Fräulein Marion geräuschlos durch eine innere Thüre verschwand.

Die große, volle Gestalt des Herrn Rouher, der einen schwarzen Ueberrock mit der großen Rosette der Ehrenlegion trug, war weder anmuthig noch imponirend, und auch sein Gesicht hatte auf den ersten Anblick wenig Außergewöhnliches, der Mund lächelte freundlich, unter

der breiten Stirn blickte das klare Auge scharf hervor, die Züge verschwanden fast in der glatten Rundung des Gesichts, — dieser Mann, dessen Wort so lange die Kammer des Kaiserreiches mit souveräner Ueberlegenheit beherrschte, machte den Eindruck eines Advokaten oder Bureauchefs, nicht den eines leitenden Staatsmannes.

Nur wenn er zu sprechen begann, zeigte sich auf seinem Gesicht die feste und stolze Sicherheit dieses außergewöhnlichen Geistes, der mit seiner Arbeits- und Rezeptionskraft ohne Gleichen alle, auch die verwickeltsten Fragen zu durchdringen, zu beherrschen und in lichtvollem Vortrag so darzustellen verstand, wie er wollte, daß sie den Hörern erscheinen sollten; — das Auge leuchtete nicht in dem warmen Schimmer der Begeisterung, sondern im klaren, scharfen Licht des durchdringenden, analysirenden Geistes, seine Worte reihten sich aneinander regelrecht und zusammenhängend, wie die Steine eines Baues, oder drangen scharf und schneidend im dialektischen Kampf gegen die Gegner vor, — niemals gewann er das Herz der Hörer, — er unterwarf ihren Verstand.

Die Kaiserin streckte, ohne aufzustehen, Herrn Rouher ihre schlanke weiße Hand entgegen, welche dieser ehrerbietig an die Lippen zog. Dann setzte er sich auf einen Wink der Kaiserin ihr gegenüber.

„Eure Majestät haben mich wissen lassen," sagt er, „daß Sie mir erlauben wollen, vor meinem Vortrag bei dem Kaiser Ihnen meine Ehrfurcht zu bezeigen, — ich danke aufrichtigst für diese Gnade."

Die Kaiserin sah ihn lächelnd an.

„Einem andern Manne gegenüber," sagte sie, „würde ich einen Vorwand suchen, um zu Dem zu kommen, was ich eigentlich sagen wollte, — Ihnen gegenüber, mein lieber Herr Rouher, nützt das nichts, Sie würden mich doch sogleich durchschauen, — also will ich Ihnen ohne Umschweife sagen, weßhalb ich Sie habe rufen lassen!"

„Eure Majestät sehen mich glücklich," sagte Herr Rouher, „daß ich Ihnen in irgend etwas nützlich sein kann."

„Sie wissen, mein lieber Minister," fuhr die Kaiserin fort, „daß die ganze politische Welt wieder in Unruhe versetzt ist, — diese unglückliche luxemburgische Sache, ich höre es mit Entsetzen, droht eine böse Wendung zu nehmen und uns in einen furchtbaren Krieg zu stürzen. — Ich habe eine große Scheu, mich in die Politik zu mischen, — das ist nicht die Sphäre, in welcher mir die Pflicht bestimmt ist, Frankreich zu nützen, — aber es ist gewiß die allgemeine Politik der Frauen, für die Erhaltung des Friedens zu arbeiten, und ich möchte meine Stimme erheben so laut ich kann, um diese

Kriegsgefahr zu beschwören. — Ich habe den Kaiser inständigst gebeten, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, — und," fügte sie mit einem graziösen Lächeln hinzu, indem sie die rosigen Spitzen ihrer Finger aneinander legte, — „ich möchte nun auch Sie noch besonders bitten, Sie, die festeste Stütze des Kaisers, — seinen treuesten Rathgeber, — helfen Sie mir den Frieden erhalten, werfen Sie Ihr gewichtiges Wort in die Wagschale, damit Frankreich, das noch aus den alten Wunden blutet, — nicht von Neuem einem so grausamen Kampf entgegengeführt werde."

Der Staatsminister hatte die Kaiserin bei ihren ersten Worten ein wenig betroffen angesehen, dann hatte er mit dem unbeweglichsten Ausdruck ehrerbietigster Aufmerksamkeit sie bis zu Ende angehört.

„Es ist natürlich," sagte er in verbindlichstem Tone, „daß Eurer Majestät edles Herz vor den Schrecknissen eines Krieges zurückbebt, — obgleich ich weiß daß Sie auch mit tapfern und stolzen Wünschen die Fahnen Frankreichs begleiten, wenn sie für den Ruhm des Vaterlandes in die Ferne getragen werden —"

Die Kaiserin drückte die Zähne leicht in die Unterlippe, sie senkte einen Augenblick das Auge zu Boden.

„Auch ich," fuhr Herr Rouher ohne Unterbrechung fort, „gehöre gewiß nicht zu Denen, welche in chauvini=

stischer Ueberreizung das Heil Frankreichs nur in ewigen Kriegen, in einer unendlichen Anhäufung blutiger Ruhmestrophäen erblicken, — aber," sagte er mit festem Tone, „ich habe es niemals verhehlt, weder vor dem Kaiser noch vor den Vertretern des Landes, daß dieser alle Dämme des europäischen Vertragsrechts niederreißende Sieg Preußens bei Sadowa mir patriotische Beklemmungen verursacht hat. — Ich habe lebhaft davon abgerathen," fuhr er fort, „daß der Kaiser sich damals zwischen die erhitzten Gegner stürzen möge, — wie Viele verlangten, — man muß die Finger nicht in siedendes Wasser thun, — ich finde auch nicht, daß die Form Deutschlands, welche als Endresultat des Krieges von 1866 übrig geblieben ist, für Frankreich absolut nachtheilig ist, — es lassen sich vielmehr aus den jetzigen Zuständen noch manche Vortheile für unsere Politik ziehen, — allein die Gleichgewichtsverhältnisse in Mitteleuropa sind so wesentlich gestört, dieser preußische Degen, dessen Spitze, wie Herr Thiers früher schon sagte, gegen die Brust Frankreichs gerichtet wurde, — ist so viel stärker und schärfer geworden, daß in der That eine Nothwendigkeit da ist, die Spitze etwas abzustumpfen, um das Gleichgewicht durch eine entsprechende Kompensation wiederherzustellen. Beides wird durch die Abtretung Luxemburgs erreicht. Luxemburg in preußischen

Händen ist die Spitze des Degens, — in den unsrigen ist es ein starker Schild. — Ich fürchte übrigens nicht," sagte er nach einem augenblicklichen Schweigen, „daß es zum Kriege kommt, man scheut in Berlin vor dem Aeußersten zurück, und wenn wir nur fest auftreten und nicht zurückweichen —"

„Glauben Sie das nicht!" rief die Kaiserin lebhaft, — „die preußische Zurückhaltung und Mäßigung ist nur Schein, man bereitet eine mächtige und allgemeine Aufwallung des deutschen Nationalgefühls vor, — die Interpellation in der Versammlung des Reichstags ist das Losungswort gewesen, und wenn dieß gelungen ist — so wird man anders sprechen. Ich bin sicher, daß man zum Kriege entschlossen ist. — Haben Sie den Grafen Goltz gesprochen?" fragte sie.

„Nein," sagte der Staatsminister.

„Nun," rief die Kaiserin, — „ich habe ihn gestern gesehen, — Sie wissen, wie tief er es beklagt, daß im vorigen Jahre keine endliche volle Verständigung zwischen Frankreich und Preußen hergestellt ist, — wie sehr er die Erhaltung der guten Beziehungen wünscht, — welche gesichert wären," fügte sie nachdenklich mit leiserer Stimme hinzu, — „wenn er die preußische Politik leiten könnte, — er ist überzeugt, daß man in Berlin zum Aeußersten entschlossen ist, und hat mich beschworen,

dahin zu wirken, daß man hier den Konflikt nicht auf die Spitze treiben möge."

„Nun," sagte Herr Rouher mit ruhigem Tone, — „und wenn es zum Kriege käme? — wir würden schnell Luxemburg besetzen, — die widerstrebenden Elemente in Deutschland würden Preußen große Verlegenheiten bereiten und man würde zuletzt in Berlin froh sein, nachdem die Degen gekreuzt sind, um den mäßigen Preis von Luxemburg die unbestrittene Führung in Deutschland, — die definitive Anerkennung der Erfolge von 1866 erkaufen zu können."

„Aber wir haben keine Allianzen!" rief die Kaiserin, — „während Preußen Italien hat, — Rußland, — das heimliche Wohlwollen dieser materiellen englischen Politik —"

„Die Geschichte zeigt," sagte der Staatsminister, „daß das ängstliche Suchen nach Allianzen Frankreich niemals weder Stärke noch Vortheil gebracht hat, — Napoleon I. hatte keine Allianzen, — seine Allianzen waren die Folge seiner Siege —"

„Napoleon I.!" rief die Kaiserin mit einem unbeschreiblichen Ausdruck. — „O ich sehe es wohl," sagte sie dann traurig mit tiefem Seufzer, „mein Wort findet nirgends Gehör, — und doch," fuhr sie fort, das Auge emporrichtend und die Hände faltend, — „doch habe ich

nie tiefer und sehnlicher gewünscht, die Schrecken des Krieges beschwören zu können, — die Gefahr, welche das Leben des kaiserlichen Prinzen bedrohte und welche noch immer nicht vorüber ist — läßt mich tiefer als je empfinden, was es heißt, seine Söhne der Todesgefahr auf den Schlachtfeldern entgegenzuschicken, und mehr als je fühle ich mich als Vertreterin der Angst und der Besorgnisse aller Mütter Frankreichs. — Außerdem," fuhr sie mit einem langen Blick auf das ruhig unbewegliche Gesicht des Staatsministers fort, — „außerdem sehe ich weiter, — und die Konsequenzen dieses Krieges würden gefährlich zurückwirken auf unsere inneren Zustände."

„Ich glaube, ein festes Auftreten nach Außen würde nur zur Befestigung der inneren Verhältnisse beitragen und alle widerstrebenden Elemente zum Schweigen bringen," sagte der Staatsminister ruhig.

„Wenn man im Innern ebenfalls fest bleibt," erwiederte die Kaiserin, — „aber leider haben Diejenigen, welche dem Kaiser zum Kriege rathen, ganz besondere Absichten, die ich genau sehe — und die," fügte sie seufzend hinzu, „vielleicht nicht ohne Aussicht auf Erfolg sein möchten."

„Welche Absichten könnte man haben, die man durch einen Krieg zu erreichen hoffte?" fragte Herr

Rouher, indem ein leichter Strahl von erhöhter Aufmerksamkeit in seinem Auge erglänzte.

„Mein Gott,“ sagte die Kaiserin, indem sie leicht mit dem einen Stäbchen der question romaine spielte, welches vor ihr auf dem Tische lag, — „Sie wissen, ich sehe so Manches und muß Manches sehen, weil die Interessen von allen Seiten sich an mich drängen und meine Feinde durch ihre Bosheit, meine Freunde durch ihren Eifer dafür sorgen, daß mir nichts entgeht, — so sehe ich denn auch jetzt eine starke Pression, die man gegen den Kaiser ausübt, um die Zügel der Regierung zu lockern und ein System des Parlamentarismus einzuführen, — es ist da eine lange Linie zum Angriff aufgestellt, — an ihrer Spitze steht mein Vetter Napoleon, — im Hintergrunde rückt Herr Ollivier heran —“

„Emile Ollivier?“ rief Herr Rouher, indem er fast einen Sprung auf seinem Stuhle machte, — „dieser Träumer, — dieser eitle Geck, dessen Kopf voll Phrasen und Widersprüchen und dessen Herz voll kraftlosen Ehrgeizes ist? — Ich kenne ihn,“ fuhr er mit höhnischem Lächeln fort, — „ich weiß, was dieser Spartaner werth ist, — aber wie hängt er mit der Kriegsfrage zusammen?“

„Sehr einfach,“ sagte die Kaiserin mit einem scharfen Blick, der schnell unter den leicht gesenkten Augen-

lidern hervorblitzte, — „man sagt dem Kaiser, daß nun, nachdem das Kaiserreich fast zwanzig Jahre besteht, das System der straffen Konzentrirung der Gewalt nicht mehr nöthig sei, es erbittere die Gemüther, entfremde sie der Dynastie und lasse den Thron vor den Augen Europas als unsicher erscheinen, — man müsse jetzt ein neues parlamentarisches System inauguriren und die Kräfte der Opposition in die Regierungssphäre hineinziehen, um für den kaiserlichen Prinzen eine Institution zu schaffen, welche unabhängig von der persönlichen Ueberlegenheit des Souveräns die Dynastie zu tragen und zu stützen geeignet sei."

Herr Rouher zuckte die Achseln.

„Um aber das System des persönlichen Regiments aufzugeben," fuhr die Kaiserin in fast gleichgültigem Tone fort, — „muß — so sagt man dem Kaiser — dieß System auf der Höhe seines Prestige stehen, — weil sonst das Volk nicht an ein freies Geschenk glauben und dafür danken, sondern glauben würde, einen Tribut der Schwäche zu empfangen."

„Solche Konzessionen sind immer Schwäche!" rief der Staatsminister, indem eine zornige Röthe sein Gesicht überflog.

„Nun ist aber das Prestige des persönlichen Regiments schwer erschüttert," fuhr die Kaiserin immer in

demselben Tone fort, „durch die Zurückhaltung Frankreichs der deutschen Katastrophe gegenüber —"

„Schon vorher durch den kläglichen Ausgang der mexikanischen Expedition!" rief Herr Rouher in brüskem Tone.

Ein jäher Blitz sprühte aus dem Auge der Kaiserin, sie drückte das Metallstäbchen, das sie in der Hand hielt, so heftig, daß ein rother Streif ihre weißen Finger färbte, aber kein Zug ihres Gesichts änderte sich, — in noch ruhigerem Tone als bisher fuhr sie fort:

„Man hat zum ersten Male gesehen, daß eine solche Erschütterung der europäischen Verhältnisse sich vollzieht, ohne daß Frankreich gefragt oder gehört wird, — dieser Eindruck muß beseitigt werden, — wenn aber Frankreich das Prestige wieder hergestellt hat, — wenn der Kaiser die Kompensationen, welche wir bedürfen, dem französischen Volk und seinem Selbstgefühl geboten, wenn er dasteht an der Spitze siegreicher Heere, — wenn sein Wort wieder gehört wird in Europa, — dann — so sagt man — sei der Augenblick gekommen, um die neuen Institutionen zu begründen, welche einst den Thron unseres Sohnes sichern sollen. — Ich," fuhr sie seufzend fort, — „kann in diesen Institutionen kein Heil erblicken, — ich finde, daß das Kaiserreich der ernsten, festen, konzentrirten Gewalt bedarf, um diese un-

ruhigen Franzosen zu beherrschen, — ich habe deßhalb nach allen Kräften gegen diese Ideen angekämpft — und auch aus diesem Grunde Alles gethan, um den Kaiser vom Kriege abzuhalten, — indeß," sagte sie achselzuckend, „vielleicht täusche ich mich, — ich bereue schon, daß ich meinem Prinzip untreu geworden bin, mich jemals, auch in der besten Absicht, in die Politik zu mischen —"

„Und der Kaiser?" fragte Herr Rouher, welcher mit immer steigender Aufmerksamkeit den Worten der Kaiserin gefolgt war, — „der Kaiser? — was sagt er zu diesen Träumereien?"

„Der Kaiser?" sagte die Kaiserin, — „mein Gott, Sie kennen ihn ja, — er sagt nichts, — er hört zu, — indeß bemerke ich, daß er lange und aufmerksam zuhört — Sie wissen ja, welchen Einfluß auf ihn große liberale und civilisatorische Ideen stets haben, — ich glaube — soll ich sagen ich fürchte — daß er im Herzen zu jenen Leuten hinneigt, welche das Kaiserreich zu einer großen parlamentarischen Apotheose führen möchten, — doch," unterbrach sie sich, „lassen wir das, — ich überschreite den Kreis, den ich mir mit bestimmten Grenzen vorgezeichnet habe, — außerdem habe ich einen peinlichen Gegenstand berührt," fügte sie mit dem Ausdruck der Verlegenheit hinzu, „denn bei allen diesen

Minister, — ich hatte das kaum gehofft, — aber ich bitte Sie nochmals, nur nach Ihrer Ueberzeugung zu handeln, — nichts um meinetwillen —"

„Eure Majestät haben die Gnade gehabt, mich als Ihren Alliirten zu bezeichnen," sagte der Staatsminister, — „ich hoffe, daß meine erhabene Alliirte auch hier im Innern mir zur Seite stehen wird gegen die Feinde, welche die starken und festen Institutionen des Kaiserreichs zerbröckeln möchten —"

„Wenn die Zweige des Oelbaums Europa beschatten," sagte die Kaiserin mit feinem Lächeln, — „so bedürfen wir keinen Ollivier im heimischen Garten Frankreichs!"

Und mit anmuthigem Lächeln sich erhebend reichte sie dem Staatsminister die Hand; dieser führte sie an die Lippen und verließ, sich tief verneigend, den Salon.

Die Kaiserin blickte ihm lächelnd nach.

„Die Einen lenkt man mit der Hoffnung," sagte sie leise, — „die Andern mit der Furcht. — Dieser hat nichts mehr zu wünschen, — man muß ihn fürchten lassen!"

*

Während dieß im Salon der Kaiserin vorging, saß Napoleon III. in seinem Kabinet, ihm gegenüber

der Marquis de Moustier, welcher verschiedene Papiere auf den Schreibtisch des Kaisers gelegt hatte.

Napoleon sah finster und erregt aus, — in sich zusammengesunken saß er da, sein Schnurrbart, den er immer von Neuem in ungeduldiger Bewegung durch die Finger gleiten ließ, hing weniger sorgfältig geordnet als sonst über die Lippen herab, er hielt eine Cigarrette in der Hand, — aber sie war ausgegangen, das Auge des Kaisers blickte trübe und verschleiert zu Boden.

„Benedetti hat eine große Verantwortung auf sich geladen," sagte der Marquis de Moustier mit leicht erregter Stimme, „indem er die Depesche, welche ich ihm über den Vertrag mit Holland gesendet, zurückhielt. Sie jetzt noch abzugeben, würde eine fast direkte Kriegserklärung sein, nachdem die Interpellation im deutschen Reichstag stattgefunden, — aber jedenfalls müßte," fuhr er mit eindringlichem Ton fort, „der Botschafter ernstlich getadelt werden, — es scheint mir überhaupt zweifelhaft, ob wir einen Vertreter in Berlin lassen können, der so unter dem persönlichen Einfluß dieses Grafen Bismarck steht. —"

„Lassen Sie die Sache auf sich beruhen," sagte der Kaiser, — „Benedetti hat vielleicht Frankreich einen großen Dienst geleistet," fügte er sinnend hinzu.

Der Marquis verneigte sich schweigend mit unzu-

friedener Miene, welche deutlich ausdrückte, daß er die Auffassung seines Souveräns nicht theile.

„Es ist ein böses Spiel," sagte der Kaiser nach einer kleinen Pause in dumpfem Ton, — „das uns diese Indiskretion des Königs von Holland da gemischt hat, — eine so einfache, natürliche Sache, die so leicht zu ordnen schien, bei der ich so wenig ernsten Widerstand voraussetzen durfte, ist da hinaufgeschraubt worden zu einem gewaltigen Konflikt, zu einer europäischen Frage — bis an die Grenzen des Krieges, — o wenn ich das gewußt hätte," rief er seufzend, „ich hätte die ganze Sache nicht angerührt, — wenigstens jetzt nicht!"

„Aber glaubten denn Eure Majestät wirklich," fragte der Marquis verwundert, „daß die Erwerbung von Luxemburg ganz ohne Widerspruch von Seiten des berliner Kabinets vor sich gehen könne?"

„Ich glaubte es," sagte der Kaiser, — „oft habe ich früher Andeutungen über diese Sache machen lassen, — ich habe nie eine bestimmte Antwort erhalten, — aber eben dieß ließ mich glauben, daß man in Berlin geneigt sei, diese Konzession zu machen, um eine definitive Verständigung zu erreichen, — ich habe angenommen, man wolle nicht ausdrücklich zustimmen, aber man würde zufrieden sein, das fait accompli acceptiren zu können — und nun —?"

„Aber halten denn Eure Majestät," fragte der Marquis, „diesen jetzigen Widerstand für ernst? — ich glaube," sagte er lächelnd, — „man will durch einiges Sträuben, durch einige Schwierigkeiten den Werth der Konzession nur größer machen!"

Der Kaiser schüttelte langsam den Kopf.

„Sie täuschen sich," sagte er dann, — „dieser Widerstand ist ernst. Die Interpellation im Reichstag würde nicht stattgefunden haben, wenn Graf Bismarck sie ernstlich nicht gewollt hätte, — und daß er die Frage auf diesen Weg bringt, beweist mir unwiderleglich, daß er fest entschlossen ist, nicht nachzugeben, denn das deutsche Nationalgefühl wird sich mehr und mehr erhitzen — und das deutsche Nationalgefühl, wenn es einmal aufgeregt wird, ist eine furchtbare Waffe in der Hand eines Mannes, wie dieser preußische Minister. — Wissen Sie, mein lieber Marquis," sagte er nach einer kleinen Pause, indem er sich etwas emporrichtete und mit großem, starrem Blick den Minister ansah, — „wissen Sie, was mich an dieser ganzen Sache so peinlich, — ich möchte sagen, unheimlich berührt, — das ist nicht die fehlgeschlagene Kombination, nicht die Hindernisse, welchen ich in dieser speziellen Frage begegne, — man könnte ja leicht eine andere Kombination, ein anderes Arrangement finden, — aber," fuhr er mit dum-

pfem Tone fort, — „ich begegne hier abermals jenem festen, kalten, trotz der ruhigsten Form so rücksichtslos abweisenden Widerstand, den dieser preußische Minister allen meinen Schritten entgegensetzt, um zwischen dem neuen Deutschland und Frankreich ein festes, freundliches Verhältniß herzustellen, — eine Allianz zu knüpfen, welche nach meiner Ueberzeugung die Welt beherrschen müßte! — Er betont stets seinen Wunsch, mit mir in den besten Beziehungen zu leben, — aber jedesmal, wenn ich die Basis dazu schaffen will, weist er mein Entgegenkommen zurück. — Wohin soll das führen? Kann Frankreich ruhig, ohne seinerseits sich zu stärken, dieses übermächtige Anwachsen der deutschen Macht ansehen? — Das muß endlich zu einem harten, furchtbaren Kampfe führen, zu einem Kampf der Rassen, — in welchem nicht nur die politische Macht Deutschlands und Frankreichs gegen einander streiten werden, sondern in welchem gerungen werden wird zwischen der germanischen und der lateinischen Rasse um den ersten Platz in Europa!“

„Wenn Eure Majestät überzeugt sind, daß dieser Kampf endlich mit unvermeidlicher Nothwendigkeit kommen muß,“ sagte der Marquis de Moustier, während der Kaiser düster vor sich hinstarrte, — „dann ist es doch in der That richtiger, die Ereignisse zu beherrschen, wozu sich jetzt die beste Gelegenheit bietet, statt sie später

vielleicht über uns hereinfluten zu lassen. — Halten Eure Majestät fest, — zeigen Sie jetzt, bevor die deutsche Macht sich konsolidirt hat, dem preußischen Kabinet einen ernsten Willen und einen unbeugsamen Entschluß, — ich bin überzeugt, daß man dort zurückgehen wird —"

Der Kaiser schüttelte langsam den Kopf.

„Und wenn nicht," rief der Marquis, — „nun so werden wir schlagen, so werden wir endlich diesen übermüthigen Soldaten von Sadowa zeigen, daß Frankreich nicht Oesterreich ist —"

„Wir stehen allein," sagte der Kaiser zögernd.

„Nicht ganz, Sire," erwiederte der Marquis, — „wir haben wirksamere Bundesgenossen, als die Kabinette es vielleicht sein würden, — wir haben alle die widerwillig unterworfenen Elemente in Deutschland, die katholischen Parteien Süddeutschlands, welche auf ihre Regierungen drücken werden, — wir haben Hannover, das unter dem preußischen Zügel schäumt, — wir haben die Bevölkerung von Luxemburg selbst, welche nicht ermangeln wird, vor ganz Europa eine Demonstration zu machen."

„Sind Sie dessen gewiß?" fragte der Kaiser.

Der Marquis ergriff ein kleines Heft, welches vor ihm auf dem Tische lag.

„Hier ist," sagte er, „ein sehr ausführlicher und

interessanter Bericht von Herrn Jaquinot über die Zustände im Großherzogthum —"

„Herr Jaquinot?" unterbrach der Kaiser mit fragendem Tone.

„Er ist Präfekt von Verdun, Sire," erwiederte der Marquis, — „Sohn des Generals Jaquinot, — er hat ein Fräulein Collart aus Luxemburg geheirathet und die Familie seiner Frau dort oft besucht, — viel beobachtet und seine Beobachtungen mit großem Geschick zusammengestellt; — er konstatirt, daß die ganze Bevölkerung des Großherzogthums französisch gesinnt ist, — die Bemühungen, welche früher zwei Männer besonders" — der Marquis blätterte suchend in dem Bericht, den er in der Hand hielt — „zwei Männer, Namens Friedemann und Stammer, zur Verbreitung der deutschen Sprache und Literatur gemacht, sind erfolglos geblieben, die Handels- und Verkehrsbeziehungen ziehen die Bevölkerung ebensosehr als Sprache und Sitten zu uns, — man wird uns bei lauten Kundgebungen in diesem Sinne nicht vorwerfen können, daß wir deutsches Gebiet beanspruchen."

„Wollen Sie mir den Bericht hier lassen," sagte der Kaiser, nahm das Heft aus der Hand seines Ministers und legte es auf den Tisch neben sich. — „Sie sprachen von Hannover?" fragte er dann, „glauben Sie,

daß dort auf etwas Ernstes zu rechnen sei? — das wäre besonders wichtig!"

„Alle Berichte lauten übereinstimmend dahin," erwiederte der Marquis, „daß die Bevölkerung Hannovers im höchsten Grade widerwillig die preußische Herrschaft erträgt, — auch habe ich heute die Nachricht erhalten, daß eine starke Anzahl früherer hannöverischer Offiziere und Soldaten sich in Arnheim in militärischer Ordnung sammeln —"

„In der That?" fragte der Kaiser, — „das wäre ein wichtiger Punkt, — ein deutsches Volk auf unserer Seite, — die Nachkommen der Soldaten von Waterloo, — man muß sogleich Kundschafter dorthin schicken und Baudin instruiren —"

„Zu Befehl, Sire," sagte der Marquis, — „übrigens schreibt der Herzog von Gramont, daß der König von Hannover einen persönlichen Vertreter hieher senden wolle, — man wird dann eine nähere Verbindung anknüpfen können —"

„Ich habe davon gehört," sagte der Kaiser, — „der König Georg ist trotz seiner Entthronung einer der vornehmsten Herren Europas, und ich kann trotz der völkerrechtlichen Stellung zu Preußen persönliche Beziehungen zu ihm fortsetzen, — man wird seinen Vertreter mit den äußersten égards umgeben; — diese hannöverische

Frage ist eine Sache," sagte er lächelnd, — „die wir in einem Schubfach unseres politischen Archivs sorgfältig bewahren müssen, — ohne uns zu engagiren, — es kann ein Augenblick kommen, wo wir sie daraus hervorziehen werden. — Ich habe," sprach er langsam, „die Veränderungen in Deutschland, die Annexionen der souveränen Staaten acceptirt, nicht anerkannt, — das ist eine Nüance," fügte er mit sarkastischem Lächeln hinzu, „die ich von den legitimen Kabinetten bei der Aufrichtung des Kaiserreiches gelernt habe, — sollte aus irgend einem Grunde ein Konflikt ausbrechen, so habe ich das volle Recht, die ganze deutsche Frage als eine offene zu betrachten und zu behandeln."

„Nimmt man nun," fuhr der Marquis fort, „die Zustände in Hannover, die Verhältnisse in Süddeutschland zusammen, — denkt man dann an den Krieg in der Weise, daß eine Armee, durch die Flotte unterstützt, von Holland aus auf Hannover hin operirt, — daß sodann die Hauptmacht, den Feldzug Moreau's wiederholend, vom Süden heraufdringt und immer an der Grenze der süddeutschen Staaten, deren Bevölkerungen durch unsere Agenten vorbereitet werden, die Alternative stellt: Allianz oder feindliche Invasion, — so müssen mir Eure Majestät zugestehen, daß diese Chancen vielleicht schwerer wiegen, als die Allianzen und Verspre-

chungen europäischer Höfe, — Preußen wird so viel Truppen brauchen, um seine Feinde im Innern zu bewachen und niederzuhalten, daß ihm nur wenige übrig bleiben werden, um sie unsern Armeen entgegenzustellen."

Der Kaiser lächelte. „Da ist mein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Kriegspläne macht, — Sie haben den Marschall Niel gesprochen?"

„Ich gestehe, Sire," sagte der Marquis, „daß ich ein wenig den Marschall sondirt habe, — indeß ergibt sich jener Feldzugsplan ebensosehr aus politischen Gesichtspunkten, wie aus militärischen."

„In der That," sprach der Kaiser mehr zu sich selber, als zu dem Marquis, „sind das die Gedanken Niel's, — nur für später, — er ist noch nicht fertig, auch will er einen Winterfeldzug machen!"

„Eure Majestät sind also entschlossen," fragte der Minister, — „ernsthaft und rücksichtslos vorzugehen?"

„Rücksichtslos?" sagte der Kaiser, — „das würde unsere Position nicht verbessern; man muß uns nicht vorwerfen können, die Brandfackel in das politische Gebäude Europas geschleudert zu haben, — auch ist die Situation noch nicht ganz klar. Gramont wird hieher kommen?"

„In diesen Tagen," erwiederte der Marquis, — „ich kann nach seiner Nachricht ihn heute schon erwarten."

„Ich bin begierig, ihn zu sprechen," sagte der Kaiser, — „dieser Herr von Beust macht aus Oesterreich eine so komplizirte Maschine, daß ich fürchte, er wird sehr bald selbst die Direktion verlieren und diesen originellen Mechanismus nicht mehr bewegen können. — Apropos," unterbrach er sich, — „Oesterreich spielt ein merkwürdiges Spiel im Orient! Mich erfüllt das mit einiger Besorgniß. Sollte Herr von Beust, der sich zuweilen in höchst sonderbaren Gedanken und Experimenten gefällt, an eine Wiederaufrichtung jener alten, sogenannten heiligen Allianz denken, — die wir mit so vieler Mühe getrennt haben? Er macht Rußland merkwürdige Avancen — die Revision des Vertrages von 1856 —"

„Eure Majestät sind ja selbst zu einer solchen Revision bereit," warf der Marquis ein.

„Wenn ich," sagte der Kaiser lächelnd, „eine Basis der Verständigung mit Rußland habe, so ist es darum nicht nöthig, daß Herr von Beust sich das Verdienst derselben aneignet, — eine östliche Koalition ist dasjenige, was vor Allem um jeden Preis vermieden werden muß, — sie könnte mit logischer Nothwendigkeit ihre Spitze nur gegen uns kehren."

„Also würden wir uns gegen die österreichischen Propositionen erklären müssen?" fragte der Marquis.

„Dadurch würden wir gerade das hervorrufen, was wir vermeiden wollen," sagte der Kaiser, seinen Schnurrbart drehend, — „wir dürfen weder Rußland feindlich gegenübertreten, noch auf der andern Seite dulden, daß die orientalische Frage irgendwie einer endgültigen Lösung oder auch nur einem vorläufigen Abkommen entgegengeführt werde. — Wir müssen Oesterreich überbieten!" setzte er nach einem kurzen Nachdenken hinzu.

Der Marquis machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Wir müssen es so weit überbieten, — daß — Alles beim Alten bleibt!" sagte der Kaiser lächelnd.

„Ah!" machte der Marquis, indem er mehrmals mit dem Kopfe nickte.

„Lassen Sie uns vorschlagen, daß Kandia, Thessalien und Epirus, um der dortigen Unzufriedenheit ein- für allemal ein Ende zu machen, gänzlich von der Türkei abgetrennt und mit Griechenland vereinigt werden mögen! — das wird dann schließlich England erwecken — und es wird Alles bleiben, wie es war. — Jedenfalls darf Oesterreich kein Weg zu anderen Allianzen offen gelassen werden!"

Der Marquis verneigte sich.

„Aber," sagte er dann, „um auf die luxemburger Frage zurückzukommen, — Eure Majestät befehlen also,

daß unsere Sprache in derselben sehr fest und energisch sein solle —"

„Ahmen wir das Beispiel unseres Gegners nach," sagte der Kaiser, „und hüllen wir uns zunächst in eine kühle Zurückhaltung, — echauffiren wir uns nicht vor der Zeit, die Sache wird ja doch vor eine europäische Konferenz kommen, — es ist das gar nicht zu vermeiden, engagiren wir uns also nach keiner Richtung —"

„Aber, Sire," rief der Marquis, „sollen wir denn eine neue direkte moralische Niederlage ertragen?"

„Wir wollen Zeit gewinnen," sagte der Kaiser mit freundlichem und verbindlichem Lächeln, — „und das ist ein großer Gewinn."

Der Marquis biß mit unzufriedener Miene auf seinen kleinen Schnurrbart.

„Uebrigens," fuhr der Kaiser fort, „dürfen wir nicht versäumen, eine energische Aktion vorzubereiten, — ich bitte Sie, mein lieber Marquis, sich mit Lavalette zu verständigen, um durch die Presse auf die öffentliche Meinung wirken zu lassen, damit die nationale Seite ein wenig anklinge, — auch wird es gut sein, die militärischen Rüstungen scharf zu betreiben und einige Truppen gegen die Grenze zu dirigiren. — Ich werde mit dem Marschall Kriegsminister sogleich darüber sprechen."

Die Züge des Ministers klärten sich auf.

„Lord Cowley hat die bons offices Englands angeboten," sagte er dann, — „er hat auch eine Audienz bei Eurer Majestät erbeten und wird wahrscheinlich bald hier sein."

Napoleon zuckte die Achseln.

„Wo es die Verkleisterung eines Konflikts gilt, — sei es auch nur auf sechs Wochen, — da ist man der bons offices Englands sicher!" sagte er, — „ich werde ihn empfangen, um die Phrasen zu hören, die ich schon zum Voraus genau kenne! Ich bitte Sie, sogleich wieder zu kommen, mein lieber Marquis," fügte er hinzu, — „sobald Sie neue Nachrichten von Wichtigkeit haben."

Der Marquis stand auf, faltete seine Papiere zusammen und entfernte sich, indem er mit tiefer Verbeugung sprach:

„Ich wünsche, daß es Frankreich dießmal vergönnt sein möge, Reparation für Sadowa zu erlangen."

Der Kaiser blickte ihm lange schweigend nach. Sein Auge verschleierte sich tiefer und tiefer, sein Kopf sank fast auf die Brust hinab.

„Sie haben es leicht," sagte er dumpf, „mich zum Kriege zu drängen, — was setzen sie ein, — was würden sie verlieren, wenn der Würfel des Krieges ungünstig fiele? — Und halte ich den Sieg in meiner

Hand? gebiete ich dem Gott der Schlachten, wie mein Oheim? — Ich fühle," sagte er immer leiser und dumpfer, immer mehr in sich zusammensinkend, — „daß die Fäden eines bösen Verhängnisses mich dichter und dichter umziehen, — ich sehe den Kampf mit Deutschland immer mehr mit zwingender Nothwendigkeit herannahen, — diesen Kampf, den ich nicht will, von dem eine innere Stimme mir sagt, daß er verderblich sein wird für mein Haus!"

Er richtete sich empor.

„Wenn es denn aber sein muß, so sollen wenigstens alle Chancen des Sieges auf meiner Seite sein," sprach er mit festerer Stimme, „die mächtige Waffe, welche meinen Oheim niederwarf, will ich für mich benutzen, — ich will Preußen die Koalition entgegenstellen, — Italien und Oesterreich, — das ist es, — an der Spitze dieser dreifachen Macht wird es nicht mehr Tollkühnheit sein, das Spiel zu wagen, — aber besser wäre es doch," fuhr er wieder leise und sinnend fort, „wenn ich mit Deutschland mich verbinden könnte, — bei diesem Deutschland ist die Kraft, — es vereinigt und vertritt alle Ideen, welche ich als wahr und richtig erkannt habe, — sollte sich der Weg nicht finden lassen, um diese jugendlich wachsende Macht zu gewinnen, — sollte dieser Mann, den ich für leicht, für oberflächlich,

für einen genialen Sonderling hielt, den ich zu lenken, zu beherrschen hoffte, — sollte er gar keine zugängliche Seite haben?"

Er versank in tiefes Nachdenken.

Der Kammerdiener trat ein und überreichte dem Kaiser ein versiegeltes Papier. Zugleich meldete er:

„Seine Excellenz der Staatsminister steht zu Eurer Majestät Befehl!"

Der Kaiser öffnete das Papier, durchflog seinen Inhalt und verbrannte es dann lächelnd an der Kerze, welche auf seinem Tische stand.

„Die Kaiserin wird ihn friedlich stimmen wollen," sagte er, — „vortrefflich, wenn es ihr gelingt! — Ich bitte den Staatsminister einzutreten!"

Herr Rouher näherte sich dem Kaiser, welcher aufgestanden war und ihm die Hand reichte.

„Sie waren bei der Kaiserin?" fragte er.

„Ja, Sire," antwortete Herr Rouher mit nicht ganz unterdrücktem Erstaunen, — „Ihre Majestät hatte mich rufen lassen," fuhr er fort, indem er den Blick klar und fest auf das verschleierte Auge des Kaisers richtete, — „um mir ihre so natürliche Besorgniß vor dem drohenden Kriege auszusprechen und mir an's Herz zu legen, durch meinen Rath für die Erhaltung des Friedens zu wirken."

„Ich finde das sehr natürlich und löblich von meiner Gemahlin," sagte der Kaiser, — „aber sie ist bei Ihnen nicht glücklich gewesen, Sie waren wenigstens nicht für eine Politik des Nachgebens."

„Gewiß nicht, Sire," erwiederte Herr Rouher, — „ebensowenig aber möchte ich auch die Verantwortung tragen für ein starres Vorgehen bis zum Aeußersten, — ich habe viel über die Frage nachgedacht, Sire," — fuhr er fort, „und ich muß Eurer Majestät sagen, daß ich mehr und mehr bedenklich geworden bin —"

„Die Kaiserin zu kontrariiren?" fragte der Kaiser lächelnd, indem er die Spitze seines Schnurrbarts drehte.

„Eure Majestät wissen," erwiederte Herr Rouher mit Aplomb, „daß ich stets bereit bin, Ihrer erhabenen Gemahlin nach allen Kräften meine Ergebenheit zu beweisen, — ebenso wie ich Ihre Ideen, Sire, durchzuführen und zu vertheidigen keinen Anstand nehme, — aber meine politischen Anschauungen und der Rath, den ich Eurer Majestät in den Angelegenheiten Frankreichs gebe, sind unabhängig von allen persönlichen Rücksichten."

„Ich weiß es, ich weiß es, mein lieber Staatsminister!" sagte der Kaiser in herzlichem Tone, ihm leicht auf die Schulter klopfend, während sein Blick sich unter den tief niedersinkenden Augenlidern verbarg.

„Sie sind also der Ansicht — —?“ fragte er.

„Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, Sire,“ erwiederte der Staatsminister, „daß diese luxemburgische Affaire nicht werth ist, in diesem Augenblick fast unvorbereitet und ohne Allianzen einen Kampf aufzunehmen, bei welchem es sich um die Machtstellung Frankreichs und — um den Ruhm der Dynastie handeln würde, — um so mehr —“

„Um so mehr?“ fragte der Kaiser.

„Um so mehr — als ich aus allen Anzeichen sehe, daß das Land, welches in einem seltenen Aufschwung der Industrie emporblüht, den Krieg nicht wünscht, — wenn es auch die unvermeidliche Nothwendigkeit mit dem ganzen altfranzösischen Patriotismus acceptiren würde! — Ganz insbesondere aber,“ fuhr er fort, — „wiegt für mich die schon vorbereitete Weltausstellung besonders schwer —“

Der Kaiser ließ sich, wie ermüdet, auf seinen Lehnstuhl sinken, indem er den Minister durch eine Handbewegung einlud, sich ebenfalls zu setzen.

Herr Rouher verneigte sich, trat zu einem Fauteuil dem Kaiser gegenüber, und indem er die linke Hand auf dessen Lehne stützte, blieb er hinter demselben stehen.

Mit der leicht erhobenen Rechten seine Worte durch

ruhige und würdevolle Bewegungen begleitend, fuhr er in eindringendem Tone fort:

„Die Weltausstellung, Sire, — dieser große Gedanke Eurer Majestät, durch welchen Sie dem edelsten Wettkampfe der Nationen Europas und der ganzen Welt eine herrliche Arena eröffnen, soll unmittelbar ausgeführt werden, — Tausende haben ihre Vorbereitungen getroffen, — ungeheure Werthe sind aus den entferntesten Stätten der Kultur bereits hier angelangt, eben so große Werthe schwimmen noch auf dem Ozean und werden von Karawanen und Eisenbahnzügen Eurer Majestät kaiserlicher Residenz zugeführt, — Frankreich, insbesondere Paris erwartet jene Ströme von Fremden, welche ebensoviel Ströme von Gold hieherführen sollen; — wenn nun in diesem Augenblick der Brand eines europäischen Krieges sich entzündet, — eines Krieges, der von dem Worte und dem Willen Eurer Majestät abhängig war, so würden alle die Werthe vernichtet — alle diese Hoffnungen zerstört werden, und alle dadurch Betroffenen, — das aber ist fast die ganze Welt, und wiederum Paris vor Allem, — sie Alle würden die Schuld davon auf Eure Majestät werfen. — Selbst der glänzendste Erfolg eines Feldzuges aber könnte kaum wieder gut machen, was diese Stimmung Eurer Majestät schaden würde.“

Der Kaiser nickte schweigend mit dem Kopf, ohne den Blick emporzurichten.

„Auf der andern Seite aber, Sire," fuhr der Staatsminister, aufmerksam den Eindruck seiner Worte auf den Kaiser beobachtend, fort, „handelt es sich bei dieser ganzen Frage in diesem Augenblick weniger um den Besitz von Luxemburg, als um das Prestige Frankreichs. — Ich komme abermals auf die Weltausstellung — und ich glaube, daß dieselbe dieß Prestige höher heben wird, als es je gestanden, — denn, Sire, sie hat — wie ich Eurer Majestät kaum auszuführen nöthig habe — auch ihre eminent politische Bedeutung. Alle Souveräne Europas bereiten sich vor, die Wunder der Ausstellung zu sehen, — selbst der Sultan rüstet sich — eine unerhörte Neuigkeit — zur Reise hieher. — Alle diese Souveräne aber besuchen nicht nur die Ausstellung, sie besuchen Eure Majestät. Sie werden also, Sire, sich umgeben sehen von einem Parterre von Kaisern und Königen, welches weitaus dasjenige an Glanz überstrahlen wird, das Ihr großer Oheim einst in Erfurt um sich versammelte, — und das auf keiner Basis von Blut und zertretenen Existenzen ruht, sondern im Gegentheil errichtet ist auf dem fruchtbaren Boden der edelsten internationalen Arbeit. — Welche Anknüpfungen können da gemacht, welcher Einfluß kann gewonnen

werden, wenn alle diese Souveräne, in deren Händen sich die Schicksalsfäden der Welt vereinigen, der so mächtigen Wirksamkeit der persönlichen Unterhaltung Eurer Majestät" — er verneigte sich gegen den Kaiser — „ausgesetzt werden, — dieser Wirksamkeit, welcher noch Niemand widerstanden hat? Und das französische Volk, — das den Souverän seiner Wahl umgeben sehen wird von Allem, was die Welt an Macht und Herrlichkeit, an Glanz, an Reichthum, an Arbeit und Produktion umfaßt, welches sehen wird, wie seine Hauptstadt dem ganzen Universum eine strahlende Gastfreundschaft darbietet, — wird es nicht dankbar — wird es nicht stolz sein, daß sein Kaiser ein blutiges Lorbeerblatt diesem rauschenden Hain der schönsten Lorbeeren des Friedens geopfert hat? — Diese Erwägungen, Sire," fuhr er fort, — „bestimmen mich aus vollster Ueberzeugung, für den Frieden zu sprechen."

Der Kaiser erhob das Haupt, sein Blick entschleierte sich ein wenig, mit einem anmuthig verbindlichen Lächeln sagte er:

„Ich muß Ihnen gestehen, mein lieber Minister, daß Ihre Worte einen mächtigen Eindruck auf mich machten, — ich war gereizt über diese immerfort feindliche Haltung des berliner Kabinets, — aber ich fühle, — ein Souverän darf persönlichen Gefühlen keine Rech-

nung tragen! Doch," fuhr er sinnend fort, — „Sie wissen, daß nicht Alle denken und sprechen wie Sie, — es würde nöthig sein, die großen, schönen und wahren Ideen, welche Sie mir so eben entwickelt haben, in geeigneter Weise langsam und vorsichtig in die Oeffentlichkeit bringen zu lassen."

„Nichts leichter als das, Sire!" rief Herr Rouher, — „ich werde die Presse —"

„Moustier bedarf," sagte der Kaiser, ihn unterbrechend, „um die Sache in würdiger Weise zu führen, einer gewissen kriegerischen Strömung, welche seine Worte in Berlin unterstützt — Sie wissen, daß man dort sehr aufmerksam unsere öffentliche Meinung verfolgt, — würde sie zu laut den Frieden predigen, so könnten unsere Gegner zu übermüthig werden. — Lassen Sie also," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „lassen Sie das auswärtige Amt immerhin eine kleine kriegerische Campagne machen, damit man in Berlin nicht vergißt, daß Frankreich eine militärische Nation ist, — aber sorgen Sie dafür, daß Ihre Ideen daneben immer tiefer in das Publikum dringen, und vor Allem — sprechen Sie selbst dieselben bei jeder Gelegenheit mit derselben Festigkeit und Beredsamkeit aus, mit welcher Sie mir dieselben so eben entwickelten. — Ihre Autorität —"

„Eure Majestät erlauben also," fragte der Staats-

minister lebhaft, — „daß ich mich persönlich engagire?"

„Ich bitte Sie sogar darum," sagte der Kaiser.

Der Kammerdiener trat ein.

„Lord Cowley bittet Eure Majestät um Audienz."

Der Kaiser nickte mit dem Kopf.

„Ich danke Ihnen für den Freimuth, mit welchem Sie mir Ihre Ansichten entwickelt haben," sagte er Herrn Rouher die Hand reichend.

Der Staatsminister verbeugte sich und verließ mit erhobenem Haupte, stolze Befriedigung auf den Zügen das Kabinet.

„Die Kaiserin hat mir einen großen Dienst geleistet, ohne es zu wollen," flüsterte Napoleon lächelnd, — „er wird den Frieden predigen, — vielleicht wird mich der Strom der öffentlichen Meinung zwingen, zu thun, was ich thun will, — und die moralische Verantwortlichkeit wird auf ihn fallen, — ich werde den Bock der Sühne haben, den ich schlachten kann, wenn es nöthig wird."

In anmuthig höflicher Bewegung trat er dem englischen Botschafter entgegen, welcher in der Thüre des Kabinets erschien.

„Guten Morgen, Mylord," sagte, ihm die Hand reichend, der Kaiser, von dessen Gesicht jede Spur des

trüben, präokkupirten Ausdrucks verschwunden war, — „ich freue mich, Sie zu sehen, — haben Sie Nachrichten über das Befinden Ihrer Majestät der Königin?"

Lord Cowley, eine vornehme Erscheinung von englischem Typus, in einfachem schwarzen Morgenanzug, ergriff ehrerbietig, aber doch mit jener der englischen Aristokratie eigenthümlichen, selbstbewußten Würde die Hand des Kaisers und erwiederte in jener englischen, durch die lange Uebung etwas verwischten, aber doch hörbar anklingenden besondern Aussprache des Französischen:

„Ich danke Eurer Majestät, — der letzte Kurier, welcher gestern von London kam, brachte ziemlich befriedigende Nachrichten über das Befinden Ihrer Majestät, — doch aber glaube ich kaum, daß die Königin daran wird denken können, wie sie es so sehr gewünscht hätte, die Ausstellung zu besuchen."

„Die Ausstellung!" sagte der Kaiser, seufzend die Achseln zuckend, — „wird diese Ausstellung, dieß schöne und große Werk des europäischen Friedens, überhaupt stattfinden können?"

Lord Cowley sah ihn bestürzt an.

„Eure Majestät fürchten?" fragte er.

„Ich fürchte vielleicht lebhafter," erwiederte der Kaiser, — „weil ich mit großer Liebe an diesem so sorgsam vorbereiteten Werke hing!"

„Ich bitte Eure Majestät, überzeugt zu sein," sagte Lord Cowley, „daß die Königin, meine erhabene Herrin, und ihre Regierung mit nicht minderer Besorgniß die Möglichkeit in's Auge faßt, daß der Frieden Europas gestört werden könne, und ich habe den Auftrag, Eurer Majestät die guten Dienste Englands zur Verständigung über diese beklagenswerthe Frage Luxemburgs anzutragen."

„Bin ich es, der den Frieden stört?" fragte Napoleon mit einem leichten Anklang von Ungeduld. — „Bei mir bedarf es sicherlich keiner vermittelnden und beruhigenden Einwirkung, — in Berlin ist dieselbe mehr am Platz."

„Ich kann Eure Majestät versichern," sagte Lord Cowley, „daß auch in Berlin ernste Vorstellungen gemacht werden."

„Warum stellt sich das berliner Kabinet mir immer feindlich entgegen?" rief der Kaiser, einige Schritte durch das Zimmer machend. — „Trete ich ihm zu nahe, — bin ich nicht vollständig in den Grenzen der Verträge? Ist der König von Holland nach der Auflösung des deutschen Bundes nicht freier und unabhängiger Souverän von Luxemburg? Warum, mit welchem Recht hält Preußen dort sein Besatzungsrecht fest, welches nur dem deutschen Bunde zugestanden war? — Mein

lieber Ambassadeur," fuhr er fort, vor dem Lord stehen bleibend und ihn mit einem vollen, flammenden Blick seiner plötzlich entschleierten Augen anblickend, — „ich habe schweigend zugesehen, daß man den deutschen Bundesvertrag gewaltsam zerrissen hat, — ich werde es aber nicht dulden, daß man einen damit zusammenhängenden Vertrag, ein anderes Glied aus jener 1815 geschmiedeten Kette, an den Grenzen Frankreichs gewaltsam aufrecht halte!"

„Aber, Sire," rief Lord Cowley erschrocken über diesen heftigen Ausbruch, — „ich bitte Eure Majestät —"

„Oder halten Sie," rief der Kaiser, „diese luxemburger Verträge nicht mit dem deutschen Bunde für erloschen? Lord Stanley wenigstens hat dem Fürsten Latour d'Auvergne und ebenso auch dem preußischen und dem russischen Botschafter in London erklärt, daß nach seiner Meinung der König von Holland unbestreitbar das Recht habe, Luxemburg an Frankreich abzutreten."

„Ganz gewiß, Sire," sagte Lord Cowley in fast ängstlichem Tone, — „ist das Recht nach der Auffassung meiner Regierung unzweifelhaft auf Ihrer Seite, — die Aufhebung des deutschen Bundes hat die Verträge über die Besatzung der Festung Luxemburg aufgehoben, und der König von Holland kann darüber

disponiren, wie er will, — dieß unterliegt gar keinem Zweifel, — allein —"

„Allein —?" fragte der Kaiser. — „Soll ich zurückweichen, wenn ich im Rechte bin?"

„Sire," sagte Lord Cowley in bittendem Tone, — „Eurer Majestät hocherleuchteter Geist schätzt nach seinem wahren Werthe den Frieden Europas, — die Königin und ihre Regierung geben sich der Hoffnung hin, daß Eure Majestät dem hohen Werth dieses Friedens auch ein Opfer zu bringen bereit sein würden."

„Ein Opfer an der Ehre Frankreichs?" rief der Kaiser, einen funkelnden Blick aus seinen weit geöffneten Augen auf den Botschafter werfend.

„Wer würde es wagen, daran zu denken, Sire!" rief Lord Cowley, — „aber," fuhr er fort, indem er sich einen Schritt dem Kaiser näherte, — „Eure Majestät haben so eben besonders betont, daß hauptsächlich die preußische Besatzung in der Festung Luxemburg Ihnen unberechtigt erscheint und Ihr Mißfallen erregt."

„Das Großherzogthum Luxemburg selbst ist mir höchst gleichgültig!" rief der Kaiser in wegwerfendem Tone, indem er auf den englischen Botschafter einen scharfen, beobachtenden Blick warf, der sich sogleich wieder unter den schnell sich herabsinkenden Augenlidern verbarg.

Lord Cowley's Gesicht überzog ein freudiger Schimmer.

„Eure Majestät legten also in der That auf den Besitz des Großherzogthums keinen Werth — und würden mit einer Neutralisation des Landes einverstanden sein?"

Der Kaiser senkte das Haupt. Langsam setzte er sich in seinen Lehnstuhl.

Lord Cowley ließ sich auf seine Aufforderung ihm gegenüber nieder.

„Sie stellen da eine sehr bestimmt formulirte Frage, mein theurer Lord," sagte Napoleon nach einigem Nachdenken, — „um dem Botschafter Großbritanniens darauf zu antworten, müßte ich den Rath meiner versammelten Minister hören — und," fügte er mit eigenthümlichem Lächeln hinzu, „die öffentliche Meinung Frankreichs zu Rathe ziehen, — denn Sie wissen ja, mein lieber Botschafter, ich bin nicht legitimer Kaiser in jenem alten Sinne, — ich bin der Erwählte der Nation, — ich muß also dem Willen meiner Mandanten gehorchen, — und ich weiß nicht —"

„Eure Majestät," sagte Lord Cowley, „haben ja öfter mir schon das ausgezeichnete und mich hoch ehrende Vertrauen bewiesen, mir Ihre persönlichen Anschauungen mitzutheilen, — sollte es denn jetzt —"

Der Kaiser lehnte sich, den rechten Ellenbogen auf das Knie gestützt, den Schnurrbart in den Fingerspitzen drehend, zu dem englischen Botschafter hinüber und sah ihn mit großen Augen und tief eindringendem Blick an.

„Mein theurer Lord," sagte er, — „ich habe kein Bedenken, Ihnen auch dießmal meine persönliche Ansicht über die schwebende Frage zu sagen."

Der Lord lauschte gespannt.

„Nach meiner Auffassung," fuhr der Kaiser, immer den Schnurrbart drehend, fort, — „muß Frankreich mit großem Bedauern das Herannahen eines Konflikts mit Deutschland sehen, — ich stelle mich einzig und allein auf den rechtlichen Standpunkt, daß Frankreich nicht zugeben kann, das luxemburger Land und dessen bedeutsame Festung durch die Preußen, die dort vertragsmäßig nichts mehr zu thun haben, besetzt zu sehen. — Demzufolge würde ich der Meinung sein, daß Frankreich, wenn die preußische Besatzung zurückgezogen wird, auf die Neutralisation des Landes, unter welcher Bedingung immer, eingehen könne."

Lord Cowley athmete auf.

„Darf ich diese Ansicht Eurer Majestät nach London mittheilen?" fragte er eifrig.

„Warum nicht!" sagte der Kaiser, — „indeß bitte ich Sie, nicht zu vergessen, daß es meine rein persön=

liche Meinung ist, gegen welche vielleicht meine Minister gewichtige Gründe anzuführen haben könnten."

„Aber wenn es gelingen sollte, ein Arrangement auf der Basis dieser Anschauungen Eurer Majestät in Berlin annehmen zu lassen?"

„So würde ich versuchen, meinen Ministern gegenüber meine Meinung zu verfechten," sagte der Kaiser lächelnd.

Lord Cowley erhob sich rasch.

„Ich bitte Eure Majestät um Erlaubniß," sagte er, „meinen Kurier absenden zu dürfen, — von einer Minute Verzögerung kann die Ruhe Europas abhängen."

„Gehen Sie, lieber Ambassadeur," sagte der Kaiser freundlich, — „ich wünsche Ihren Bemühungen den besten Erfolg, — Sie wissen wohl, daß Niemand aufrichtiger wie ich den Frieden Europas wünscht."

Er stand auf und reichte dem Lord die Hand

Dieser verbeugte sich tief und entfernte sich schnell.

„So," sagte Napoleon, als er allein war, „nun werden Rouher, die Presse und England mich drängen, das zu thun, was ich will, — und ich werde wohl nachgeben müssen," fügte er lächelnd hinzu.

Er bewegte eine kleine Glocke auf seinem Schreibtisch, welche mit besonderem Klange durch das Kabinet schallte.

Aus der Thüre nach seinen innern Gemächern trat sein alter Kammerdiener Felix, der Vertraute seiner Verbannung, — ein alter Mann mit grauem Haar, scharfgeschnittenem und intelligentem, aber dabei offenem und treuem Gesicht.

„Mein lieber Felix," sagte der Kaiser, freundlich zu ihm hintretend, „ich will ein wenig spazieren gehen, — wo ist Nero, mein guter, braver Freund, der treueste — nach Dir, Du altes Herz ohne Falsch und Hinterhalt?"

Und mit einem warmen, leuchtenden Blick reichte er dem alten Diener die Hand. Dieser drückte sie an sein Herz und führte sie dann an die Lippen.

Dann näherte er sich wieder der Thüre und ließ einen zischenden Ton durch seine Lippen dringen.

Nach wenigen Augenblicken erschien in mächtigem Sprung ein großer, schwarzer Neufundländerhund, beschnupperte den Kammerdiener flüchtig und stürzte dann in einem großen Satze auf den Kaiser zu, hob sich auf den Hinterbeinen empor und legte die Vordertatzen auf Napoleon's Schultern, indem er mit seiner großen rothen Zunge zärtlich sein Gesicht leckte.

Der Kaiser ließ es geschehen. Sanft legte er seinen Arm um das Thier und ein Ausdruck unendlicher Weichheit legte sich über sein Gesicht, sein Auge

strahlte in feuchtem Schimmer, — er war wahrhaft schön in diesem Augenblick.

„Du gutes Thier,“ sprach er mit sanfter, metallisch klangvoller Stimme, „ich gebe dir nichts als dein Futter und zuweilen einen freundlichen Blick, — und du liebst mich, mich allein, — du würdest eben so freudig an mir emporspringen, wenn ich nicht Kaiser wäre, — in der Verbannung, am Bettelstab, — während diese Alle, — die ich mit Gold und Ehren überhäufte —“

Er seufzte tief, dann drückte er die Lippen auf den glänzend schwarzen Kopf des Hundes.

„Du treuer Freund!“ sagte er leise, und der Hund, als verstände er die Worte seines Herrn, schmiegte sich innig an ihn an.

Felix nahte sich dem Kaiser und ließ sich auf ein Knie neben ihm nieder.

„Vergessen Eure Majestät mich?“ fragte er leise.

Der Kaiser reichte ihm die Hand, ohne den Hund loszulassen.

„Nein, ich vergesse Dich nicht, Du Gefährte der bösen Tage, — Dich habe ich voraus vor allen Souveränen der Welt, — einen Freund, den ich im Fischzug aus des Lebens Tiefen gewann!“

Und lange stand er so, — aller Ausdruck von Sorge verschwand aus seinem Gesichte, sein Auge leuch=

tete in warmem Schein, — es war nicht der Kaiser, — der vielbeschäftigte, wachsame, gequälte, mächtige und ermüdete Imperator, — es war der Mensch, — der einfache Mensch, der seine Seele badete in rein menschlichem Gefühl.

Dann seufzte er tief auf und ließ den Hund sanft zur Erde gleiten.

„Rufe den Adjutanten vom Dienst," sagte er.

Felix stand auf und ging in das Vorzimmer.

Wenige Augenblicke darauf kam er mit dem dienstthuenden Adjutanten, General Favé, zurück. Er reichte dem Kaiser seinen Hut, die Handschuhe und einen schönen Stock von spanischem Rohr mit goldenem Knopf.

„Ich will ein wenig im Garten spazieren gehen," sagte Napoleon mit freundlichem Lächeln, nahm den Arm des Adjutanten und stieg die Treppe hinab. — Nero folgte langsam und gravitätisch.

Felix blickte ihm mit weichem Blicke nach.

„Er wird alt," sagte er mit tiefem Seufzer, — „die Zeit fordert ihr Recht an uns Allen. — Gott schütze und erhalte den Prinzen!"

